



Grey Scale #13



Part Code ST1316



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



MAX KEMMERICH  
MACHIAVELLI



Colour Chart #13



MAX KEMMERICH  
MACHIAVELLI

PLATE XI. KING WINDMILL

5

Class Meeting  
January 1911

870 B.N.

MACHIAVELLI *4yt.*

---

VON

MAX KEMMERICH *aut.*

---

MIT 1 FAKSIMILE UND 20 ABBILDUNGEN

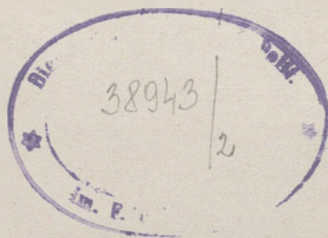
---

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

1925

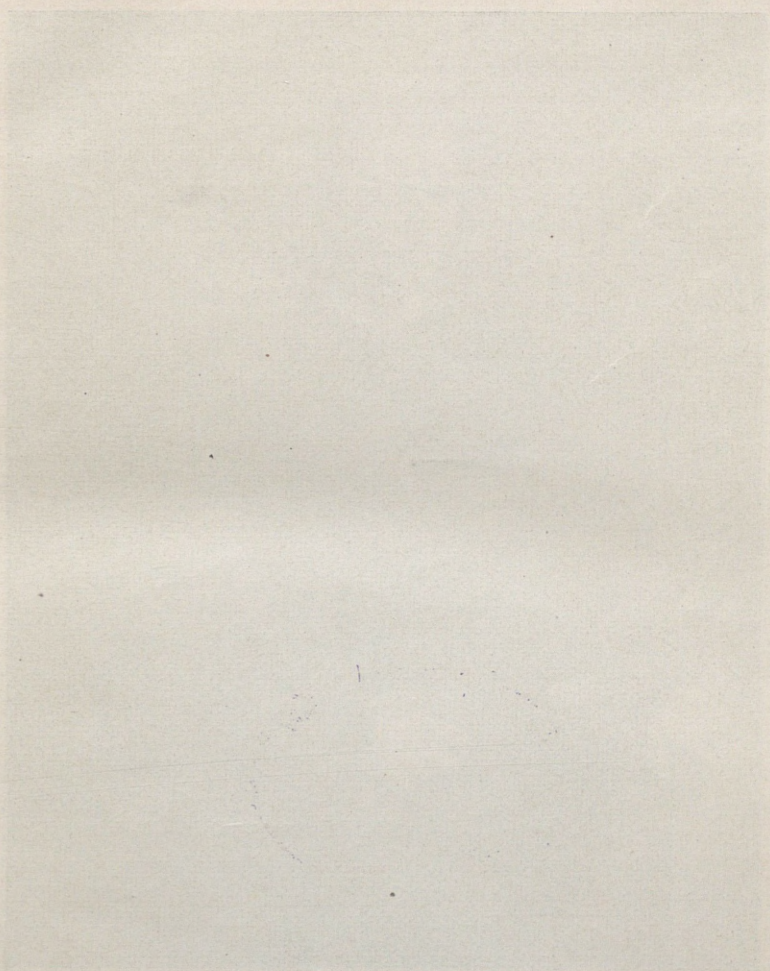
9/45 | 92 (Morphologie)

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN  
COPYRIGHT 1925 BY VERLAG KARL KÖNIG, WIEN

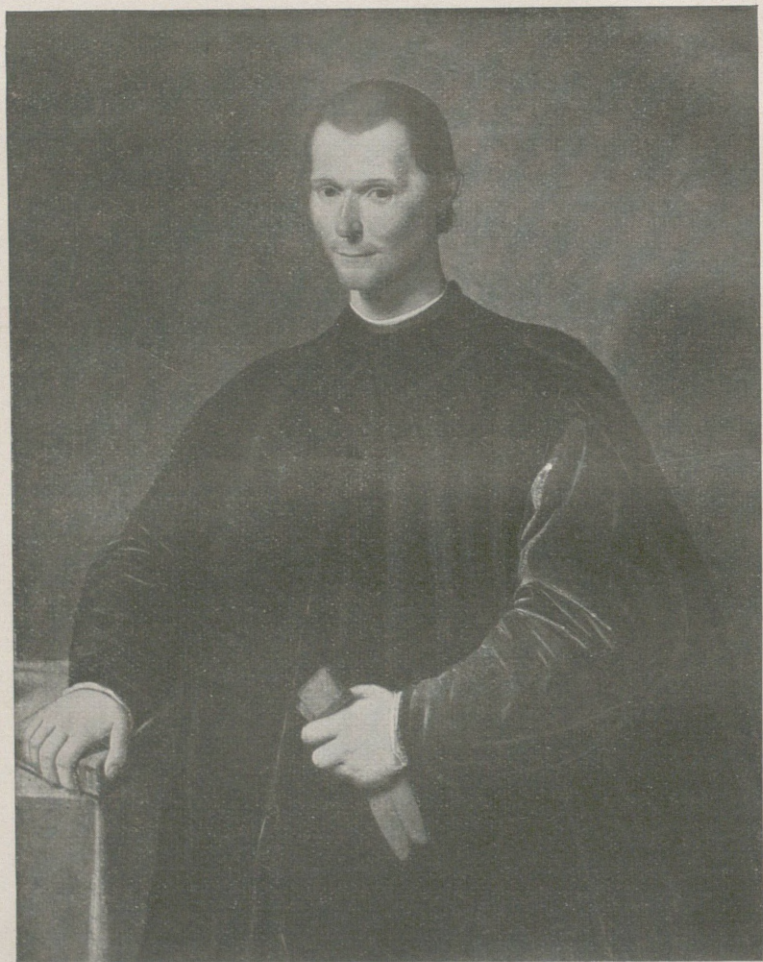


DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

BRONKA  
Kafkas  
Kafkas



*[Faint, illegible text or markings, possibly bleed-through from the reverse side of the page.]*



Hierolo Martinowly.

## VORWORT

Die Sammlung „Menschen, Völker, Zeiten“ stellt sich zur Aufgabe, durch das Medium großer Persönlichkeiten deren kulturelle Umwelt und Arbeitsgebiete dem gebildeten Leser zu vermitteln. Sie vereint also Biographie mit Kulturgeschichte und ist soweit möglich auch bestrebt, das Fortwirken auf die Gegenwart aufzuzeigen. Wir erblicken den Schöpfer und Bannerträger jeglicher Kultur im genialen Individuum. Gewiß ist die Masse unentbehrlich, aber nur als Heerbann. Wo sie dem Genie Widerstand entgegensetzt, geschieht es nicht aus eigenem, sondern weil die — oft sogar mißverstandenen — Ideen früherer großer Persönlichkeiten dem Neuen entgegenstehen.

Wir betrachten die Kulturmenschheit als große ideelle Einheit. Gleich weit entfernt vom Chauvinismus wie vom Antinationalismus, ist es der Geist des Allgemein-menschlichen auf allen Gebieten, des Internationalen im besten, nicht politischen sondern kulturellen Sinne, der uns vorschwebt. Der politischen Zerrissenheit eine ideale kulturelle Einheit gegenüberzustellen sei unsere Aufgabe.

Im übrigen hat jeder Autor die unbedingte Freiheit seiner eigenen Meinung. Weder politische, noch religiöse oder anderweitige Bindungen irgendwelcher Art bestehen für ihn. Es wäre daher mit dem Geiste unserer Sammlung sehr wohl vereinbar, daß wir das gleiche Thema nicht nur von Vertretern verschiedener Nationen, sondern auch vom entgegengesetzten politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Standpunkte aus bearbeiten lassen. Darum erlaubt die Kenntnis eines einzelnen Buches dem Leser noch keineswegs ein Urteil über die in Wahrheit gar nicht existierende Tendenz unserer Monographienreihe.

Was meinen „Machiavelli“ betrifft, so machte ich selbstredend als Autor gleichfalls vom Rechte, das in weitherzigster Weise jedem Mitarbeiter eingeräumt wird, Gebrauch. Darum ist meine persön-

liche politische Einstellung durchaus kein Kriterium für die — wir wiederholen es — gar nicht vorhandene Tendenz unserer Kulturgeschichte.

Der Historiker wird im vorliegenden Buche nichts Neues finden, da es nicht mein Ehrgeiz war, neue Dokumente zu entdecken oder gleich manchem Goetheforscher durch Auffindung einer Wäsche-rechnung die Persönlichkeit neu zu beleuchten. Desto mehr dürfte der Ethiker und Staatsmann auf seine Rechnung kommen.

München, im Dezember 1924

DR. MAX KEMMERICH

## ERSTES KAPITEL

### DER MENSCH DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

Wer durch die engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt wandelnd plötzlich bei einer Biegung des Weges vor einem gotischen Dome steht, muß unwillkürlich den Atem anhalten. Seine Blicke und sein Gemüt fliegen himmelwärts. Sie folgen dem mächtigen Aufwärtstrieb der Spitzbogen, Fialen, Wimperge und Kletterblumen, die alle fort von dieser Welt der Materie und Erdschwere in höhere Sphären streben. Das steinerne Spitzenwerk der Maßwerkfenster und Portale scheint unwirklich in seiner duftigen Leichtigkeit. Doch nicht nur die Gotteshäuser spiegeln unverkennbar den Aufwärtsdrang des gotischen Menschen wieder, auch die Profanbauten bekunden, daß seine Seele fortstrebt aus den Fesseln der Erdgebundenheit, daß er sich auf diesem Planeten nur als Gast fühlt. Und wenn wir die Literatur der Zeit studieren, so werden wir den gleichen Zug der Seele wiederfinden. Nicht nur bei den großen Mystikern und Theologen, auch im profanen Schriftwesen ist und bleibt die Dominante das metaphysische Bedürfnis, die Abkehr vom Irdischen, die Sehnsucht nach Gott und den Freuden des Jenseits.

Wie ganz anders ist der Eindruck, den ein Renaissancebau in uns erweckt! Jetzt wird der Raum umschlossen, nach oben abgegrenzt. Das Jenseitssehnen, angedeutet durch die zahllosen nach den Wolken weisenden Spitzen der gotischen Architekturwerke, ist gänzlich verschwunden. Man hat sich hier auf Erden häuslich eingerichtet und will so lange, als es nur gehen mag, in Fleisch und Blut teilhaben an den Freuden des Lebens. Man zerbricht sich nicht mehr den Kopf über Probleme des Seelenheils und des Jenseits, sondern rüstet Entdeckerfahrten aus, um die Erde zu erforschen.

Stellt die Gotik die größte Entfernung der Baukunst von der Antike dar, so suchen die großen Baumeister der Renaissance diese genauestens nachzuahmen. Denn als Folge des Wirkens der Huma-

nisten ist der an alles und jedermann zu legende Maßstab der des alten Griechen und Römers. Dieser aber war lebenbejahend, diesseitsfreudig, irdisch. Nicht Askese und Weltflucht, sondern Genuß und Welteroberung wurde antikem, klassischem Muster folgend nunmehr Lebensziel und -Inhalt des Italieners der Renaissance, dem bald die anderen Völker Europas nacheifern sollten.

So zeigt die Baukunst unverkennbar die gewaltige Wandlung, die sich binnen weniger Generationen in der Geistesrichtung und dem Gemütsbedürfnis des Abendlandes vollzogen hatte.

Was die großen Schriftsteller, mit Dante, der die italienische Sprache schuf, aber in seiner Vorstellungswelt noch christlich-mittelalterlich blieb, beginnend, über Boccaccio und Petrarca bis zu den Humanisten des 15. Jahrhunderts für einen Anteil an dieser völligen Sinneswandlung nahmen, im einzelnen zu verfolgen, ist hier natürlich unmöglich. Wohl aber müssen wir auf eine Erscheinung wie etwa Laurentius Valla hinweisen, der es wagte, den Nachweis zu liefern, daß die sogenannte Konstantinische Schenkung, auf die die Päpste ihre Ansprüche auf die weltliche Herrschaft basierten, eine Fälschung sei. Und man tat ihm nichts zuleide! Wir müssen eines Nikolaus V. Parentucelli, eines Aeneas Silvio Piccolomini (Pius II.) gedenken, die als Päpste noch die großen Verehrer der Antike blieben. Ganz zu schweigen von einem Julius II. oder Leo X., der, in einer Welt von Schönheit, belebt von Göttern und Nymphen, lebend, sich nicht scheute, das Christentum als eine Mythe zu bezeichnen, die für ihn zu gewinnbringend sei, um auf sie Verzicht zu leisten. Kann man sich bei dieser Denkweise des Stathalters Christi wundern, wenn alles, was auf Bildung hielt, mehr in der Götterwelt der Alten sich heimisch fühlte als im Himmel der christlichen Märtyrer und Heiligen? So radikal war die Abkehr von allem, was die Väter und Vorväter verehrt hatten! Welche Kühnheit, welche moralischer Mut, welche Selbständigkeit des Denkens — wobei die Frage des Fortschrittes oder Rückschrittes unbeantwortet bleiben möge — kurz: welche Kraft der Persönlichkeit war erforderlich gewesen, die alten Bahnen zu verlassen!

Ja, Persönlichkeiten, hemmungs- und respektlose Individualitäten hatte das kraftstrotzende Zeitalter der italienischen Renaissance in Hülle und Fülle, und zwar auf allen Gebieten.

x über den Ansehensgrad, die Rückbildung der Renaissance.

Der große Historiker Jakob Burckhardt vertritt die Ansicht, daß die Persönlichkeit, der Mensch als geistiges Individuum, damals erst im Abendlande geboren wurde wie vorher der Grieche und Araber gegenüber den Barbaren. Mag diese Anschauung auch wohl zu weit gehen, denn das Mittelalter hat ganz gewiß in einem Friedrich II., Albertus Magnus, Roger Bacon, Franz von Assisi, um nur einige Namen herauszugreifen, Persönlichkeiten von unerhörter Selbständigkeit des Geistes besessen, so ist doch eines ganz sicherlich richtig: man scheute sich nicht nur nicht mehr, aus dem Rahmen seines Standes, seiner Kaste oder Gemeinschaft herauszufallen, man wünschte es sogar. Originalität, die Ruhm versprach, war ein begehrenswerter Vorzug geworden. Man verzichtete nicht mehr ohne weiteres auf eine eigene Meinung nur aus Furcht, damit Anstoß zu erregen, sondern man war stolz, wenn man eine hatte. Wo die Antike Vorbilder bot, da suchte man sich ihrer zu bemächtigen, sie nachzuahmen, und schuf damit ungewollt Neues. Wo aber diese klassischen Beispiele fehlten, da brach man rücksichtslos mit Tradition und Konvention, ja man liebte es sogar, allem ins Gesicht zu schlagen, was nach Einengung und Schema aussehen konnte, ganz gleich auf welchem Gebiete.

Neben dem vorerwähnten Laurentius Valla, der sich erkühnte, Moses und die Evangelisten bloße Historiker zu nennen und die Heiligengeschichte kritisch zu sichten und zu sichten, steht ein Kopernikus, der die ganze Erde entthront, indem er sie zum Planeten, der um die Sonne kreist, degradiert. Wir finden einen Kolumbus, der entgegen allen Kirchenvätern und Konzilien die Kugelgestalt der Erde behauptet und, nach Westen segelnd, den Seeweg nach Ostindien finden will. Ein Sismondo Malatesta von Rimini wagt es gar, den krassesten Materialismus und Atheismus zu bekennen und sich und seiner schönen Isotta eine Kirche als Grabmal zu erbauen, die er mit Gemälden durchaus nicht orthodoxen Inhalts schmücken läßt.

Nun galt dieser Condottiere allerdings und mit vollem Rechte trotz seiner hohen Bildung als Scheusal, aber das hinderte keineswegs die durchgehende Paganisierung des Christentums, wenn auch zunächst nur in Äußerlichkeiten. Scharfe Angriffe gegen die Kirche und mehr oder minder verhüllt auch gegen das Christentum waren an der Tagesordnung.

Wir müssen die Tatsache unterstreichen, daß in keiner Zeit mit gleich explosiver Gewalt sich so viele geniale und genialische Kraftnaturen hemmungslos nach innen und skrupellos nach außen ihren Weg durch die Ruinen ehrwürdiger Institutionen und die Leiber gleich rücksichtsloser Konkurrenten und Feinde zu bahnen trachteten wie im Italien des 15. Jahrhunderts.

Das Streben nach Bildung war allen gemeinsam. Der Kunstsinn nicht minder. Die unsterblichen Meister des Pinsels und des Meißels sind ja jedermann geläufig. Aber mit dieser unerhörten Schönheit der Form vom Palast und Dom bis zum kleinsten Gebrauchsgegenstand, von der schwungvollen Gesandtenrede, den herrlichen, klingenden Versen großer Dichter bis zum einfachen Briefe geht ganz und gar nicht Hand in Hand der ethische Inhalt. Die Renaissance ist rein ästhetisch orientiert. Für Ethik fehlt ihr so gut wie jedes Verständnis. Ihr Gott ist der Erfolg. Wer aber, wie etwa der fromme, aber fanatische Ethiker Savonarola, die Schönheit anzutasten wagt und das verlassene Ideal früherer Jahrhunderte neu zu beleben versucht, endet auf dem Scheiterhaufen.

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß wir hier nur die Melodie der Zeit herauszuheben bestrebt sind. Die begleitenden Stimmen klingen vielfach anders, ja disharmonisch, aber wir sind berechtigt, sie zu ignorieren. Denn die Posaumentöne der Melodie gestatten nur hellhörigen Ohren jene wahrzunehmen.

Haben wir bisher die wesentlichen Unterschiede des Renaissance-menschen von seinem gotischen Vorgänger kennengelernt, so müssen wir nunmehr auf etwas hinweisen, das ihn nicht nur ganz wesentlich von dem der Gegenwart unterscheidet, sondern fast in gleicher Weise von dem aller anderen historischen Zeiten.

Heute ist Spezialisismus Trumpf. Da die ungeheuer angewachsene Masse des wissenschaftlichen Stoffes nur den allerwenigsten die Beherrschung des Ganzen möglich machte, zerlegte man jede Disziplin in mehrere oder gar viele Teile. Diese Untergebiete zu überblicken und oftmals auch zu fördern, war keine allzu schwere Aufgabe. Man vergaß aber, daß dieses Zerschlagen der Wissenschaft ein Notbehelf ist, und machte aus der Not eine Tugend, indem man den Spezialisten nunmehr feierte und allein als vollwertigen Gelehrten und Fachmann gelten ließ. Dabei ist doch ein Mann, der sich

bewußt und gewollt nicht mit der Einheit des menschlichen Wissens befaßt — heute ein Reservat der Philosophen —, sondern darauf ausgeht, von Unterdisziplinen tunlichst noch winzigere Splitter zu verselbständigen, nur ein Torso.

Im schroffsten Gegensatz zum dürftigen Spezialisten- und Alexandrinertum unserer Tage steht das Ideal der Renaissance: die höchste Ausbildung der Persönlichkeit, der Uomo universale.

Enzyklopädisten, Personen, die das ganze Wissen ihrer Zeit beherrschen, gab es in der Antike so gut wie im Mittelalter, ja sie sind in ganz wenigen glänzenden Erscheinungen fast bis in unsere Tage zu finden. Männer aber, die nicht nur das ganze Gebiet der Kunst und Wissenschaft überblicken, sondern fast überall auch Neues schaffen und dazu noch als Menschen ihre Mitbürger weit überragen, brachte nur die italienische Renaissance hervor. Und zwar gilt dies keineswegs nur vom Hauptberufe der Künstler, Gelehrten oder Staatsmänner, es ist genau so einschlägig für die Beschäftigung in ihren Mußestunden, ihre Liebhabereien, die aber nichts weniger als dilettantisch genannt werden dürfen.

Zerbrach man sich schon über Dante den Kopf, ob er mehr als Dichter, Philosoph oder Theologe anzusprechen sei, ganz zu schweigen von seiner Kennerschaft im Reiche der Künste und der Musik, so müssen wir noch weit mehr über viele Männer staunen, die Italien zwei Jahrhunderte später gebar. Was sie eigentlich waren, wußten wohl die wenigsten von sich selbst. Sie überließen es ruhig den Biographen, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen, und statt Titel und Orden anzustreben, begnügten sie sich damit, ihren Samen zu streuen in jede Furche und Lücke des menschlichen Könnens und Wissens, einen Samen, aus dem goldene Ähren sprießen sollten, deren Brot uns und unsere Nachfahren noch in die fernsten Geschlechter nährt und erquickt.

Gewiß ist jeder Mann, und sei es der allergrößte, nur ein Kind seiner Zeit und seines Volkes. Auf die glatte Marmorwand der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse sind fast alle Menschen, auch wenn ihr Name im Munde der Zeitgenossen einen guten Klang hat, nur flüchtig gezeichnet, im besten Falle als Sgraffiti; Reliefs, die sich über den Grund auch nur um wenig ins Freie erheben, denen auch nur dies oder jenes nicht gemeinsam ist mit allen anderen Zeitge-

nossen und Landsleuten, sind sehr, sehr selten. Wo aber wäre eine voll herausgearbeitete Rundfigur zu finden? Wo ein Mann, der völlig losgelöst ist, zeit- und raumlos? Das trifft vielleicht für die großen Religionsstifter zu, von denen man sagen kann: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“ Denn gemessen an der Macht ihrer zeitlosen Persönlichkeit, ist das Bedingte so unwesentlich wie etwa die Wiedergabe einer Zeichnung in Kupfer- oder Stahlstich.

Nun können wir gewiß nicht bei Anlegung dieses strengsten Maßstabes erwarten, daß uns Italien durch Erscheinungen von der Monumentalität eines Buddha oder Christus überrascht. Wenn wir aber in unseren Anforderungen auch nur etwas bescheidener werden, dann kommen wir auf unsere Rechnung wie in keinem anderen Lande und zu keiner anderen Zeit, nicht ausgenommen das Hellas in seiner kulturellen Blüteperiode.

Es scheint eine dankbare Aufgabe, in aller Kürze einige jener Geistesriesen zu streifen. Was der Mensch an Höchstleistungen zu schaffen vermag, das sehen wir in diesen Sonnenprotuberanzen unseres Geschlechtes. Leuchtend erhoben sie sich über den Horizont ihrer Zeit und ihres Landes, leuchtend blieben sie lange am Firmamente, und noch strahlt ihr großer Name, ihre ungeheure Persönlichkeit und ihr Lebenswerk, ein Fanal und Ehrenmal des ganzen Menschengeschlechtes, hell in unsere Tage.

Beginnen wir mit Leon Battista Alberti (geb. 1404, † 1472).

Er hatte die Musik autodidaktisch erlernt, und doch bewunderten selbst Fachleute seine Kompositionen. Nach dem Studium beider Rechte hatte er sich erst mit vierundzwanzig Jahren der Physik und Mathematik zugewandt, daneben aber betrieb er mit solchem Eifer technische und manuelle Fertigkeiten, daß er nicht nur Künstler und Handwerker jeder Art aufsuchte, sondern es sogar nicht verschmähte, bei Schustern in die Lehre zu gehen. Als Modelleur, besonders von sehr ähnlichen Porträten, war er sehr angesehen unter seinen Zeitgenossen, am meisten aber, wie bekannt, als Architekt. Ist er doch der Erbauer der Fassade von Santa Maria Novella, bei der er erstmalig die Renaissancevolute verwandte, und des Palazzo Rucellai in Florenz wie auch der Kirche San Francesco in Rimini. Er war der erste, der die Bedeutung Vitruvs für die Baukunst wieder er-

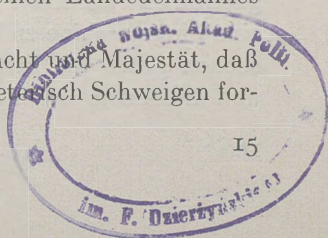
kannte und, in seinen Geist eindringend, streng an den Stilgesetzen der Antike festhielt. Sozusagen als Spielerei erfand er eine Camera obscura, die die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte. Bedeutender noch sind seine Versuche, in der Malerei die Perspektive wissenschaftlich durchzuführen. Neben dieser umfassenden und hervorragenden Tätigkeit als Künstler war er einer der bedeutendsten Humanisten seiner Zeit. Seine lateinische Komödie „Philodoxios“ wurde gar für antik gehalten! Außer lateinischen Novellen, scherzhaften Tischreden, Elegien und Eklogen, moralischen und philosophischen Schriften verfaßte er in italienischer Sprache ein vierbändiges Werk über das „Hauswesen“. Seine ernstesten und witzigen Worte, die er in der Unterhaltung fallen ließ, erschienen den anspruchsvollen Florentinern bedeutend genug, sie zu sammeln.

Wer nun etwa glauben sollte, Alberti, der doch eigentlich Priester war, sei als Bücherwurm mit krummem Rücken und schlaffem Körper durchs Leben gewankt, würde sich ungeheuer irren. Ganz im Gegenteil war er ein berühmter Turner, der mit geschlossenen Füßen den Leuten über die Schulter sprang und im Dom zu Florenz ein Geldstück bis zur gewölbten Decke werfen konnte. Als Reiter bändigte er die wildesten Pferde, worauf er besonders stolz war. Denn im Reden, Gehen und Reiten wollte er, wie sein Biograph schreibt, untadelhaft erscheinen. Mit Stolz konnte er von sich sagen, daß die Menschen alles können, wofern sie es nur ernstlich wollen.

Aber wie sich der Schüler zum Meister verhält, wie der versprechende Frühling zum erfüllenden Spätsommer, so wurde Alberti übertroffen von seinem jüngeren Mitbürger und Zeitgenossen Lionardo da Vinci.

Dieses lebende Weltwunder, gleich groß als Forscher, Denker, Künstler und Mensch, ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, ist ganz unbestreitbar einer der vollkommensten Repräsentanten des ganzen Menschengeschlechtes. Was nur an überreicher Fülle der Gaben die Musen und Grazien spenden konnten, das schütteten sie verschwenderisch über dieses erhabene und ehrfurchtgebietende Haupt aus, den unehelichen Sohn eines kleinen Landedelmannes und eines Mädchens aus dem Volke.

Wie es Naturschauspiele gibt von einer Pracht und Majestät, daß die Sprache versagt, sie zu schildern, die gebietet sich Schweigen for-



dern wie die tiefsten Geheimnisse des Mystikers, so zwingt die atemberaubende Größe dieses Mannes zu demütiger Bescheidenheit.

Das ist ja die unüberwindliche Schwierigkeit, die sich jedem Versuche, einen genialen Menschen literarisch zu bewältigen, entgegenstemmt, daß nur das Genie das Genie begreifen kann. Das „Räusperrn und Spucken“ sieht jedermann. Hierauf beschränkt sich auch in der Regel alles, was Durchschnittsbiographen über ihre Helden zu sagen wissen. Kongeniale Naturen aber pflegen nicht über andere zu schreiben, sondern sie sind entweder Männer der Tat oder Forscher, die in die Geheimnisse der sichtbaren und unsichtbaren Natur einzudringen bemüht sind. Da bleibt dann nur der dürftige Ausweg, die positiven Leistungen sozusagen zu addieren, das Wasser zu messen, das ans Tageslicht tritt, aber die unergründlichen Tiefen des Brunnens der Persönlichkeit, aus der doch alles quillt, die doch unendlich viel mehr ist als die sichtbar werdenden Handlungen, zwar ahnen zu lassen, aber auch nicht mehr. Denn welche Vermessenheit liegt im Unterfangen eines Epigonen, ein Urteil fällen zu wollen über das Wesen eines Lionardo!

Die Meisterschaft des großen Florentiners in der Malerei ist zu bekannt, als daß wir sie hervorzuheben brauchten. Wer kennt nicht sein Abendmahl, in dem er Typen von wunderbarer psychologischer Feinheit und Charakteristik schuf? Wer nicht das unvergleichliche Lächeln der Mona Lisa? Daß er, ein Schüler des Verrochio, ein vortrefflicher Bildhauer wurde, beweisen u. a. die erhaltenen Zeichnungen zur Reiterstatue des Francesco Sforza, dessen kolossales Modell zerstört wurde. Die Zeitgenossen priesen es als Wunderwerk. Als Baumeister am Mailänder Dom hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten in der Architektur zu zeigen. Vielleicht noch bedeutender als alles bisher Genannte sind seine Zeichnungen, die dem anatomischen Bau des menschlichen Körpers nicht minder galten als den Physiognomien und körperlichen Mißbildungen der Mitmenschen, Gewandstudien, dem Fluge der Vögel, der Pflanzenanatomie usw. usw. So steht er da gleichzeitig als Begründer der Anatomie, der Physiognomik und als erster Erforscher des Vogelfluges mit dem Zwecke, eine Flugmaschine zu konstruieren. Hand in Hand mit diesen Versuchen gehen die literarisch niedergelegten Studien über Malerei und besonders die Perspektive und ihre Gesetze. Als Kriegsin-

genieur des Herzogs Lodovico il Moro von Mailand erbaute er den Martesanakanal, legte eine Schleuse an und konstruierte zahlreiche Kriegsmaschinen, so als erster Granaten mit Sprengwirkung. Als Mechaniker entdeckte er die Gesetze der auf einen Hebelarm schief wirkenden Kräfte, die der Reibung, den Einfluß des Schwerpunktes auf ruhende und bewegliche Körper, des Stoßes u. a. m. In der Optik wurde er Erfinder der Camera optica, erklärte das Wesen der farbigen Schatten, die Bewegungen der Iris u. a. In der Musik zeichnete er sich nicht nur als Sänger und Lautenspieler aus, sondern konstruierte auch ein neues Instrument und erfand ein neues Griffbrett für die Viola. Erwähnen wir noch, daß Lionardo als Dichter und Improvisator glänzte, so haben wir noch keineswegs seine ungeheure Vielseitigkeit erschöpft. Ist er doch, ein Mann von großer körperlicher Gewandtheit und Kraft, auch als Ahnherr der Alpinisten anzusprechen. Die auf einundvierzig Bände berechnete Gesamtausgabe seiner Schriften und Zeichnungen wird ihn sicherlich noch als Begründer und Förderer manch anderer Disziplin zeigen.

Als drittes Universalgenie sei der Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter Michelangelo Buonarotti genannt, der Hochmeister der Renaissance und zugleich der Begründer, wenn man so sagen darf, des Barockstils. Es würde zu weit führen, auf sein Lebenswerk und seine Persönlichkeit hier näher einzugehen. Zudem sind seine Schöpfungen zu bekannt, als daß es erforderlich wäre.

Wenn auch die italienische Renaissance Persönlichkeiten von dem Ausmaße des vorgenannten Dreigestirnes nicht in Mengen hervorgebracht hat, so erstaunt doch die große Anzahl von Männern — und sogar Frauen — die, wenn auch nicht durch ihre schöpferischen Leistungen, so doch durch Vielseitigkeit ihrer Interessen und Talente es verdienen würden, hier ihre Stelle zu finden.

Ohne uns unnötigerweise auf Einzelheiten einlassen zu wollen, muß doch hervorgehoben werden, daß es die Regel war, daß der florentinische große Kaufmann sich nebenbei der Förderung der Künste und privaten Studien widmete. Sei es, daß er, mit den Humanisten von Beruf konkurrierend, sich eifrig mit alten Sprachen beschäftigte oder daß er mathematische und physikalische Studien betrieb. Und zwar stets mit dem Bestreben, Neues hervorzubringen, teils als Dichter

oder Übersetzer, als Sammler von Naturalien oder Handschriften oder als Kommentator alter Schriftsteller, als Biograph oder Geschichtsschreiber seiner Zeit. Bedenken wir nun noch, daß alle diese Männer im Staatsdienste, als Richter oder Diplomaten, in ihrer Heimatrepublik Verwendung fanden, oder doch wenigstens eine solche Stelle anstrebten und sich darauf vorbereiten mußten, dann werden wir gewiß zugeben, daß das Ideal der Vielseitigkeit erstaunlich oft verwirklicht wurde.

Der Vorort und die Wiege der Renaissance ist Florenz. Im Vergleich mit der herrlichen Arnostadt verblassen alle anderen Städte Italiens, selbst Rom. Sei es, daß die großen Geister in Florenz das Licht der Welt erblickten oder daß sie dort viele Jahre ihr Tätigkeitsfeld fanden, sicherlich gibt es nur sehr wenige, die nicht Toskana als ihre geistige Heimat betrachteten. Wie einst das winzige Attika von der Vorsehung mit einem reichen Sternenhimmel großer Geister begnadet worden war, so durfte auch zwei Jahrtausende später Toskana von sich rühmen, daß es mehr zur Kultur der Menschheit beigesteuert hat als irgendein anderes Land der Erde von gleichem oder selbst bedeutend größerem Ausmaße.

Hier, wo Brunelleschis Kuppel, seit einem vollen Jahrtausend im Abendlande wieder der erste erfolgreiche Versuch, auf diese kühne Art einen Raum zu überspannen, hoch in die Lüfte ragt, stand die Wiege des Humanismus. Die begeisterte Liebe zur Antike, deren Wiedergeburt aus Schrifttum und Funden berufen war, den Menschen des Mittelalters durch einen neuen Typus mit neuen Idealen abzulösen, entflamnte zuerst im Herzen des Florentiners Petrarca. Mit unwiderstehlicher Gewalt breitete sich das klassische Bildungsideal über das ganze Abendland aus, getragen von den Italienern, allen voran denen Toskanas, die auf diesem Umwege die geistige Hegemonie in Europa an sich rissen. Hier, am Arno, war der Mittelpunkt und die Keimzelle der modernen Bildung, hier entstand auch der moderne Mensch, indem er die Fesseln mittelalterlicher Scholastik und autoritativer Gebundenheit abstreifte. Florenz ist das Athen des Abendlandes.

Die außerordentliche geistige Regsamkeit der tüchtigen bürgerlichen Bevölkerung, ihr Unabhängigkeitssinn und Drang zur Entfaltung der eigenen Individualität — gab es doch um 1390 keine

Mode in Florenz, weil jedermann sich nach eigenem Geschmack kleidete — fanden selbstredend auch im Staatswesen ihren Ausdruck.

Der unerhörte Ideenreichtum der hochbegabten Bevölkerung, ihre üppige Phantasie und ihr glühender Lokalpatriotismus fanden ihren Niederschlag in immer neuen Verfassungsformen, politischen Doktrinen und Experimenten. In keinem anderen Staate Italiens bilden sich so früh politische Parteien mit klaren Programmen, die sich erbittert bekämpfen. Das ganze Volk verfolgte mit regstem Interesse diese Fragen, jedermann beanspruchte seinen Anteil an der Regierungsgewalt, und keiner traute dem anderen, gönnte ihm den ungestörten Besitz. Es war ein ewig brodelnder, vulkanischer Boden, die beste praktische Schulung für jeden Politiker. Dazu kam ein hoher Sinn für Geschichte und Geschichtschreibung, für den Staatshaushalt — die erste Statistik findet sich hier — und alle Fragen der Verwaltung.

Jakob Burckhardt nennt Florenz den ersten modernen Staat der Welt. Hier stand auch die Wiege der Geschichtschreibung im modernen Sinne.

Wer mit offenen Augen und kritischem Verstande in dieser Luft lebte, wurde, zumal wenn eine amtliche Tätigkeit ihm noch Einblicke vergönnte, die anderen verborgen blieben, geradezu gedrängt, sich Rechnung zu geben über das Wesen der Politik und Regierungskunst.

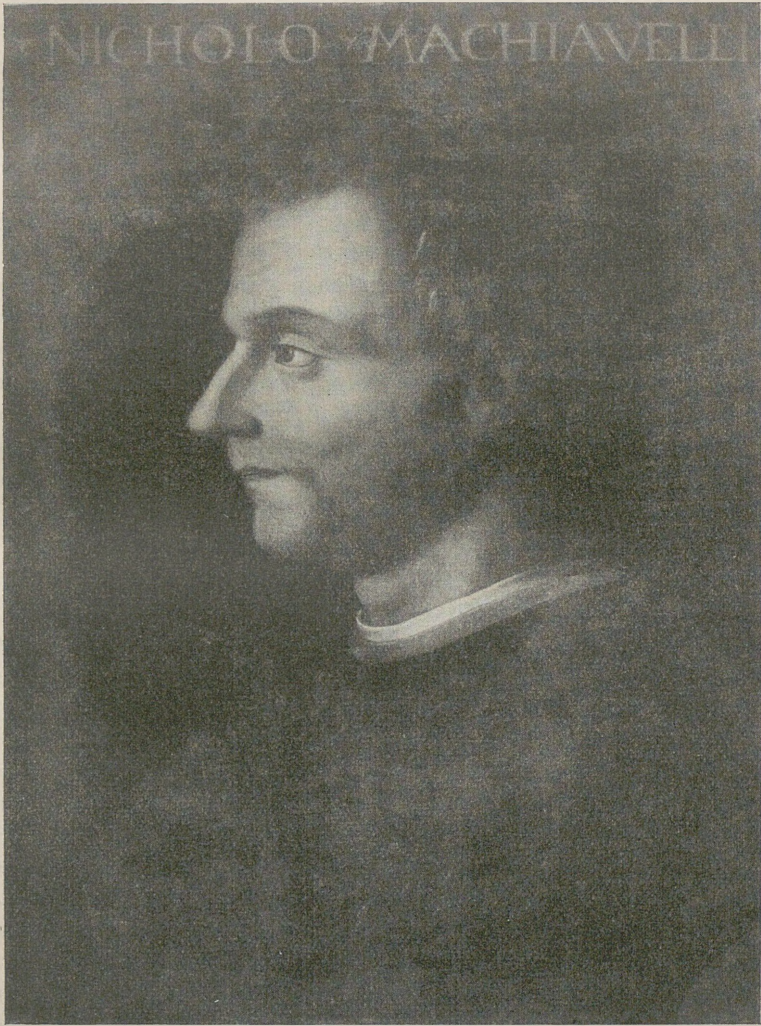
Unter den vielen, die sich praktisch und theoretisch an der Lösung dieser Aufgabe beteiligten, klingt ein Name hell durch die Jahrhunderte. Denn was er aus Studien und reicher Lebenserfahrung an Erkenntnissen zog, hatte nicht nur Bedeutung für seine Zeit und seine Heimat, zu deren Rettung er sie niederschrieb; es sollte auch für die Nachwelt und für jedes Land von höchstem Interesse bleiben. Denn wenn die Politik letzten Endes nichts anderes ist, als die aus gründlichster Kenntnis der Menschenherzen und ihrer Bedürfnisse und Triebe erwachsende Kunst, über sie zu herrschen, dann müssen auch einmal gefundene Wahrheiten für alle Zeit ihre Geltung behalten.

Dieser Lotse aus den Klippen, Wirbeln und Untiefen des politischen Meeres, der Begründer der Wissenschaft vom Staate, heißt Niccolò Machiavelli.

## ZWEITES KAPITEL

### MACHIAVELLIS LEBEN UND WIRKEN BIS ZUR BEGEGNUNG MIT CESARE BORGIA

Am 3. Mai 1469 erblickte Niccolò Machiavelli zu Florenz das Licht der Welt. Er entstammte einer angesehenen adeligen Familie von hohem Alter, die ihrer Heimatrepublik zahlreiche Beamte und Würdenträger gestellt hatte. Begütert waren die Machiavelli allerdings nur mäßig. Denn die Burg von Montespertoli nebst dem Patronatsrecht über viele Kirchen, die durch Erbschaft der Linie des großen Schriftstellers zufiel, hatte nur geringen Wert, da die Feudalrechte damals bereits abgeschafft waren — Jahrhunderte früher als bei uns zu Lande! — und die bescheidenen Vorrechte wie das, für Maß und Gewicht Steuern zu erheben, und der alljährliche Empfang einiger Wachskerzen nur einen geringen finanziellen Nutzen boten. Dazu war die Familie zahlreich, so daß auf den Kopf nur wenig traf. Immerhin besaß Niccolòs Vater nicht nur einige Rechte auf die vorgenannte Burg sondern auch bescheidene Güter in der Gemeinde San Casciano und Patronatsrechte über verschiedene Kirchen. Endlich hatten die Machiavelli im Quartier Santo Spirito in Florenz seit Jahrhunderten ihre Häuser. Niccolòs Vater, Bernardo di Niccolò Machiavelli (geb. 1428), der einen Onkel beerbt und mit Bartolommea, der Witwe des Niccolò Benizzi und Tochter des Stefano dei Nelli, der gleichfalls einer alten Adelsfamilie der Stadt entstammte, 1450 die Ehe eingegangen war, besaß nach dem Kataster von 1498 ein Jahreseinkommen von 110 großen Gulden und 14 Soldi. Die Kaufkraft dieses Geldes dürfte etwa der von 3500 Goldmark heute entsprechen. Somit war der Vater kein armer Mann, wenn er auch von Reichtum weit entfernt blieb. Dieses ganze Einkommen ging infolge eines 1511 abgeschlossenen Vertrages an seinen Sohn Niccolò über.



Jugendbildnis Niccolò Machiavellis  
Ölgemälde eines unbekanntem zeitgenössischen Meisters

Der Vater war ein Rechtsgelehrter, einige Zeit auch Schatzmeister der Mark, und zweifellos literarisch interessiert. Die Mutter Niccolòs, die ihrem Manne noch einen älteren Sohn und zwei Töchter schenkte, war nicht ungebildet und von großer Frömmigkeit. Im übrigen wissen wir so gut wie nichts über die Eltern und die Jugend des Vaters der neueren Geschichtschreibung.

Es ist eine erstaunliche und betrübende Tatsache, daß Niccolò, dessen Lebenswerk einen solch außerordentlichen Einfluß auf die Nachwelt gewinnen sollte, seine Zeitgenossen so wenig interessiert zu haben scheint, daß nicht ein einziger nach Machiavellis Tode zur Feder griff, um dessen Leben zu beschreiben. Auch zu Lebzeiten wird er von ihnen fast niemals erwähnt. Man scheint ihn eben als Menschen und Gelehrten in weiteren Kreisen so gut wie gar nicht beachtet zu haben. Das ist angesichts der von ihm bekleideten Ämter und Funktionen desto erstaunlicher. Offenbar trat er handelnd nur sehr wenig in die Erscheinung. Sein Leben und Wirken lag fast ganz in seinen Schriften und seiner amtlichen Tätigkeit.

So wissen wir also gar nichts von seinem Studiengange, es sei denn, daß er lateinisch verstand und schrieb und sich viel mit der Lektüre griechischer Autoren, allerdings in Übersetzungen, befaßte. Die ganze Atmosphäre in seiner Vaterstadt war so beschaffen, daß Liebe zur Antike eine Selbstverständlichkeit wurde. Denn das Florenz des Lorenzo il Magnifico bot einen Überfluß an klassischen Bildungsmöglichkeiten. Andererseits steht so viel fest, daß man ihn nicht unter die Gelehrten rechnete. Immerhin beweist der erste Schriftsatz, den wir von seiner Hand besitzen — datiert vom Dezember 1497 —, daß seine Familie große Stücke auf ihn und seine Bildung und Klugheit hielt. Denn man übertrug ihm die Verteidigung der Rechtsansprüche auf das Patronat der Kirche Santa Maria della Fagna in Mugello, das sich die Pazzi aneignen wollten. In italienischer und lateinischer Sprache vertrat er die Interessen seiner Familie mit solcher Gewandtheit, daß er den Sieg davontrug.

Siebenundzwanzig Jahre mußte also dieser bedeutende Mann alt werden, bis wir über authentisches Material über ihn verfügen können! Da gerade die Jugendjahre großer Männer von besonderem Reize sind, die Beobachtung des werdenden Genies, sein Bildungsgang und seine Anlagen und Neigungen den Psychologen in hervor-

ragendem Maße fesseln, ist dieser Umstand sehr zu beklagen. Wir wissen nicht einmal etwas über die seelische Auswirkung des am 11. Oktober 1496 eingetretenen Todes seiner Mutter Bartolommea auf Niccolò. Alles ist ins tiefste Dunkel gehüllt.

Wenn wir es auch nicht aus seinem eigenen Munde erfahren, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß er, ein begeisterter Verehrer der Alten und des antiken Heidentums und großer Gegner des Priester- und Mönchwesens, unter Savonarolas fanatischem Regimente schwer litt. Als aber der Dominikanermönch am 22. Mai 1498 den Scheiterhaufen bestiegen hatte und seine Anhänger verfolgt wurden, da trat auch ein Wechsel in den öffentlichen Ämtern ein, der Machiavelli Gelegenheit bieten sollte, seiner Vaterstadt zu dienen und sich zugleich finanziell unabhängig zu machen. Denn bis zur Stunde hatte er, soweit wir wissen, keine regelmäßige Beschäftigung und keine Einkünfte gehabt.

Da die Republik schon seit langem Männer der Wissenschaft mit Ämtern betraute und vor allem in den Kanzleien beschäftigte, so durfte der Neunundzwanzigjährige hier auf ein Unterkommen hoffen.

Die oberste Behörde des Staates war die Signorie mit dem Kanzler der Republik an der Spitze. Glänzende Namen, ein Poggio Bracciolini, ein Leonardo Aretino hatten dieses überaus ehrenvolle Amt schon bekleidet. Ihr Nachfolger zu werden, durfte der junge Mann nicht erwarten, wohl aber bot sich ihm eine andere, gleichfalls ehrenvolle Aussicht auf eine Verwendung.

Unter der Kanzlei der Signorie stand die der „Zehn“, denen die Angelegenheiten des Krieges und der inneren Verwaltung der Republik oblagen, außerdem hatten sie das Recht, Gesandtschaften nach auswärts zu schicken. Unterstanden sie also auch der Signorie, so blieb ihnen doch eine gewisse Selbständigkeit. So ergehen die Instruktionen an die Gesandten bald im Namen der Signorie, bald auch nur in dem der Zehn oder in gemeinsamem Auftrage.

Ende 1497 war Bartolommeo Scala, der berühmte Humanist, gestorben, und sein Nachfolger als Kanzler der Republik wurde Marcello Virgilio Adriani, ein bedeutender Gelehrter, Humanist und Naturforscher, Übersetzer des Dioskorides, der bald mit dem um fünf Jahre jüngeren Machiavelli intime Freundschaft schließen sollte.



Florenz um das Jahr 1490

Die Kanzlei der Zehn aber war verwaist durch die Amtsentsetzung des Alessandro Braccesi. Bei der Neuwahl entfiel die Mehrzahl der Stimmen im Rate der Achtzig unter den konkurrierenden Kandidaten auf Niccolò Machiavelli. Am 19. Juni 1498 erhielt er seine Bestätigung durch den Großen Rat und die durch die Signorie — das Ernennungsdiplom ist noch erhalten — am 14. Juli des gleichen Jahres. Somit war er Chef der zweiten Kanzlei geworden und bezog ein Jahresgehalt von 192 Gulden, das auf 200 erhöht wurde. Allerdings waren es keine Goldgulden, sondern die kleinen zu nur 4 statt 7 Lire, so daß das Gehalt nicht mehr als tatsächlich 100 Goldgulden betrug, immerhin genug, um davon anständig und sorgenfrei leben zu können.

Dieses Amt bekleidete Machiavelli bis zum Sturze der Republik im Jahre 1512, also vierzehn volle Jahre lang, und fühlte sich wohl in seiner Tätigkeit. Von seiner fleißigen Hand sind heute noch Tausende von Briefen in den Archiven erhalten. Ferner mußte er im Auftrage der Zehn häufig Toskana bereisen und wurde auch wiederholt, wie wir noch sehen werden, allerdings ohne jemals den Rang eines Gesandten zu bekleiden, zu wichtigen Gesandtschaften an Großmächte verwandt. Das alles war nach seinem Geschmacke und entsprach seinem rastlosen Tätigkeitstrieb. Ein scharfer Beobachter und Denker, war er keineswegs blind gegen die Schattenseiten der Regierungsweise am Arno, aber das hinderte nicht seine treue und eifrige Hingabe an das Vaterland, das wenigstens von keinem Tyrannen oder Mönch abhängig war.

In seinem Kollegen und Untergebenen Biagio Buonaccorsi fand Machiavelli einen noch treueren Freund als im weit bedeutenderen Marcello Virgilio, wie die zahlreichen Briefe beweisen, die er dem Abwesenden sandte und die er von ihm erhielt. In den kargen Mußbestunden, die die Leidenschaft für das Amt ihm ließ, trieb Machiavelli Lektüre. Im übrigen war er ein fröhlicher Geselle, der den Genüssen des Lebens und der Liebe Reize abzugewinnen verstand und vor allem ein recht abwechslungsbedürftiges Herz hatte. Mit seinem Freunde redet er darüber in seinen Briefen erstaunlich offen.

Der Erscheinung nach war Machiavelli nicht zum imponierenden und herzenbrechenden Liebhaber geschaffen. Er machte zwar

den Eindruck eines klugen, scharfäugigen Beobachters, dem stets ein sarkastisches Lächeln auf den Lippen schwebte, aber keineswegs den eines Mannes, der schon durch seine Erscheinung auf andere wirkt. So zeigen ihn die erhaltenen Porträts, von denen das posthume des Bildhauers Bartoloni unter den Loggien der Uffizien nach der Totenmaske hergestellt wurde, die man in Machiavellis Hause in der Via Guicciardini gefunden hatte. Ein weiteres plastisches Porträt, vermutlich gleichfalls nach der Leiche gebildet, befindet sich in englischem Besitz. Endlich sei der Holzschnitt auf der Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1550 erwähnt.

Machiavelli übernahm die Geschäfte in einer sehr bewegten Zeit. Denn Florenz wollte seiner Erbfeindin, der Nachbarrepublik Pisa, den Garaus machen. Die politische Konstellation schien nicht ungünstig, da der Papst nach der Hinrichtung Savonarolas, dessen gefährliche Tätigkeit ihn nicht ohne Grund beunruhigt hatte, keine weiteren Forderungen an Florenz stellte und die dauernde Freundschaft mit Frankreich einen starken Rückhalt zu gewähren schien. Auf der andern Seite unterstützte allerdings das mächtige Venedig Pisa ganz offiziell, während das schwache Lucca es heimlich förderte. Die Pisaner selbst hatten ihre alte Kriegstüchtigkeit und ihren Freiheitssinn bewahrt und erlahmten nicht, durch Bürger und Landvolk das Grenzgebiet zu beunruhigen. Bei einem dieser Zusammenstöße in letzter Zeit hatte gar der Generalfeldhauptmann von Florenz eine recht empfindliche Schlappe erlitten. Die Republik hatte eben infolge ihrer Zwiste im Innern ihr Heerwesen stark vernachlässigt.

So mußte man den Krieg sorgfältig vorbereiten. Das geschah zunächst durch Briefe an Ludwig XII. von Frankreich, um ihn zu bewegen, seine Verbündeten, die Venezianer, von einem Einfall in das Gebiet der Republik abzuhalten. Die außerordentlich verzwickte Politik der Zeit gestattete also, wie wir sehen, ein Bündnis des befreundeten Frankreich mit dem verfeindeten Venedig. Da sich Mailand durch Erbansprüche Ludwigs bedroht sah, so unterstützte es durch Geld die Arnorepublik. Nunmehr mußte noch der Feldhauptmann gewonnen werden, den man mit Einwilligung des französischen Königs in der Person Paolo Vitellis fand.

Bei seinem Eintreffen in Florenz, am 1. Juni 1498, wurde ihm angesichts der versammelten Behörden und des Volkes auf der Piazza

della Signoria ein großes Fest dargebracht. Marcello Virgilio feierte die Siege und Verdienste des neuen Feldhauptmanns in lateinischer Rede und verglich ihn, entsprechend dem damaligen Brauche, mit den größten Helden des Altertums. Gleichzeitig beobachtete der Astrolog Vitellis mit denen der Signorie im Hofe des Rathauses den Himmel, um das „Kommen des glücklichen Punktes“ zu erwarten. Auf ein verabredetes Zeichen wurden die Trompeten geblasen, die Verlesung der lateinischen Rede unterbrochen, und der Gonfaloniere (Oberbürgermeister) beeilte sich, den Kommandostab mit den besten Wünschen zu überreichen. Darauf begab man sich zum Anhören der Messe in den Dom. Am 6. Juni reiste der berühmte Feldherr auf den Kriegsschauplatz ab.

Machiavelli hatte unglaublich viel Arbeit mit diesem kleinen Kriege. Nicht nur die Sendungen von Geld, Waffen und Befehlen gingen durch seine Hände, sondern auch die Schlichtung von Eifersüchteleien zwischen den militärischen Führern oblag ihm. Da die Venezianer doch vorrückten, mußte man auch gegen sie ein Heer aufstellen und endlich den Krieg gegen Pisa fast gänzlich einschlafen lassen. Schließlich kam durch des Herzogs Ercole von Ferrara Vermittlung ein fauler Frieden zwischen Florenz, Venedig und Pisa zustande, der niemanden befriedigte. Da Florenz an Venedig in zwölf Jahren 100 000 Dukaten zu zahlen verpflichtet worden war und überdies der kleine Krieg ganz unverhältnismäßig hohe Kosten verursacht hatte, die selbstredend durch Steuern aus der Bürgerschaft herausgepreßt werden mußten, wurden die Zehn höchst unpopulär. Allerdings waren sie daran nicht schuldlos, hatten sie doch, wie so oft in Republiken mit ihrem Parteiregiment, große Summen verschwendet, indem sie Freunde durch Erteilung unnötiger Aufträge und Kommandos unerlaubterweise begünstigten. Machiavelli, der sich in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit schon großes Ansehen erworben hatte, wurde von den Anklagen gegen die Zehn aber in keiner Weise berührt.

Wir verweilten bei diesen ziemlich nebensächlichen Dingen länger, weil wir so am ehesten einen Einblick in die Amtsgeschäfte des Kanzlers vermitteln können, und weil das Stimmungsbildchen der Bestallung des neuen Feldhauptmannes uns mitten in die Zeit und ihre Gebräuche versetzt.



König Ludwig XII.

Den ersten bedeutungsvolleren Auftrag als Diplomat erhielt Machiavelli am 12. Juli 1499, als er im Auftrage der Signorie zur Gräfin Caterina Sforza, der Herrscherin über Imola und Forli, gesandt wurde. Die Republik legte mit Rücksicht auf die strategische Lage des kleinen Landes großen Wert auf die Freundschaft dieser klugen und mit männlichem Mute begabten Frau, die im Alter von sechsunddreißig Jahren schon Witwe von drei Männern und Mutter vieler Kinder war und durch ihre kühnen Taten und ihr abenteuerreiches Leben zu den markantesten Personen der Epoche gerechnet werden muß. Wenn auch Machiavelli der außerordentlich schlaun und staatsklugen Frau gegenüber keine greifbaren Erfolge erzielte, so war die Mission für ihn doch nützlich gewesen. Er hatte sich die wohlwollende Neutralität der Gräfin kostenlos gesichert, und seine Berichte waren von allen daheim sehr gelobt worden. Wie sein Freund und Kollege Biagio Buonaccorsi, der Verfasser eines Tagebuches von hohem historischen Werte, ihm schrieb, hatte seine neunzehntägige Abwesenheit genügt, die Kanzlei in Unordnung zu bringen. Daraus erkennen wir am deutlichsten, daß er es schon verstanden hatte, sich in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit unentbehrlich zu machen.

Der Krieg gegen Pisa, der durch Vitellis Verrat oder zum mindesten Zweideutigkeit — ein Charakterzug der Söldnerführer von damals — durch Geldmangel und Eifersüchteleien so kläglich gescheitert war, hatte Machiavelli veranlaßt, sich neben den Staatsgeschäften auch noch mit der Kriegskunst zu befassen. Wie alles, was er ergriff, tat er auch dies mit Energie und wußte darum bald seinem Urteile Ansehen zu verschaffen.

Praktisch das Soldatenleben kennenzulernen, sollte ihm Gelegenheit gegeben werden, als man ihn 1500 als Sekretär des kühnen Luca degli Albizzi ins Lager vor Pisa sandte. Dort war ein Heer von 8000 Mann versammelt, um die Stadt, die durch Paolo Vitellis Verhalten, wiewohl schon sturmreif geschossen, im letzten Augenblick gerettet worden war — er mußte mit seinem Haupte am 1. Oktober 1499 dafür büßen — neuerdings zu erobern. Es war ein ganz zuchtloses Gesindel, unter das sich Albizzi und Machiavelli begeben mußten. Schon beim Hinmarsch hatten die Söldner überall Unfug angerichtet, geplündert und gebrandschatzt, wiewohl es ihnen weder an Löhnung noch Verpflegung gebrach. Nunmehr, vor Pisas Mauern, waren aber die Lebensmittel spärlicher geworden und im gleichen Grade die Zuchtlosigkeit und Frechheit der Soldateska gewachsen. Am 30. Juni hatte man die Stadtmauer auf vierzig Armlängen eingeschossen. Pisa schien sturmreif. Da bemerkte man, daß die Gegner hinter der eingeschossenen Mauer einen Graben gezogen und Barrikaden errichtet hatten. So wich das feige Heer unverrichteter Dinge wiederum zurück. Es hat also gute Gründe, wenn Machiavelli jede Gelegenheit in seinen Schriften benutzt, um seiner Verachtung über die damalige Kriegsführung, die Condottieri und ihre Horden Ausdruck zu verleihen.

Wie bei den bewaffneten vaterlandslosen Halunken, die die Heere von damals bildeten, nicht weiter erstaunlich, wandte sich nun die Wut nicht gegen die wehrhaften Pisaner sondern gegen die beiden Abgesandten der Republik. Albizzi, den keinen Augenblick der Mut verließ, und sein Sekretär kamen in höchste Lebensgefahr. Denn man forderte von ihnen Geld, das sie nicht hatten, und drohte, sich wenigstens mit dem Blute des ersteren bezahlt zu machen. In Eilbriefen nach Florenz wird die geradezu verzweifelte Lage geschildert. Endlich wird Albizzi freigelassen, nachdem er persönlich die Haftung für den geforderten Sold übernommen hat.

So war das Ende dieses sehr kostspieligen Krieges, der zudem der Republik Ludwig XII. gegenüber drückende Verpflichtungen auferlegt hatte, überaus kläglich; keinerlei Waffenerfolge, keine Truppen, dafür aber Neubelebung des kriegerischen Geistes der Pisaner.

Ludwig, dem es in erster Linie darauf ankam, die Kosten für einen Teil seines Heeres den Florentinern aufzuhalsen, machte neue Versprechungen, doch hatte die Republik zunächst an ihren Erfahrungen mit Franzosen und Schweizern genug. Immerhin konnte und wollte sie sich mit dem mächtigen König nicht überwerfen, und so wurde Machiavelli als Augenzeuge der Vorgänge mit Messer Francesco della Casa nach Frankreich geschickt, um den König zu versöhnen. Da sein ranghöherer Gefährte bald erkrankte, lag die Verantwortung für die Mission auf den Schultern des jugendlichen Mannes, der aber in den zwei Jahren seiner Amtstätigkeit genügend Menschen- und Sachkenntnisse erworben hatte, um sie nicht scheuen zu müssen.

Die Instruktion lautete: den König zu überzeugen, daß an aller Unordnung im Lager und dem ganzen Mißerfolge nur seine eigenen Soldaten die Schuld trügen. Ferner, ihn zu bewegen, seine übertriebenen Geldforderungen, deren Befriedigung er noch vor der Eroberung Pisas verlangte, herabzusetzen. Die Gesandten erhielten noch die Verwarnung, ja nicht beim Kardinal von Rouen über seinen Schützling, den Feldhauptmann Beaumont, ungünstig zu reden. „Wenn ihr jedoch findet, daß man nicht ungerne Schlimmes über ihn hören würde, so legt nur recht los und beschuldigt ihn der Feigheit und Bestechlichkeit.“ So lautete wörtlich die Weisung der Signorie, die blitzartig die Art und Ethik der damaligen Diplomatie erhellt.

Diese gewiß nicht einfache Mission des Sommers 1500 wurde nicht erleichtert durch die Knauserei der Republik. Da die Gesandten dem König von Stadt zu Stadt folgen, auch stattlich auftreten mußten, brauchten sie natürlich Pferde und Dienerschaft. Die ihnen gewährten Bezüge reichten aber durchaus nicht zur Bestreitung der Kosten aus. Machiavelli hatte bald 40 Dukaten aus eigenen Mitteln zugesetzt und schrieb seinem Bruder — der Vater war am 19. Mai 1500 gestorben — um eine Anleihe von 70 Dukaten.

Am 7. August fand die erste Audienz beim König statt. Als die Gesandten aber auf eine Schuld der französischen Soldaten an-

spielten, da schnitt der König ihnen sofort das Wort ab. An allem hätten die Florentiner allein schuld. Trotzdem wollte Ludwig das Unternehmen gegen Pisa zu Ende führen — mit Rücksicht auf seine Würde —, aber die Republik solle sofort das nötige Geld beschaffen. Der Einwurf, die Kassen seien leer und das Volk erbittert, so daß man erst nach Durchführung des Krieges die Mittel beschaffen könne, erregte Entrüstung. Der König könne doch nicht den Florentinern ihre Ausgaben bezahlen! So dauerten die Verhandlungen tagelang fort: der König bietet immer Soldaten an, die die Florentiner nicht haben wollen, und fordert Geld. Die Gesandten sind in einer um so peinlicheren Lage, als sie hochfahrend behandelt werden. Da schreiben sie heim, die Republik solle sich durch Bestechung am Hofe gute Freunde erwerben. Die Versprechung, dem König Geld zu senden, stimmte endlich auch ihn versöhnlich. Die letzten Briefe Machiavellis sind vom 24. November datiert. Er hatte also genügend Zeit, die Menschen und Zustände am französischen Hofe zu studieren.

Wie aus verschiedenen Stellen seiner Briefe ersichtlich, gewann Machiavelli in dieser Umgebung allmählich die Eindrücke und Grundsätze, die er später wissenschaftlich in seinen „Discorsi“ und im „Principe“ in klassischer Form — er gilt als bester Prosaschriftsteller der italienischen Sprache — niederlegte. Seine ersten Gesandtschaftsberichte legen auch bereits Zeugnis ab von seiner vollendeten Meisterschaft, in wenigen Strichen lebende Menschen zu zeichnen. Das wurde auch daheim anerkannt. So endete auch diese Mission mit einer Steigerung seines Ansehens.

Unruhen in Pistoja veranlaßten die Signorie im folgenden Jahre zweimal ihren Kanzler dorthin zu senden. Eine Rebellion in Arezzo und im Chiana-Tale bereitete damals der Republik weitere Verlegenheiten, sehr zum Vorteile Pisas, gegen das der Krieg mehr und mehr versandete. Drohender aber als alles war eine Gewitterwolke, die vom Kirchenstaate heraufzog und Unheil verkündete. Diese Gefahr zu bannen, berief das Vertrauen seiner Mitbürger Machiavelli. Er sollte den gefürchtetsten Mann Italiens noch im gleichen Jahre aufsuchen und damit einen Auftrag erhalten, der für seine Entwicklung und sein Lebenswerk von ungeheurer Bedeutung wurde. Es galt die Gesandtschaft zu Cesare Borgia.

## DRITTES KAPITEL

### DIE POLITISCHE LAGE ITALIENS UM DIE WENDE DES XV. JAHRHUNDERTS

Hier müssen wir den Gang der Erzählung unterbrechen, um uns über die Mächte Italiens und deren Politik Rechenschaft abzugeben.

Sehen wir von zahllosen kleinen Gewalthabern ab, auf die wir zurückkommen werden, wenn und insofern die Darstellung der Gesamtlage und des Wirkens Machiavellis es heischt, so sind es fünf Staaten, die unsere Beachtung innerhalb Italiens verdienen: Florenz, Mailand, Venedig, Neapel und Rom.

Während nördlich der Alpen die Naturalwirtschaft, das Überwiegen des immobilien Grundbesitzes über den mobilen städtischen und der damit innigst verbundene Feudalismus erst ganz allmählich im Verlaufe des ausgehenden Mittelalters dem Geldwesen weichen sollten, hatten die betriebsamen Städte des nördlichen Italien schon zur Zeit der Kreuzzüge die neue Wirtschaftsform ausgebildet. Von hier aus schritt sie dann langsam fort zu Eroberung des übrigen Europa. So schmerzlich es daher auch dem deutschen Herzen werden mag, es sich einzugestehen, die Tatsache ist unbestreitbar: nicht bei den Heerzügen unserer großen Kaiser aus Staufischem Hause sondern auf seiten der Welfen, des Papsttums und der Städte Italiens war der Fortschritt, die kulturelle Überlegenheit. Liegt es uns auch ganz ferne, das wirtschaftliche Leben und seine Formen zum einzigen Maßstabe der Kultur zu erheben, oder zu behaupten, daß der Geldsack und alles, was ihn füllt, das ausschlaggebende Kriterium für ein Land und Volk biete, so ist doch andererseits eine Wechselwirkung unbestreitbar. Geistige und künstlerische Interessen, politische Formen und das Wirtschaftsleben gehen Hand in Hand. Wie Italien die Erstgeborene unter den Töchtern

Europas in ökonomischen Dingen war, so auch in solchen der Künste und Wissenschaften, des gesellschaftlichen und des politischen Lebens.

Durch alle Verfassungstreitigkeiten und Parteikämpfe von Florenz zieht sich als roter Faden die Beseitigung des Feudalismus und der Drang nach demokratischer Freiheit. Denn hier, in der großen Handelsstadt, konnten weder Ahnenproben noch Burgen den Wert des Bürgers bestimmen, sondern ganz allein seine Eignung für den Beruf, dem Florenz Größe und Reichtum verdankte: den des Kaufmannes.

In jedem Lande wurde zu allen Zeiten diejenige Bevölkerungsschicht zur Aristokratie, die am besten den Bedürfnissen des Ortes und der Verhältnisse gerecht zu werden verstand: in kriegerischen der militärische Führer, der tapfere Mann, der freiwillig sein Leben aufs Spiel setzt, im hochkultivierten China wird es der Gelehrte, bei besonders fromm veranlagten Völkern der Priester, in Staaten aber, deren Existenz vom Handel abhängt, der Kaufmann.

So kennen die *Ordinamenta iustitiae*, die 1293 Giano della Bella in Florenz durchsetzt, bereits keine Einteilung in Adel und Volk mehr, sondern nur eine solche in Großbürger und Kleinbürger (*popolo grasso* und *popolo minuto*), in obere und niedere Zünfte. Obliegt den ersteren die Großindustrie, der Geldhandel, die Aus- und Einfuhr im großen, so den letzteren das Kleingewerbe und der Handel innerhalb der Stadt. Die neue Geldaristokratie, selbstredend an einer Ausdehnung ihrer Absatzgebiete lebhaft interessiert, ist unternehmend und kriegerisch. Die Steuern werden ja vom niederen Volke eingetrieben! Dieses, das Freiheit und Gleichheit fordert, gewinnt in friedlichen Zeiten stets die Oberhand. Wenn aber diplomatische und kriegerische Verwicklungen tüchtige Führer erfordern, dann sind wieder die Großbürger obenauf.

Wie immer im Kampfe zwischen Patriziat und Plebejertum das letztere im Laufe der Zeit siegt, so auch in Florenz. Nach einem Jahrhundert des Streites zwischen beiden Parteien haben die Kleinbürger endlich triumphiert. Aber was stets der Fall, wenn Schichten, die des Herrschens ungewohnt sind und darum maßlos und kurzzeitig operieren, die Führerrolle an sich reißen, zeigt sich auch hier: die Herrlichkeit ist von kurzer Dauer. Ihr ein Ende zu bereiten, glückte der Familie der Medici.

Mit wunderbarer politischer Feinheit verstand es diese hochtalentierte Familie, stets den Schein der Freiheit zu wahren und ohne Gewalt oder Titel, allein durch ihr diplomatisches Geschick, ihre Mitbürger ganz unmerklich und am langen Zügel zu führen. Eine nach außen in die Erscheinung tretende oder gar mit brutalen Mitteln operierende Tyrannis, wie sie anderwärts in Italien überall zu Hause war, hätte sich das mißgünstige, unruhige und unabhängigkeitsliebende Volk am Arno niemals bieten lassen.

Wiewohl Mitglieder der oberen Zünfte, unterstützten die Medici stets die niederen gegen die Ausbeutung, vor allem durch die Albizzi. Statt sich zu irgendwelchen hohen Ämtern wählen zu lassen, verstanden sie es, die Partei der niederen Zünfte so geschickt zu leiten, daß ihre Anhänger die wichtigen Ämter bekleideten, während sie selbst scheinbar nur ihren privaten Geschäften nachgingen. Vor allem hatte sich Cosimo de Medici (geb. 1389, † 1464) zahlreiche einflußreiche Bürger durch Gefälligkeiten und Darlehen verpflichtet. Da dies den Albizzi unheimlich wurde, setzten sie (1433) seine Verbannung durch. Von seinen Parteigenossen aber bald wieder heimberufen, vernichtete er die Gegenpartei fast gänzlich ohne Blutvergießen. Er war nunmehr, wiewohl de jure nur reicher Privatmann, der täglich auf seiner Bank arbeitete, de facto der Herr der Stadt.

Um seine Autorität, die auf seinem persönlichen Ansehen und seiner ungeheueren Beliebtheit beruhte, zu festigen, ließ er eine „Balià“, d. h. eine Obrigkeit mit außerordentlicher Gewalt, einsetzen, mit der Befugnis, auf fünf Jahre die obersten Beamten zu wählen. Selbstredend waren nur Männer seiner Partei — um nicht zu sagen: seine Kreaturen — in dieser Balià, die alle fünf Jahre erneuert wurde. So war Cosimo, ohne jemals irgendein Amt bekleidet zu haben, auf einem Umwege unumschränkter Herr der Republik geworden und blieb es auch zeitlebens.

Cosimo, in allem übrigen der sparsame, rechnende Kaufmann, spendete Gold mit beiden Händen zum Bau von Kirchen und Bibliotheken, zur Verschönerung der Stadt und zur Förderung der Gelehrten und Künstler. Unter anderem begründete er die Platonische Akademie. Sein Verdienst ist es also in erster Linie, daß Florenz zum Mittelpunkte der Kultur Europas wurde. Man nannte diese

Art zu regieren „civili modo“, denn die Förderung des Geisteslebens war tatsächlich eine Form der Regierungskunst, in der die Medici Meister blieben. Eine edle Art der „Circenses“, die jederzeit das Volk neben der Befriedigung seiner dringenden Lebensbedürfnisse fordert, und deren geschickte und dem Zeitgeist angepaßte Darbietung unentbehrlich ist für jede Regierung, die sich auf die Dauer in Gunst erhalten will. Diese Prachtentfaltung ist eines der wichtigsten Machtmittel der römisch-katholischen Kirche, vergleichbar den Stierkämpfen der Spanier oder den militärischen Paraden.

Wenn Cosimo volle einunddreißig Jahre das Steuer des Staatsschiffes auf diese geschickte und nahezu unsichtbare Weise lenken konnte und sich nach dem Tode den Ehrentitel eines „Vater des Vaterlandes“ erwarb, so trugen dazu nicht wenig seine Erfolge in der äußeren Politik bei. Die endlosen Kriege zwischen Mailand und Florenz fanden dadurch ihr Ende, daß er mit Francesco Sforza, noch bevor er den Thron der Visconti bestiegen hatte, enge Freundschaft schloß, wie er Nikolaus V. noch als Kardinal gefördert hatte, so daß der dankbare Papst ihn zum Hofbankier machte, was ihm auch finanziell große Vorteile bot.

Sein Sohn Piero überlebte den Vater nur fünf Jahre († 1469), doch trug auch er die unsichtbare Krone, die er seinen Söhnen Giuliano und Lorenzo vererbte. Letzterer, als „*il Magnifico*“ im Gedächtnis der Nachwelt fortlebend, war erst einundzwanzig Jahre alt, als er die Zügel der Regierung ergriff. Hochgebildet, klug, prachtliebend, hochfahrend und eigenmächtig, dabei im Unterschiede zum emsigen Großvater ein so schlechter Kaufmann, daß er falliert hätte, wenn er es nicht vorgezogen hätte, sich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen, erregte er durch unsaubere Geldgeschäfte und autokratisches Gebaren viel Mißstimmung gegen sich. Am 26. April 1478 entlud sich das Ungewitter in der furchtbaren Verschwörung der Pazzi, die vom Papste Sixtus IV. und einer Reihe der angesehensten Familien von Florenz unterstützt wurden. Dem Attentat im Dome fiel Giuliano zum Opfer. Lorenzo entkam. Das Volk raste und tötete gegen siebzig der Verschwörer, darunter den Erzbischof Salviati und den Francesco de Pazzi.

Lorenzo nahm furchtbare Rache. Da traf ihn die Exkommunikation durch den Papst, der zugleich der Stadt gemeinsam mit

König Ferdinand von Aragonien den Kriegerklärte. Jetzt zeigte Lorenzo seine ganze staatsmännische Größe. Kurz entschlossen, reiste er nach Neapel — schon vor dem Tode seines Vaters hatte er sich bei den Höfen vorgestellt — und überzeugte den furchtbaren König, daß seine Herrschaft in Florenz vorteilhafter sei, als die einer wankelmütigen Republik. Als Triumphator kehrte er heim. Doch er besaß genug psychologisches Verständnis und Selbstüberwindung, um der Versuchung, sich zum Fürsten zu machen, zu widerstehen. Die lebenslängliche Herrschaft sicherte er sich dafür auf folgendem Umwege: Er setzte 1480 einen Rat der Siebzig an Stelle der *Balia* ein mit erweiterten Machtvollkommenheiten und dem Rechte, sich durch Zuwahlen zu ergänzen. So war die Freiheit tatsächlich verloren, Lorenzo de facto unumschränkter Tyrann. Aber die Regierung war ausgezeichnet, der Wohlstand der Stadt wuchs, die Rechtspflege war gut, die der Künste und Wissenschaften über alle Maßen glänzend, die Feste, die zur Benebelung des Volkes gegeben wurden, von feenhafter Pracht, kurz es war, um mit einem zeitgenössischen und keineswegs unkritischen Schriftsteller zu reden — wir meinen Guicciardini — „unmöglich, sich einen besseren und angenehmeren Tyrannen vorzustellen“. Denn trotz allem gab es doch keinen Staat in ganz Europa, der dem Bürger solche Freiheiten und Rechte beließ und in diesem Sinne modern genannt zu werden verdient wie das Florenz des Lorenzo il Magnifico. Und doch schloß mit ihm (1492) der Totengräber der florentinischen Freiheit seine Augen.

Sein Sohn Piero II. war unfähig, des Vaters Erbe zu verwalten. Als König Karl VIII. von Frankreich seinen berühmten Zug gegen Neapel unternahm, erregte sein unentschlossenes und feiges Verhalten so große Unzufriedenheit, daß er am 8. November 1494 mitsamt seinen Brüdern vertrieben wurde. Karl verwandte sich erfolglos für seine Rückberufung und schloß, trotzdem seinem Drängen nicht stattgegeben wurde, mit den Florentinern ein Freundschaftsbündnis, das, wie wir schon sahen, allerdings unter nicht immer erfreulichen Begleitumständen, von seinem Nachfolger Ludwig XII. fortgesetzt wurde.

Die Einführung einer neuen republikanischen Verfassung am 23. Dezember 1494 hinderte nicht, daß der fanatische Dominikaner-

mönch und Prior von San Marco Girolamo Savonarola (geb. zu Ferrara 21. Sept. 1452) nahezu dieselbe Machtstellung, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, ausübte wie die vertriebenen Medici. Durchglüht von ehrlichem, sittlichem Streben, eiferte er in Wort und Schrift rastlos und leidenschaftlich gegen die Schäden in Staat und Kirche und nicht am wenigsten gegen deren fluchwürdiges Oberhaupt: Papst Alexander VI. aus dem spanischen Hause der Borgia. Im schroffsten Gegensatze gegen die welt- und kunstfrohe Herrschaft der Medici leitete er — ohne ein Amt zu bekleiden — die Republik im theokratischen Sinne und suchte sie mit dem Geiste der Weltflucht und Askese zu erfüllen. Zahlreiche Gesetze zur Hebung der Zucht und Sitte, die Verbrennung der aus der ganzen Stadt zusammengeschleppten Attribute weltlicher Lust im Karneval 1495 waren die Folge seiner aufwühlenden Bußpredigten. Die Parteien — die gegnerische durch die Anhänger der Medici und des Papstes sowie die eifersüchtigen Franziskaner unterstützt — bekämpften sich leidenschaftlich. Man hielt ihn und seine Anhänger für gefährliche Narren. Der Bannfluch des Papstes vom 12. Mai 1497, der die Behörden veranlaßte, ihm das Predigen zu untersagen, schien ihn vollends lahm zu legen. Aber schon Ende des Jahres wurde das Verbot gemildert, ab Februar 1498 predigte er mit doppeltem Eifer, vor allem gegen den unwürdigen Nachfolger Christi. Aber seine Stunde schlug, als das Volk, an seiner Prophetengabe zweifelnd, das Kloster stürmte und ihn vor das Gericht schleppte. Weder Folter noch Scheiterhaufen vermochten seinen Mut zu brechen. Aber Florenz durfte nunmehr wieder lachen und sich seines Lebens freuen.

Etwas vorgreifend dürfen wir verraten, daß Piero Soderini, der nach einigen Verfassungskämpfen 1502 als lebenslänglicher Gonfaloniere an die Spitze des Staates trat, gleichfalls — wie auch Savonarola es getan hatte — am Bündnis mit Frankreich festhielt. Papst Julius II. erzwang daher 1512 seinen Sturz und die Rückberufung der Medici.

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der Verhältnisse im Nachbarstaate Mailand zu.

Hier hatten die Visconti mit Klugheit und Intrigen, mit Meuchelmord und blutigem Familienzweist einen neuen Staat, ein Herzogtum, mit dem sie vom Kaiser belehnt wurden, errichtet.

Der letzte des Geschlechtes, Filippo Maria (1402—1447), besaß neben Schlaueit, Falschheit, und Grausamkeit eine fabelhafte Menschenkenntnis und eine vollkommene Beherrschung seiner Leidenschaften. Gleich seinem Vater Gian Galeazzo — dem Erbauer des Mailänder Domes und der Certosa von Pavia — insofern ein Sonderling, als er, persönlich ein Hasenfuß, doch fortgesetzt gefährliche Kriege führte, für die er die besten Söldnerführer zu gewinnen wußte. Saß der erstere immer als freiwilliger Gefangener in seiner Burg zu Pavia, so dieser, beschützt durch Spione und Condottieri, die er stets gegeneinander auszuspielen verstand, im Schlosse zu Mailand, das er niemals verließ. Bei Zagonara hatte er 1424 die Florentiner geschlagen, dagegen besiegten ihn wiederholt die Venezianer, mit denen er in ununterbrochenem Kriege lebte; doch wußte er sich durch Schlaueit stets wieder zu erholen. Unablässig in Kriege und Intrigen verwickelt, verwaltete er doch trotz persönlicher Verruchtheit sein Land gut und im modernen Sinne mit geordnetem Steuerwesen und normalerweise unparteiischer Rechtspflege und zentraler, in seinen Händen ruhender Leitung.

Sein einziges, noch dazu illegitimes Kind, Bianca, gab er 1441 dem bedeutendsten Condottiere seiner Zeit, Francesco Sforza, als Gattin, was aber keineswegs die traditionellen Intrigen zwischen ihm und Sforza, die jedoch beide aus Klugheit nie aufs äußerste trieben, hinderte. Wie Villari fein bemerkt, war Sforza (geb. 1401) ein Löwe, der den Fuchs zu spielen wußte, Filippo Maria aber der Fuchs, der gern das Löwenfell überhängte. Der Sforza hielt allen Anfeindungen seines Schwiegervaters stand und fühlte sich, als dieser nach fünfundvierzigjähriger Herrschaft 1447 starb, stark genug, die Krone anzustreben.

Franzesco Sforza war ein homo novus, natürlicher Sohn des Muzio Attendolo, der, von bäuerisch-räuberischer Herkunft, sich durch ungeheuere Energie, Mut und Körperkraft — daher sein Name „Sforza“ — zum Söldnerführer aufgeschwungen hatte und nach überaus abenteuerlichem Leben als Oberbefehlshaber der Neapolitanischen Truppen 1424 fünfundfünfzigjährig ertrunken war. Sein Sohn Franzesco übernahm mit seinen dreiundzwanzig Jahren sofort den Oberbefehl über die Banden des Vaters, die er, militärische mit diplomatischer Begabung vereinend, von Sieg zu

Sieg führte. War sein Vater noch ein Haudegen gewesen, der sich am wohlsten im Schlachtengetümmel fühlte, wo er mit eigener Hand die Gegner fällte, so war der Sohn der geborene Führer und Staatsmann. Bald diente er dem Visconti gegen die Venezianer, bald diesen gegen Filippo Maria, bald besiegte er den Papst, dann trat er wieder in seine Dienste, ohne in all diesen Wirrnissen sein Ziel, die Herzogskrone, je aus den Augen zu verlieren.

Waren die Visconti auch relativ gute Landesherren gewesen, so hatten sie doch, im Geiste der damaligen Zeit, den Staat ganz auf ihre Person und ihre Interessen zugeschnitten. Modern in der Verwaltungstechnik, waren sie also im Geiste selbstsüchtige Tyrannen. So war es ganz natürlich, daß nach Filippo Marias Tode die Republik in Mailand ausgerufen wurde. Alles rebellierte, Venedig drohte mit neuem Kriege. Da nahte Sforza als Retter! Er eroberte die Stadt, schaffte Ruhe im Lande, führte ein gerechtes und weises Regiment und wurde von allen als Herzog anerkannt.

Unter den vielen einschlägigen Zügen sei ein für die damalige Staatskunst charakteristischer angeführt. Den Aufruhr in Piacenza ließ er durch seinen treuen Hauptmann Brandolini im Blute erstickten. Nachdem kaum Ruhe eingekehrt, wurde dieser plötzlich verhaftet, und man fand ihn mit durchschnittener Kehle im Kerker. Glaubte das Volk, Sforza habe so seine Grausamkeit bestrafen wollen, so durchschauten andere besser des Herzogs Absicht: er beseitigte ein Werkzeug, nachdem es seine Dienste getan hatte, und wusch sich so gleichzeitig von der Blutschuld frei. Ähnlich machte er es mit dem Söldnerführer Jacopo Piccinini, der als Privatmann in Mailand lebte. Er kannte seine Kollegen zu gut, um den Condottieri jemals zu trauen. So ließ er ihn gelegentlich einer Reise nach Neapel durch den König Ferdinand, dessen alten Feind, beseitigen, nicht ohne vor der Welt gegen den Treubruch zu protestieren. Als Sforza am 8. Mai 1466 die Augen schloß, zweifelte niemand, einen gerechten, großmütigen Herrn verloren zu haben, dessen Hof zugleich einer der prächtigsten in Italien war, wo Künstler und Literaten wetteiferten, einem wahren Friedensfürsten zu huldigen.

Galeazzo Maria trat widerspruchslos das Erbe an. Er darf zu den verruchtesten Tyrannen seiner Zeit gezählt werden, wütete er doch nicht nur mit sadistischer Grausamkeit gegen mißliebige Unter-

tanen und entehrte die edelsten Frauen, er stand sogar im Verdachte, seine eigene Mutter vergiftet zu haben. Ein Volk, das sich dagegen hätte auflehnen können, existierte nicht mehr, denn das ganze Staatswesen war nichts anderes als ein kunstvoller Mechanismus zum Dienste des Gewalthabers geworden. Der Staat war nur sein Ausbeutungsobjekt, eine persönliche Schöpfung des Eigennutzes. Aber wie noch vor kurzem in Rußland, so war auch im damaligen Italien der Despotismus gemildert durch zahlreiche Verschwörungen und Attentate. Einem solchen erlag der Herzog zweiunddreißigjährig am 26. Dezember 1476. Das verblendete niedere Volk aber, bei dem höchst sonderbarerweise fast stets der Despot beliebt ist — auch um Iwan den Schrecklichen weinte es bitterlich! — weil entgegen allem Freiheitsgebrüll doch nur die Knute imponiert, Güte für Schwäche gilt, rächte in blinder Wut den Tod seines Henkers!

Den Thron bestieg nunmehr Galeazzo Marias Bruder Ludovico Moro, eine der verhängnisvollsten Gestalten der italienischen Geschichte. Da er sich die Herrschaft widerrechtlich und auf skrupellose Weise anmaßte — sein achtjähriger Neffe Giovan Galeazzo war legitimer Erbe —, mußte er stets um sie zittern. Nach der Heirat des legitimen, aber völlig kaltgestellten Herrn mit Isabella von Aragon, der Enkelin König Ferdinands von Neapel, wurde die Lage für ihn kritisch. Schlau, intrigant und charakterlos wie er war, zögerte er nicht, Italien ins größte Unglück zu stürzen, wenn er nur, im Trüben fischend, seinen usurpierten Thron behielt. So rief er die Franzosen gegen Neapel ins Land, ein Unglück, das die Diplomaten schon längst befürchtet, aber, Lorenzo il Magnifico voran, bisher glücklich vermieden hatten. Nun waren aber Lorenzo wie auch der Papst Innocenz VIII. 1492 gestorben, und Moro, dem die Gegenspieler fehlten, war es geglückt, durch Bestechung der Günstlinge Karls VIII. von Frankreich diesen unfähigen Wirrkopf zu veranlassen, über die Alpen zu ziehen. Hatte Moro auch sicher die Absicht, ihn später durch ein Bündnis aller Mächte der Apenninhalbinsel wieder hinauszudrängen und sich dadurch als Meister der Staatskunst zur Allmacht aufzuschwingen, so war doch der Plan ein tollkühnes Vabanquespiel, dessen Kosten Italien zahlen sollte.

Jedermann entfaltete in Befürchtung der Katastrophe eine fieberhafte Tätigkeit, Gesandtschaften eilten in ungeheurer Zahl von Hof

zu Hof, alles war in gespanntester Erwartung, ob Frankreichs Heersich nun wirklich in Bewegung setzen würde, oder ob es noch gelänge, das Unheil abzuwenden. Am verzweifeltsten ist König Ferdinand von Neapel, der angesichts des drohenden Unterganges seines Reiches, den er nicht mehr abzuwenden vermag, am 25. Januar 1494 stirbt.

Am 1. September des gleichen Jahres marschiert Karl VIII. mit seinem Heere in Asti ein und erschreckt die Italiener durch die grausame, auf der Halbinsel nicht übliche Art der Kriegführung. Denn war die Staatskunst auch gegen einzelne teuflisch, so war doch die Kriegführung sehr human. Giovan Galeazzo stirbt gleichzeitig an Gift, auf Moros Anstiften, wie niemand bezweifelt. Dieser spielt auch den Franzosen gegenüber sein altes Doppelspiel, indem er zwar Geld und Truppen zu ihrer Unterstützung sammelt, aber gleichzeitig gegen sie an einem Bündnis webt.

Am 17. August rückt König Karl mit eingelegter Lanze in Florenz ein, nachdem der unwürdige Piero de Medici entflohen und die Republik proklamiert worden war. Da die tapferen Bürger sich zur Wehr setzen, kommt ein erträgliches Arrangement zustande. Immerhin rauben die Franzosen beim Abzuge nach Rom, was sie nur erwischen können, vor allem die Antiken aus dem Palast der Medici.

In Rom kommt der König mit Alexanter VI. zu einem Abkommen, nachdem er die Kanonen auf die Engelsburg hatte richten lassen. Der Zug geht weiter nach Neapel, seinem Ziele. War die Stadt zuerst in Rebellion zugunsten der Franzosen, so hatte ein fünfzig-tägiger Aufenthalt des Königs genügt, sie so gründlich von ihren frankophilen Sympathien zu heilen, daß Karl VIII. Hals über Kopf die Stadt verlassen mußte, um nicht von der Rückzugslinie abgeschnitten zu werden.

Inzwischen hatte Venedig, aufs höchste erschreckt über die unerwartet geglückte Expedition, ein Bündnis mit dem Papste, Spanien, Kaiser Maximilian und Moro gegen die Franzosen geschlossen, so daß diese sich bereits den Rückzug unter Führung des berühmten Heerführers Trivulzio erkämpfen mußten. Moro schloß rasch Frieden mit den Franzosen und ließ dadurch seine anderen Bundesgenossen im Stich. Seine Rechnung, dadurch beide Gegner loszuwerden, war aber falsch, er hatte sich beider Haß zugezogen und sollte das noch bitter bereuen müssen.



Terracotta-Büste Machiavellis  
(Cinquecento)

Die Garnisonen der Franzosen in Neapel konnten sich nicht halten. Sie mußten bald das Land den Spaniern überlassen und kehrten dezimiert in die Heimat zurück. So hatte Karl VIII. Grund, sein Abenteuer zu bereuen, doch starb er schon, als letzter Valois, am 7. April 1498. Sein Nachfolger, Ludwig XII., machte auf Grund seiner Verwandtschaft mit den Visconti Erbansprüche auf Mailand geltend und stürzte dadurch Italien in neues Unglück.

Die Geschichte Neapels, das wir schon wiederholt nannten, ist, soweit hier einschlägig, bald erzählt. Nachdem Alfonso von Aragonien, der „Große“, das Königreich 1442 erobert und damit die Aragonesische Dynastie begründet hatte, begann für das durch endlose Kriege verwüstete Land eine friedliche Zeit. Dieser Spanier

wurde einer der großzügigsten Förderer des Humanismus, der an seinem Hofe alle verfolgten Gelehrten gastlich aufnahm, so den berühmten Laurentius Valla. Zwar war der ritterliche und großherzige König kein vorbildlicher Herrscher, da er das Volk durch Steuern bedrückte, um seine Soldaten zu bezahlen, und die Nobili übermäßig belohnte und begünstigte, aber wenigstens herrschte nunmehr Ruhe im unglücklichen Lande. Als er 1458 seinem natürlichen Sohne Ferdinand oder Ferrante als Erbe das Königreich hinterlassen hatte, mußte dieser es neuerdings vor allem gegen päpstliche Intrigen erobern.

Ferrante, ein sehr kluger Staatsmann und schlauer Diplomat, entwickelte sich im Kampfe gegen seine Barone zum grausamsten Despoten. Mit Vorliebe bemächtigte er sich seiner Gegner durch Verrat, ja nachdem er sie an der eigenen Tafel glänzend bewirtet hatte, und verwahrte sie dann entweder zeitlebens im Kerker, oder — eine eigentümliche Liebhaberei — er ließ die Ermordeten in ihrer Tracht mumifizieren, um sie in der Nähe zu behalten und sich zeitweise an ihrem Anblick zu erfreuen. Daneben beutete er das Volk durch Handelsmonopole aus, sparte auch nicht mit Zwangsanleihen und Vermögenskonfiskationen, so daß 1485 ein vom Papste geschürter Aufstand gegen ihn ausbrach. Aber mutig und schlau, wußte er ihn niederzuschlagen und befriedigte dann seine Rachsucht mit unerhörter Grausamkeit. Mit geradezu prophetischem Scharfblick sah er das von Frankreich heranziehende Ungewitter vorher und beschwor, jedoch vergeblich, alle Fürsten Italiens, sich dagegen zusammenzuschließen. Gewissensbisse und die Sorge um die Dynastie beschleunigten sein Ende. Sein Sohn, Mitregent und Nachfolger Alfonso, „der grausamste, schlechteste, lasterhafteste und gemeinste Mensch, der je gesehen wurde“, wie Philipp von Comines ihn charakterisiert, dabei ohne die Fähigkeiten des Vaters, flieht feige vor den Franzosen und läßt die Katastrophe über seinen jungen Sohn Ferrante († 1496) hereinbrechen. So endete durch diese und allgemeinen Verrat ruhmlos die Dynastie der Aragonesen. „*Jamais homme cruel ne fut hardi*“, sagt Comines bei dieser Gelegenheit. Ein Fürstenhaus, das keinerlei Sinn für die Interessen des Landes und Volkes besaß, sondern nur mit allen verbrecherischen Mitteln darauf bedacht war, die Untertanen auszubeuten und sich

auf dem Throne zu erhalten, hatte gewiß kein besseres Los verdient.

Gegenüber den geschilderten Zuständen in Mailand und Neapel — übertroffen wurden sie an Scheußlichkeit noch vielfach an den kleinen Höfen und, wie wir bald sehen werden, am Sitze des Papsttumes — ist ein Blick auf die nordische Großmacht Venedig eine Erholung.

Diese große Republik sog seit Urzeiten alle Lebenssäfte aus dem Handel und überseeischen Unternehmungen. Feudalismus und Naturalwirtschaft fanden dort keine Stätte. Dafür bildete sich schon frühzeitig eine Aristokratie aus den Großkaufleuten bzw. den reichen Bürgern. Während sich aber in Florenz wie so häufig auf dem Umwege über die Demokratie die Einzelherrschaft herausbildet, erhält sich in Venedig viele Jahrhunderte die Republik in der Form der Adelsoligarchie. Der Große Rat wird erblich, und aus ihm der Doge auf Lebenszeit gewählt. In den Händen dieser Instanzen ruht fast die ganze Staatsgewalt. Aufstände des Volkes werden in der Regel durch den Rat der Zehn und ein sorgfältig ausgebildetes Überwachungssystem leicht verhütet oder unterdrückt. Gefährlicher waren ehrgeizige Aristokraten als Bewerber um die Alleinherrschaft. Aber von den schärfsten gegenseitigen Bespitzelungen abgesehen, bot ihnen die Verwaltung der Kolonien Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Herrschsucht, wie auch die zahlreichen orientalischen Kriege dem Kühnen Lorbeer verhiessen.

Nach der Niederringung der konkurrierenden Handelsrepubliken Pisa (bei Meloria 1284) und Genua (1380 bei Chioggia) zur unbestrittenen Herrin der Meere geworden, gibt Venedig seiner Politik insofern eine andere Richtung, als es beginnt sich auf dem Festlande auszudehnen und dadurch mit Notwendigkeit in den Strudel der italienischen Geheimdiplomatie, damals der raffiniertesten der Erde, hineingezogen wird. Das war eine Folge einerseits des Vordringens der Türken, die ihre Kolonien in der Levante bedrohten, andererseits der Erstarkung der Kontinentalmächte, die Venedigs Zwischenhandel zwischen dem Morgen- und Abendlande Hindernisse in den Weg legten und zudem gebieterisch eine bessere Sicherung der Hauptstadt von der Landseite her erheischten.

Im Unterschiede von den Tyrannen, wie wir sie bisher kennenlernten, war die Aristokratie Venedigs von glühendem Patriotismus erfüllt und setzte sich mit Gut und Blut für die Größe des Vaterlandes ein. Im übrigen heulte auch diese Diplomatie insofern mit den Wölfen, als sie weder vor Gewalttat noch vor Trug zurückschreckte. Mit Glück dehnte der Markuslöwe sein Regiment über Padua, Friaul, Istrien, Verona usw. aus. Die unterworfenen Bevölkerung, deren Gesetze und Sitten im allgemeinen unangetastet blieben, fühlte sich wohl unter dem starken und gerechten Zepter des Dogen, zumal der riesenhafte Handel sie am Reichtume der Hauptstadt teilnehmen ließ. Anders war allerdings die Einstellung der ehemals regierenden oder auf Herrschaft hinarbeitenden Familien in den eroberten Staatswesen. Vereitelten doch die Macht Venedigs und die Zufriedenheit der Bevölkerung für immer jede Hoffnung, jemals sich zu Despoten aufzuschwingen. Dazu war auch die zentralistische Verwaltung viel zu gut geordnet und die Kontrolle zu scharf. Deshalb war nichts so sehr von diesen Kreisen gefürchtet als die Tatze des Markuslöwen.

Die großen anfänglichen Erfolge gegenüber den Osmanen, der ungeheueren Reichtum, den der Levantehandel eintrug und dessen Segnungen allen Bevölkerungsschichten zugute kamen, ließen im 15. Jahrhundert Venedig zur europäischen Großmacht werden, deren Heldentum gegenüber den Türken sie — wie Ungarn — zum Schilde und Schwerte der Christenheit stempelte.

Aber der Baum war zu hoch in den Himmel gewachsen, als daß er nicht vom Blitze des Neides der Nachbarn bedroht worden wäre. Als der Doge Mocenigo 1423 starb, hatte die Stadt eine Bevölkerung von 190 000 Seelen — es ist dies vielleicht das erstemal, daß wir im Mittelalter die genaue Einwohnerzahl erfahren — und war damit eine der volkreichsten Europas. 36 000 Seeleute fuhren auf 45 Galeeren, 300 großen und 3000 kleinen Seeschiffen, dazu kamen noch 16 000 Schiffszimmerleute am Lande. Es gab 1000 Adelige, in deren Händen ja die Regierung lag, mit Einkommen zwischen 70 und 4000 Dukaten. Die ordentlichen Staatseinnahmen betragen über 1 Million Dukaten im Jahre, der Handel warf jährlich etwa 4 Millionen Gewinn ab. Diese und weitere Daten lassen Venedig neben Florenz zur Mutter der Statistik werden.

Als Florenz damals ein Bündnis gegen Filippo Maria Visconti erbat, lehnte man es zunächst ab: ein Krieg zwischen Venedig und Mailand sei ein solcher zwischen Verkäufer und Käufer, also wirtschaftlich ein Unsinn. Wenn der Herzog nur sein Heer vermehre, wirke dies bereits durch Erhöhung der Steuern ungünstig auf die Kaufkraft ein. So kühl rechnete man an der Adria!

Damals befand sich Venedig in einer gefährlichen Lage, da die Osmanen im Osten vordrangen, Filippo Maria aber ganz Ober- und Mittelitalien bedrohte. Francesco Foscari, gegen des sterbenden Mocenigo Rat zum Dogen erwählt, sprang den bedrohten Florentinern bei, und nunmehr begann ein furchtbarer Krieg zwischen Venedig und Mailand, der von 1426 bis zum Tode des Herzogs 1447 währte. Jedes Jahr stellte der Visconti neue Heere ins Feld, und jedes Jahr bot ihm Foscaris Tatkraft und Vaterlandsliebe die Spitze. Der Condottiere Carmagnola, der eine Niederlage erlitten hatte, wurde 1432 hingerichtet. Die Zehn machten ihm, schnelle und strenge Richter, wegen Verrates den Prozeß.

Leicht hatten es die Condottieri gerade nicht: siegten sie wiederholt und schienen sie dadurch gefährlich, dann schaffte man sie oft durch Gift beiseite. Erlitten sie aber Niederlagen, dann machte man ihnen wegen Verrates den Prozeß. In der Regel forderten die Venezianer, daß sie nicht nur ihr Geld bei ihnen anlegten und die Republik als Erbin einsetzten, sondern auch die Familie als Geisel zurückließen. Trotzdem mißtraute man ihnen. Stets spielte man mehrere gegeneinander aus. Immerhin war Venedig in einer besseren Lage als andere Staaten. Der Stolz des Venezianers auf seine Heimat ließ ihn den Tod für sie nicht fürchten. Seine Vaterlandsliebe kannte keine Grenzen und keine Pflichten der Diskretion anderen, etwa als Kardinal dem Papste gegenüber. Der geborene Venezianer blieb immer und in der ganzen Welt und in jedes Herren Dienst ein treuer Sohn seiner Republik wie etwa heute der Engländer. So war jeder im Auslande zugleich ein politischer Agent, ganz zu schweigen von den Gesandten, deren Berichte sich durch außerordentliche Sachlichkeit und politische Klugheit auszeichneten, wenn ihnen auch die wunderbare Eleganz der Sprache und die psychologische Feinheit der Charakterzeichnung der Florentiner ferner lag.

Nicht nur gegen die Condottieri, auch gegen den Dogen Foscari, trotz oder vielmehr wegen seiner hervorragenden Erfolge, war man hart und grausam, wenn auch in legalen Formen. Denn darauf hielten die Zehn, die, alljährlich neu gewählt und für ihre Entscheidungen haftbar gemacht, nicht aus Blutgier, aber ohne Milde aus Zweckmäßigkeitsgründen ihre Urteile fällten, allmächtig über Leben und Tod sowie über alle Hilfsquellen des Staates gebietend. Foscari war zu mächtig geworden, und darum mußte er dem Neid der Aristokratie geopfert werden. Man traf ihn in seinem heißgeliebten Sohn, quälte ihn dadurch mit der härtesten Seelenfolter ein volles Jahrzehnt und zwang dann den gebrochenen Mann zur Abdankung (1457). In seine vierunddreißigjährige Regierung fällt die Kulmination der Macht der Republik.

Der Fall Konstantinopels in türkische Hände war (1453) ein schwerer Schlag für Venedig, doch gelang es den Untertanen schon im folgenden Jahre freien Handel zu erwirken. Aber der Türke drang immer weiter gegen Westen vor, und wenn auch Venedigs Heldentum und diplomatisches Geschick es ehrenvoll aus den Kämpfen hervorgehen ließ, so war doch im wesentlichen mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert der Weg nach dem Osten und damit zu den Quellen des Reichtums versperrt. So mußte sich die Republik immer tiefer in die Intrigen und Gefahren der kontinentalen Politik verstricken lassen. Der Höhepunkt war überschritten. Es ging zwar langsam, aber infolge der Entdeckung Amerikas und vor allem des Seeweges nach Ostindien unaufhaltsam bergab.

In diesem wunderbar geordneten Staatswesen, beneidet und verhaßt in ganz Italien, auf dessen Staaten es geringschätzig herabsah und denen es teils Landteile entriß, teils den Handel aufzwang, verknöcherten die auf Kastenegoismus zugeschnittenen Institutionen allmählich. Vor allem rächte sich aber die aus dem Wunsche, das geschwächte Italien zu dominieren, entsprungene politische Kurzsichtigkeit, den Einmarsch der Franzosen widerstandslos zuzulassen. Schon 1508 vereinte die Liga von Cambrai Europa gegen den Markslöwen.

Dem Reichtume und der Eleganz der Lebensweise und Wohnungsausstattung, der Humanität, die nicht nur für Hospitäler sorgte, sondern auch zum Staunen der Welt sich der verwundeten Feinde

annahm, dem modern anmutenden Pensionswesen entsprach nicht das Interesse für die Literatur und Antike. Erst spät erobert sich die Renaissance die Lagunenstadt.

Nunmehr wollen wir uns der Betrachtung Roms und des Papsttumes zuwenden. Denn was Machiavelli an den Borgia studierte, das legte er nieder in dem Werke, dem er seinen Weltruhm verdanken sollte, dem „Principe“.

## VIERTES KAPITEL

### ROM UND DIE BORGIA

Nach dem Scheitern des gewaltigen das frühere Mittelalter beherrschenden Gedankens des christlichen Universalreiches, dessen Schwert der Kaiser führte, dessen geistige Leitung aber in den Händen des Papstes lag, waren die Statthalter Christi mehr und mehr zu Landesfürsten geworden. Gewiß waren sie nicht nur Herren des Kirchenstaates. Noch horchte die christliche Welt auf sie, aber sie waren eben zu einem guten Teile weltliche Fürsten und damit in die Kleinstaaterei Italiens und deren Politik verwickelt. Die Religion oder gar die reine Lehre Christi waren in ihr Gegenteil verwandelt worden, zu einer bisweilen geradezu nebensächlichen Bedeutung herabgesunken gegenüber den weltlichen, nur allzuweltlichen Interessen der Priesterfürsten. Die Päpste werden genau solche Tyrannen wie die übrigen Gewalthaber Italiens und bedienen sich auch genau derselben Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft.

Die Zentralgewalt war im Kirchenstaate aber weit schwächer ausgebildet als etwa in Mailand. Die großen Herren, die Colonna, Orsini, Este, Malatesta usw., waren selbständige oder fast unumschränkte Fürsten, die nur pro forma sich „Vikare der Kirche“ nennen ließen und von Zeit zu Zeit, wenn ein offener Widerstand untunlich gewesen wäre, rein äußerlich ihr Unterordnungsverhältnis anerkannten. Genau dasselbe galt von den Städten im Kirchenstaate, etwa von Bologna. Sie waren de facto freie Republiken, die sich selbst regierten, wenn sie auch offiziell die päpstliche Oberherrschaft gezwungenermaßen nicht grundsätzlich leugneten. Mit einem Worte: im Kirchenstaate herrschte chronische Anarchie. Jeder Papst mußte sich erst im eigenen Lande gegenüber dem mächtigen Adel Autorität verschaffen, was meist nur höchst unvollkommen

gelang, und griff ganz logischerweise zum Auskunftsmittel, seine eigenen „Neffen“ — in Wahrheit waren es fast immer seine Söhne — gut auszustatten, um so doch wenigstens direkt über gewisse Machtmittel verfügen zu können. So entwickelte sich der berüchtigte Nepotismus, der besonders im 15. Jahrhundert üppig ins Kraut schoß.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Religion, wenigstens im Sinne eines Gefühles für die Führung der ganzen Christenheit, gänzlich abhanden gekommen wäre. Im wesentlichen diente sie aber nur als politisches Machtmittel. Wo die Waffen nicht hinreichten, wurde der Bannfluch geschleudert, bis auch diese Waffe durch allzuhäufigen Gebrauch ihre Schärfe verlor. Der Papst bekleidete somit eine höchst unerquickliche Zwitterstellung und wurde zwischen politischen und religiösen Pflichten hin und her gezerzt; meistens triumphierten die näherliegenden weltlichen.

Zu schwach, Italien zu beherrschen, waren die Päpste doch einflußreich genug, ganz Italien durcheinander zu bringen und schwach zu halten, vor allem durch fortwährende Aufforderung an Fremde, ins Land einzumarschieren.

Als durch das Konzil zu Konstanz endlich im Jahre 1417 das Schisma beendet und Oddo Colonna als Martin V. zum Papste gewählt worden war, mußte er sich zunächst die eigene Hauptstadt, Rom, erobern. Er kam bei seinem Einzuge am 28. September 1420 in eine völlig verarmte, von Pest und Kriegen verwüstete Kleinstadt, deren Bauwerke verfallen waren und in der Räuber ihr Unwesen trieben. Es gelang ihm die Freiheit der Verwaltung zu beseitigen und damit, wenigstens für seine Lebenszeit, dem grotesken Zustande ein Ende zu bereiten, daß dem Papst in der ganzen Christenheit von Königen und Kaisern gehuldigt wurde, nur nicht von der eigenen Residenzstadt und ihren Behörden. Dann dehnte er sein Regiment langsam weiter aus, indem er die Räubernester der Adligen brach, diese aufknüpfte und sich auch in seinen Städten Autorität erwarb. Man begann nunmehr das Land wieder zu bestellen und durfte es ohne unmittelbare Lebensgefahr wagen, in Rom sein Haus zu verlassen, ja sogar meilenweit vor die Tore der Stadt zu reisen.

Möglich war diese Beseitigung vollkommener Anarchie nur dadurch geworden, daß der Papst sich auf seine einflußreiche Familie

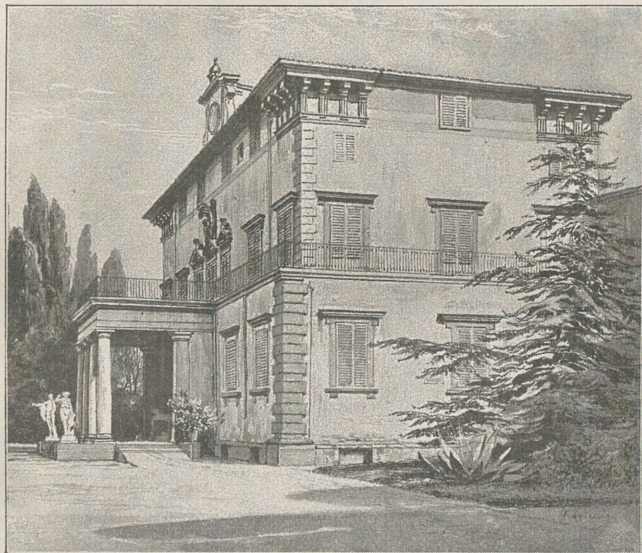
stützte und die Colonna, deren Name wie Schwerterklang durch die Jahrhunderte tönt, maßlos durch Belehnungen und reiche Heiraten begünstigte.

Um die von den Päpsten stets beanspruchte Oberherrschaft über Neapel zu behaupten, unterstützte Martin zunächst Johanna II., die ihm seinen Einzug in Rom ermöglicht hatte, dann Ludwig von Anjou, ihren Gegner, endlich Alfonso von Aragonien, den Spanier, der, wie wir schon wissen, sich als König behauptete († 1458). Diese Politik der Berufung von Ausländern zerüttete, wie wir sahen, nicht nur Neapel sondern auch ganz Italien, da sie von den folgenden Päpsten festgehalten wurde.

Eugen IV. (1431—1447) stützte sich auf die Orsini und lag nunmehr naturgemäß im Kampfe mit den Colonna, die ihn vertrieben. In Florenz lebte der Verbannte in dulci júbilo und umgeben von Gelehrten, deren Eindringen in die päpstliche Kanzlei selbstredend nicht ohne günstige Wirkung für den Humanismus blieb. Inzwischen ließ Eugen mit Feuer und Schwert und unerhörter Grausamkeit durch Vitelleschi sein Land zurückerobern, wobei die Colonna dezimiert wurden. Als der Kardinal aber als Triumphator in Rom einzog, ließ er seinen Feldherrn durch den Prälaten Scarampo ersetzen. Da Vitelleschi sich dagegen sträubte, warf man ihn verwundet in die Engelsburg, wo er starb. Eugen konnte sich bis zu seinem Tode noch drei Jahre des endgültigen Sieges über die Stadt Rom freuen. Im Kirchenstaate, in der Mark und der Romagna gab es zwar kaum mehr eine freie Stadt-Republic, wohl aber zahlreiche Fürsten, deren Treue mehr als zweifelhaft war.

Der Einzug des Humanismus in die Ewige Stadt durch Eugens Nachfolger, den berühmten Gelehrten Tommaso Parentucelli, der sich als Papst Nikolaus V. nannte, war glänzend. Denn auf nichts anderes bedacht als auf Förderung der klassischen Studien und Sammlung von Handschriften, war der Papst bestrebt, Rom zum Vorort der klassischen Bildung zu machen. Ohne Ansehung der politischen oder religiösen Ansichten berief er bedeutende Gelehrte, darunter sogar den literarischen Gegner des Papsttums Laurentius Valla. Durch Einkäufe von Handschriften, Abschreiben von Büchern und die Übersetzung klassischer Autoren wurde er geradezu Begründer der Vatikanischen Bibliothek. Neben dieser edlen Leiden-

schaft für die Wissenschaften war der Papst auch beseelt von Begeisterung für die Baukunst. Er gab durch Errichtung von Kirchen und Denkmälern, Neubauten von Straßen usw. der Ewigen Stadt ein ganz anderes Aussehen, wollte er doch durch Leon Battista Alberti seine Hauptstadt auch an äußerer Schönheit Florenz überbieten lassen. Der Neubau des Vatikans und der Peterskirche sowie die Umwandlung der Leostadt in eine große Festung waren so un-



Machiavellis Landhaus Sant Andrea in Percussina (San Casciano)

geheure Pläne, daß zwar er selbst sie nicht verwirklichen konnte, wohl aber seine Nachfolger Julius II. und Leo X. sie zum guten Teile ausführten. Dieser eifrige Förderer des Humanismus und der Renaissance kümmerte sich im übrigen nicht viel um die Bedürfnisse seiner Untertanen. Die Römer verübelten ihm vor allem, daß er endgültig mit ihrer Freiheit aufgeräumt hatte.

Er starb als echter Gelehrter bis zum letzten Atemzuge, nachdem er eine lateinische Rede gehalten hatte, am 24. März 1455. Ein lauterer Charakter und hoch verdient um die menschliche Kultur, wohl der würdigste der Renaissancepäpste.

Mit seinem Nachfolger Calixtus III. bestieg ein Spanier aus der fluchbeladenen Familie der Borgia den Heiligen Stuhl. Spanische Abenteurer füllten die Stadt, die Verbrechen nahmen über alles Maß zu, Rom drohte wieder in Anarchie zurückzufallen. Des Papstes einziges Streben war es, seine Nepoten mit Ehren, Geld und Gut zu überhäufen, das er skrupellos zusammenraffte. Als der Greis am 6. August 1458 die Augen schloß, tötete und verjagte die Volkswut die Spanier. Calixtus stand der Renaissance gleichgültig gegenüber. Verdienstvoll war, daß er die Türkengefahr weitblickend erkannte und eifrig bestrebt war, sie durch einen Kreuzzug zu bannen. Vor allem betrieb er den Bau und die Ausrüstung einer Flotte und suchte in allen christlichen Staaten Begeisterung für den Glaubenskrieg zu entfachen. Aber das Zeitalter der Kreuzzüge war endgültig abgeschlossen. Auch die ungeheure Energie des Papstes, der hier wirklich als Oberhirt der ganzen Christenheit auftrat, konnte ihnen kein neues Leben einhauchen. Calixtus war seit vielen Jahren der erste Papst, der sich der hohen Pflichten seines Amtes für die Kirche wieder erinnerte hatte, doch lastet sein Nepotismus als schwere Schuld auf ihm und seinem Andenken.

Er besaß eine große Menge Verwandter, die er teils schon als Kardinal, teils während seines Pontifikates aus Spanien hatte kommen lassen. Diese Borgia, schöne, kraftvolle, hochmütige und außerordentlich sinnliche Menschen, die bald alle militärische und polizeiliche Gewalt in die Hände bekamen, wurden sämtlich, wie wir schon hörten, vom Papste mit Gnaden überhäuft.

Am meisten Bedeutung sollte sein Neffe und Liebling Rodrigo erlangen, der später als Papst Alexander VI. sich rühmen darf, unter die größten Scheusale der Menschheit gezählt zu werden.

Dieser Mann, geboren 1430 bei Valencia in Spanien, vereinigte, wie Guicciardini von ihm rühmt, in sich „seltene Klugheit und Wachsamkeit, reife Überlegung, wunderbare Überredungskunst, Gewandtheit und Fähigkeit zur Leitung der schwierigsten Geschäfte“. Durch seine Schönheit übte er auf Frauen einen faszinierenden Einfluß aus. Die übergroße Liebe seines Onkels hatte ihn trotz seiner Lasterhaftigkeit schon mit sechsundzwanzig Jahren zum Kardinal erhoben. Wir werden bald hinreichend Gelegenheit haben, von ihm und seinen

Taten zu hören, und wollen zunächst in der Geschichte des Papsttums fortfahren.

Die unterbrochene kulturelle Bewegung, die so bald aus der barbarischen Landstadt Rom wieder ein Kulturzentrum allerersten Ranges hervorzaubern sollte, fand ihre Fortsetzung durch Calixtus' Nachfolger, den gelehrten, ehrenwerten und menschlich sympathischen Enea Silvio Piccolomini, der als Papst den Namen Pius II. annahm. Als Kanzler am Wiener Hofe Friedrichs III. hatte er zuerst gelehrte Bildung in Deutschland verbreitet. Ein glänzender Schriftsteller — nach seiner Beschreibung Wiens findet man sich heute noch dort zurecht —, der seine jugendlichen Irrlehren — eine Schrift von ihm befindet sich gar auf dem Index! — widerrief, wurde er einer der gelehrtesten Päpste.

Selbstredend mußte auch er sich seine Stellung zuerst erkämpfen. An Aufständen hatte es in Rom ja nie gefehlt. Schon unter dem gutherzigen Nikolaus V. hatte der von ihm mit Ehren überhäufte Stefano Porcario sich verschworen, das Papsttum zu stürzen, den Vatikan einzuäschern und die Republik in Rom einzuführen, wofür er billigerweise mit dem Tode büßen mußte. Wie die Krönung Calixtus' III. durch Unruhen gestört worden war, so ließ sein Tod die Römer wiederum an den Ketten der spanischen Fremdherrschaft — denn das war in Wahrheit seine Regierung — rütteln und sie auch zunächst zerreißen. Auch in den Städten des Kirchenstaates war der Haß gegen die spanischen Ausbeuter und Abenteurer hoch aufgelodert, man tötete, wen man erwischte, und plünderte Häuser. Übrigens benahm sich Rodrigo bei dieser Gelegenheit mutig, harnte er doch allein beim sterbenden Onkel aus. Die Orsini standen an der Spitze der anti-„katalonischen“ Bewegung. Zur Steigerung der Verwirrung war Jacopo Piccinino in den Kirchenstaat, wo die Pest wütete, einmarschiert, zudem drohten kriegerische Verwicklungen mit Neapel. Kein leichter Regierungsanfang für Pius II. Da dieser aber, weitsichtiger als Calixt, der, selbst eine Kreatur der Aragonesen, die Anjou begünstigte, sich mit Ferrante von Neapel verbündete, wurde er Herr der Anarchie.

Die sechs Jahre seines Pontifikates (1458—1464) verwandte Pius II. vor allem zu Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, nachdem sein schwungvoller lateinischer Bekehrungs-

brief an Sultan Mohammed II. nicht zum Ziele geführt hatte. Er starb in Ancona, wohin er die Kreuzfahrerflotte beordert hatte, tief enttäuscht, da seinem Rufe nur einige venezianische Galeeren gefolgt waren. Im übrigen begünstigte er seine Familie und die Sienesen.

Sein Nachfolger Paul II. (1464—1471) zog sich den Haß der Gelehrtenwelt zu, weil er die Humanisten rücksichtslos aus seiner Geheimkanzlei entfernte, überdies keine literarischen Interessen besaß. Dafür suchte er, weltlich gesinnt, wie er war, durch glänzende Feste seine Römer zufriedenzustellen. Selbstredend mußte auch er zu den Waffen greifen, vor allem gegen die Malatesta von Rimini und die Anguillara, die sich eines großen Teiles der Campagna bemächtigt hatten. Seine Verdienste um die Rechtspflege mögen immerhin erwähnt werden. Wenn sein Name keinen guten Klang hat, so verdankt er das in erster Linie dem von ihm gefolterten Platina, der sich in seiner Lebensbeschreibung der Päpste gründlich rächte. Kein guter Papst, gewinnt er doch durch Vergleich mit seinen Nachfolgern, die ethisch den Tiefstpunkt der Geschichte des Heiligen Stuhles bezeichnen.

Der Ordensbruder Sixtus IV. (1471—1484) eröffnet den Reigen der Ungeheuer. Nur darauf bedacht, seine Neffen (oder Söhne?) Riario zu bereichern, verkaufte er in schamloser Weise Stellen und Ablässe. Er zettelte die Verschwörung der Pazzi an, weil Lorenzo il Magnifico sich seinem Treiben widersetzte, und erklärte nach deren Mißlingen dem exkommunizierten Florenz den Krieg (1478). Dann suchte er durch die Hilfe der Venezianer Ferrara an seine Familie zu bringen. Als Neapel in den Krieg eingriff, verbündete er sich mit Venedig und Ferrara gegen das Königreich. Aber er hatte damit wenig Erfolg. Selbstredend fehlte es auch nicht an Unruhen im Kirchenstaate. Vor allem bekämpfte er die Colonna und richtete, wortbrüchig, Lorenzo Colonna hin. Als die Venezianer hinter seinem Rücken den für ihn schimpflichen Frieden von Bagnolo schlossen, starb er vor Erbitterung.

War dieser erste Papst aus der Familie der Rovere auch ein vortrefflicher Ordensgeneral gewesen, der auch als Papst seine geistliche Herkunft nie ganz vergaß, so war er doch vor allem weltlicher Fürst. Unbestreitbar sind seine Verdienste um die Wissen-

schaften und die künstlerische Verschönerung Roms durch Berufung der größten Maler seiner Zeit an seinen Hof. Allerdings zerstörte er mehrere antike Baudenkmäler, während er zugleich die Kapitulinische Sammlung als erste öffentliche ihrer Art in Europa begründete. Sein Versuch, die Maremmen zu entwässern, beweist seine landesväterliche Fürsorge. Aber das alles hindert nicht, daß Verfall der Kirchengucht und schlimmster Nepotismus den von Natur mildtätigen Mann aufs schwerste belasten. So wurde er der ränkevollste Fürst seiner Zeit, „ohne Gewissen und Religion“, aber auch zugleich der erste wahre Papst, König und Herr über Rom.

Nach seinem Tode wurden die Häuser der Riario eingeäschert — Girolamo war sein böser Geist gewesen —, und Rom starnte wieder in Waffen. Sein Nachfolger Innozenz VIII. aus dem Hause Cibò kaufte sich die zur Wahl erforderlichen Kardinalstimmen. Da er die Verschwörung der neapolitanischen Barone gegen die Aragonesen förderte, entbrannte sofort der Krieg: auf seiten des Papstes Venedig-Genua, die Colonna und die rebellierenden Barone, auf gegnerischer Florenz, Mailand und die Orsini, die bis unter die Mauern Roms vordrangen. Da rief der Papst René II. von Lothringen zur Hilfe und bewirkte so den Frieden. Ferrante verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut und zur Amnestierung seiner Barone. Daß er sich ganz und gar nicht an diese letztere Verpflichtung hielt, haben wir schon berichtet.

In Rom herrschte volle Anarchie. Tägliche Morde zwangen die eingeschüchterte Bevölkerung zum Erwerbe von Geleitscheinen. Wer nicht zahlen konnte oder wollte, war ein Todeskandidat. Gegen entsprechende Bezahlung war alles käuflich, auch der Ablass für Vätermord. Da alle Bußgelder über 150 Dukaten an den Sohn des Papstes, Franceschetto Cibò, gezahlt werden mußten und jedes Verbrechen seinen Preis hatte, so läßt sich denken, daß kein Interesse bestand, Übeltaten zu verhüten. Dolch und Gift feierten Orgien.

Solche anderer Art aber ergötzten den Papst, den ersten, der ganz offen seine Söhne anerkannte und die Hochzeit Franceschetto's mit der Tochter Lorenzo des Prächtigen festlich beging (1487). Dafür wurde Giovanni, ihr Bruder, erst vierzehnjährig zum Kardinal ernannt. Glänzende Feste, in denen die prunkliebende Renaissance wohl alle anderen Zeiten übertraf, wurden oft gefeiert, so auch an-

läßlich des Einzuges des Dschem am 13. März 1489 in die Ewige Stadt.

Mit diesem Türken hatte es eine sonderbare Bewandtnis. Im Kampfe um den Thron der Osmanen war er von seinem Bruder, dem gewaltigen Bajazet, besiegt und auf der Flucht von den Ordensrittern in Rhodos gefangengenommen worden. Der Papst hatte ihn sich ausliefern lassen und erhielt dafür vom Sultan 40 000 Dukaten jährlich unter der Bedingung, sein Entweichen zu verhüten. Für den Leichnam hätte er ja ungleich mehr vom liebenden Bruder bezogen, aber diese einmalige Abfindung wäre ein schlechtes Geschäft gewesen. So lebte denn der Türke, als kostbares Ausbeutungsobjekt seines Lebens sicher, als Gast des Papstes im Vatikan.

Wenn der Papst, erschöpft von seinen Orgien, Ohnmachtsanfälle bekam, dann eilten die Verwandten und Kardinäle, um sich des Schatzes und Dschems zu bemächtigen, und das Volk wurde aufrührerisch. Erlaubte aber der Kräftezustand dem Papste weiterzufeiern, dann gingen Orgien, Morde und alle erdenklichen Ausschweifungen und Verbrechen wieder ihren gewohnten Gang.

Endlich ereilte der Tod auch diesen schamlosen Wüstling. Ängstlich umstanden die seiner würdigen Verwandten das Sterbelager. Innozenz — welcher Hohn liegt in diesem Namen, der für alle Zeiten mit dem „Hexenhammer“, dem fluchwürdigsten Buch der ganzen Menschheit, verknüpft bleiben wird! — nahm nur mehr Frauenmilch zu sich. Sein jüdischer Arzt versuchte ihn durch Blutüberführung von drei zehnjährigen Kindern zu retten. Sie starben daran, aber auch das Scheusal selbst schloß am 25. Juli 1492, erst sechzigjährig, die Augen. Man hielt es für unmöglich, daß das Papsttum und Rom noch tiefer sinken sollten. Aber man unterschätzte die Teuflichkeit, deren Menschen fähig sind.

Aus dem Konklave ging, mit der Tiara geschmückt, als „Statthalter Christi“ Alexander VI. hervor, dem wir schon als Rodrigo Borgia und Neffen Calixtus' III. begegneten.

Pius II. hatte den jungen Bischof von Valencia und Kardinal schon wegen seines sittenlosen Lebenswandels väterlich ermahnen müssen. Aber sein Gold war mächtiger gewesen als moralische Bedenken, und schließlich war er, bevor er jubelnd ausrufen konnte: „Ich bin Papst, Pontifex, Vikar Christi“, auch nicht viel verworfener

gewesen als seine diesmal bei der Wahl gewiß nicht vom Heiligen Geiste geleiteten Kollegen.

Nach einer glänzenden Karriere war er schon in jungen Jahren Vizekanzler der Kirche geworden, als welcher er ein enormes Einkommen bezog. Als Erbe seines Onkels Calixtus und seines Bruders, als Inhaber dreier Bistümer und vieler Klöster in Spanien und Italien und Eigentümer des prachtvollsten Palastes in Rom — heute Cesarini — war er der reichste unter allen Kardinälen.

In einer wilden Ehe lebte er viele Jahre lang mit der schönen und klugen Römerin Vanozza de Cataneis (geb. 1442, † 1518), die er an verschiedene Männer pro forma verheiratete, und die sich, nach seiner Wahl, als Mutter seiner vier Kinder Cesare, Juan, Jofré und Lukrezia bekannte und nach des Papstes Tode sich sogar den Familiennamen Borgia beilegte. Sie galt als rechtschaffene Frau. Jedenfalls bewahrte ihr Rodrigo zwar durchaus nicht immer die Treue, doch zeitlebens seine Anhänglichkeit. Dieses Verhältnis zur Vanozza und seine zärtliche Liebe zu den Kindern seien als schöne menschliche, wenn auch nicht gerade für einen Kardinal und Papst besonders schätzenswerte Züge nicht verschwiegen.

Da vom Tage der Erkrankung Innozenz' VIII. bis zur Papstkrönung 220 Morde in Rom vorgekommen waren — in einer so kurzen Zeitspanne selbst für damals nicht wenig —, so griff Alexander mit starker Hand in die Rechtspflege ein und beruhigte in Kürze die Hauptstadt. Gleichzeitig huldigte er rücksichtslos dem Nepotismus, der für ihn und ganz Italien zur schrecklichsten Geißel ausarten sollte.

Seinem zweiten Sohne Juan hatte er schon als Kardinal vom König von Spanien den Titel eines Herzogs von Gandia gekauft, während sich Cesare, mochte er den Bruder noch so sehr beneiden, bis zur Krönung seines Vaters gedulden mußte. Am gleichen Tage noch erhielt er das Erzbistum Valencia und begann damit seinen Aufstieg zu grauererregender Größe. Bald sollten sich alle wichtigen Hofämter in den Händen dieser zahlreichen Familie befinden.

Alexanders damals fünfzehnjährige Tochter Lukrezia († einundvierzigjährig 1519) wurde das Objekt politischer Schachergeschäfte nach Auflösung ihrer ersten Verlobung durch ihren Vater: er vermählte sie am 12. Juni 1493 mit Giovanni Sforza von

Pesaro, wodurch er in enge Verbindung mit Mailand trat, das dadurch zugleich im Papste ein Gegengewicht gegen König Ferrante erhielt, der gegen die widerrechtliche Verdrängung seines Enkels Gian Galeazzo vom Throne durch Ludovico il Moro protestierte. Daraus, d. h. aus der Furcht Mailands vor Neapel, entsprang ja das Unglück Italiens, denn die Franzosen sollten den Aragonesen zu Fall bringen. Ferrante, der feinste Staatsmann seiner Zeit und ebenso abgefeimt und schuldbeladen wie vertraut mit der schwierigen Kunst, Menschen zu durchschauen, war auch der erste, der Alexander richtig erkannte. Er lieferte dem spanischen Hofe ein vollkommen richtiges Charakterbild des Papstes, dem er nicht nur mit den Franzosen sondern auch mit den Türken Anzettlungen zutraute.

Schon am 20. September 1493 konnte es Alexander wagen, unter zwölf neuen Kardinälen seinen Sohn Cesare mit der höchsten kirchlichen Würde zu betrauen. Um dies durchzusetzen, hatte der Papst durch falsche Zeugen beschwören lassen, daß Cesare der legitime Sohn eines anderen sei. Und niemand hatte zu protestieren gewagt! Bei späteren Kardinalsernennungen beschränkte sich Alexander fast ausschließlich auf Spanier, um durch seine Kreaturen das heilige Kollegium völlig in der Hand zu haben.

Alexander, der sich Karl VIII. von Frankreich gegenüber höchst unmännlich benommen hatte und Plünderungen in Rom, selbst des Palastes Vanozzas, mit ansehen mußte — aus Furcht, er könne wegen Simonie abgesetzt werden —, sollte schließlich doch durch Schlaueit über den jungen König, in dessen Händen sich damals Rom, das Papsttum, ja ganz Italien befand, triumphieren. Nach Abschluß eines Vertrages mit dem Franzosen mußte dieser bei der ersten Audienz drei Kniefälle vor dem Haupte der Christenheit tun, ihm Hand und Fuß küssen und die Worte sprechen: „Ich bin gekommen, Ew. Heiligkeit Gehorsam und Ehrfurcht zu leisten, wie dies meine Vorgänger, die Könige von Frankreich, gewohnt gewesen sind.“ So mächtig war noch der Gedanke des Papsttumes, ungeachtet der Unwürdigkeit seines Trägers! Ja mit einem Federstrich konnte der Statthalter Christi sogar den Erdball verteilen! Nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus waren Streitigkeiten zwischen Portugal und Aragon über die neuentdeckten Länder ausgebrochen.

Sie beendete Alexander VI., indem er am 4. Mai 1493 alles entdeckte oder noch zu entdeckende Land 100 Meilen westlich von den Azoren und Kap Verde mit einem Strich von Pol zu Pol den Spaniern zusprach.

In groteskem Gegensatz hierzu steht der Kampf des Papstes gegen seine eigenen Vasallen, zumal wenn auch noch, wie am 23. Januar 1497 bei Soriano von den Orsini besiegt, sein Heer in wilde Flucht geschlagen und er zu einem keineswegs ehrenvollen Frieden gezwungen wird. So war der erste Versuch, eine der großen Adelsfamilien niederzuwerfen, völlig gescheitert. Die Orsini blieben Herren ihrer Güter, d. h. fast ganz Tuscien. Auch in Rom, wo er anfang verhaßt zu werden, hielt er sich nur gestützt auf seine 3000 spanischen Söldner.

Aber jetzt beginnt eigentlich erst der furchtbarste Akt der Tragödie des Hauses Borgia, denn Cesare tritt auf den Plan.

Enttäuscht in der Hoffnung, durch die reichen Besitzungen der Orsini seinen heißgeliebten Sohn Juan, den Herzog von Gandia, auszustatten, scheute sich Alexander nicht, sich am Kirchengute zu vergreifen: er verlieh ihm Benevent als erbliches Herzogtum!

Cesare wurde gleichzeitig zum Legaten für Neapel bestimmt. Das war zu wenig für den ehrgeizigen Mann, der als anerkannter Sohn eines Papstes niemals auf die Tiara hoffen durfte, während er seinen weit unbedeutenderen Bruder nunmehr als Begründer einer Dynastie beneidete. Noch heute leben dessen Nachkommen in Spanien.

Am 14. Juni 1497, genau eine Woche nach der Erhöhung zum Herzog, speiste Juan mit seinem Bruder Cesare und Freunden bei seiner Mutter zu Nacht. Beim Heimwege trennten sich die Brüder, und — Gandia kehrte nicht mehr heim! Man fischte ihn nach zwei Tagen, mit zahlreichen Wunden bedeckt, als Leiche aus dem Tiber. Der Papst war verzweifelt, zumal er den Mörder nur zu gut kannte: seinen eigenen Sohn Cesare! Und zwar soll außer dem Neide noch die Eifersucht auf die eigene Schwester Lukrezia das Motiv gewesen sein. Der Papst zitterte vor seinem Sohne, er fürchtete auch den unerhörten Skandal und deckte dieses grausige Drama mit Schweigen zu. Er verzieh Cesare, der nunmehr nach Neapel reiste, um den letzten der Aragonier zu krönen.

Die Borgia gestalteten das Verbrechen zum Kunstwerke, sie lebten praktisch, was Machiavelli theoretisch niederlegte, doch mit dem wesentlichen Unterschiede: sie taten es aus krasser, schamloser Selbstsucht, er in der Überzeugung und Hoffnung, damit seinem geliebten Vaterlande zu dienen.

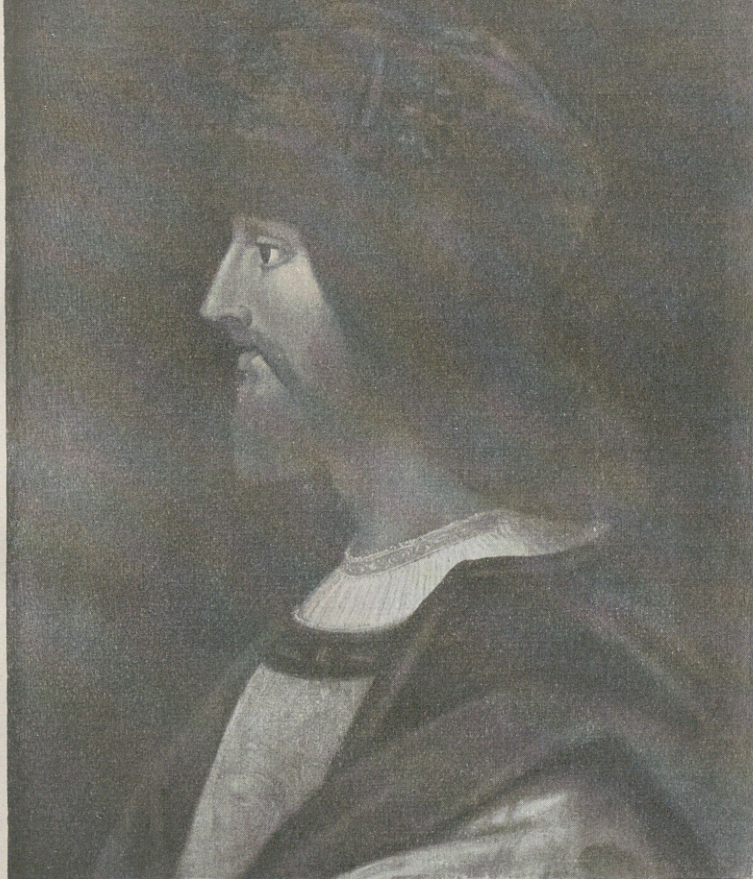
Niemals war die moralische Verworfenheit so groß wie im Rom dieser Tage. Die Religion war zum bloßen Zeremoniendienst herabgesunken, nur noch getragen vom Wunsche, durch sie das Volk zu beherrschen, der Papst aus einem Theokraten zum Tyrannen geworden, der sich von den anderen Italiens nur durch Titel und Gewandung unterschied. Und doch noch mächtig durch den ererbten mystischen Zauber einer großen Tradition.

Nachdem Cesare den roten Kardinalshut abgelegt hatte, reiste er am 1. Oktober 1498 mit königlicher Pracht zu Schiff nach Frankreich, beladen mit 200 000 Dukaten. Seine edlen Pferde trugen ausschließlich silberne Hufeisen. Bei sich hatte er den Kardinalshut für den Erzbischof von Rouen und — die Ehescheidungsbulle für Ludwig XII.! Denn der König wollte sich von seiner Gemahlin trennen, um die Witwe Karls VIII., die als Mitgift die Bretagne brachte, zu ehelichen.

Das Geld zur Reise hatte man durch Ämterschacher beschafft, auch dadurch, daß man dreihundert Personen wegen Ketzerei unter Anklage setzte, um sie dann um schweres Gold freizulassen, endlich hatte man dem Haushofmeister des Papstes unter demselben Vorwande 20 000 Dukaten abgenommen. Aber die Reise lohnte sich auch. Denn Cesare, der durch Schönheit der Erscheinung und Glanz des Auftretens den Franzosen imponierte, wurde zum Herzog von Valence („Valentino“, wie er nunmehr genannt wird) mit entsprechender Rente erhoben, ja durch die Verheiratung mit einer französischen Prinzessin in das königliche Haus aufgenommen. Eigentlich hatte der König ihm die Hand einer anderen Prinzessin mit besseren Erbansprüchen zugesagt, aber man gab sich unter einigen Protesten zufrieden, weil die guten Beziehungen zum mächtigen Hofe von Frankreich die stärkste Rückendeckung der Borgia werden sollten.

Nunmehr begann Cesare seine fürstliche Laufbahn in der Absicht, sich ein möglichst großes Reich in Italien zu erobern.

CÆSAR BORGIA VALENT<sup>VN</sup>



Cesare Borgia

Der französische König hatte den Borgias nach der Eroberung Mailands weitere Förderung zugesagt. Daraufhin verbündete er sich mit dem Papste und Venedig und rückte am 6. Oktober 1499 in Mailand ein. Den Moro ereilte sein Schicksal. Er, der die Fremden gerufen hatte, mußte nun vor ihnen fliehen. Sein Stern war im Sinken. Cesare aber, der den König in der eroberten Stadt begrüßt hatte, ging ans Werk. Zuvor hatte ihn sein Vater zum Bannerträger der Kirche ernannt und ihm Geld geschickt, das er sich auf seine Art, auch durch Morde, beschafft hatte. Er wollte die Fürsten der Romagna und der Mark beseitigen, die unter dem Vorwande, die dem Papste geschuldeten Summen nicht bezahlt zu haben, von ihm abgesetzt worden waren. Mit 8000 Mann eroberte Cesare Imola, dann Forli, wo sich die tapfere Caterina Sforza bis zum 12. Dezember 1500 behauptete.

Wie wir den Verräter verachten, auch wenn er uns dient, so beugen wir uns auch unwillkürlich vor jeder echten menschlichen Größe, ungeachtet aller sonstigen Gegnerschaft. Und nichts kann uns im gleichen Maße so in seinen Bann ziehen als wahrer Heldenmut. Diesem rein menschlichen Gefühle — etwas besonders Seltenes in den verruchten Zeiten von damals oder in solchen der Kriegs- und Revolutionspsychosen — hatte die Gräfin ihr Leben zu danken. Denn die französischen Söldner retteten sie gegen Cesares und des Papstes Todesurteil und ermöglichten es ihr, friedlich ihre Tage in Florenz zu beschließen. Daß diese außerordentliche Frau im übrigen durchaus keine Heilige war, ist leicht einzusehen, wenn wir erfahren, daß man die Ermordung ihres zweiten Gatten an ihrer Seite für ein abgekartetes Spiel hielt, um sich ihrer Gegner entledigen zu können.

Den weiteren Siegeszug unterbrach ein Aufstand der Mailänder gegen den französischen Feldherrn Trivulzio, der die Stadt schwer bedrückt hatte. So wurden alle Franzosen, auch die aus Cesares Heere, benötigt, um Ludovico il Moro, der die Herrschaft wieder für zwei Monate an sich gerissen hatte, zu besiegen. Als Gefangener starb er nach zehn Jahren in Frankreich.

Aus Freude über die Siegesnachricht tötete Cesare bei einem glänzenden Turniere sechs Stiere eigenhändig, dabei spaltete er dem einen den Kopf auf den ersten Lanzenstoß, was große Bewunderung erregte. Man hatte in Rom überhaupt Grund sich zu freuen, denn

das Jubeljahr brachte mit zahlreichen Pilgern auch schweres Geld ein. Mit den 120 000 Dukaten, die für die Ernennung von zwölf Kardinälen bezahlt werden mußten, setzte Cesare seinen Eroberungskrieg fort. Aus Pesaro verjagte er seinen früheren Schwager Giovanni Sforza, aus Rimini den Pandolfo Malatesta, während Faenza von dem erst sechzehnjährigen, aber von seinem Volke geliebten Astorre Manfredi tapfer verteidigt wurde. Hungererzwang am 25. April 1501 die Übergabe. Cesare schwor, die Bewohner zu schonen und dem jungen Helden das Leben zu schenken, aber wie vorherzusehen brach er seinen Eid und ließ ihn, den er inzwischen in der Engelsburg gefangen gehalten hatte, im folgenden Jahre erdrosseln und in den Tiber werfen. Nach diesen Heldentaten wurde Cesare von seinem Vater zum Herzog der Romagna ernannt. Er besaß jetzt Imola, Faenza, Forli, Rimini, Pesaro und Fano und wollte nunmehr Bologna erobern, um es zur Hauptstadt seines Staates zu machen, doch legte Frankreich hiergegen wie gegen seine Absichten auf Toscana zunächst sein Veto ein.

Daß man auch während des Jubeljahres täglich Ermordete in den Straßen Roms fand, ist zu selbstverständlich, als daß wir es erwähnen müßten. Es war z. B. Brauch, daß der Beichtvater eines Kranken dem Arzte verriet, wenn dieser Geld besaß. Dann wurde er vergiftet, und beide teilten sich in die Beute. Immerhin ließ Alexander eines Tages achtzehn Räuber auf einmal aufhängen; sie hatten allerdings den französischen Gesandten nicht geschont, was politisch nicht erwünscht war.

Von einem Morde müssen wir hier aber doch Notiz nehmen, weil er in die Familiengeschichte der Borgia eingriff. Auf Alexanders Befehl hatte sich Lukrezia nach vierjähriger Ehe unter dem Vorwande der Impotenz von ihrem ersten Gatten Giovanni Sforza (1497) scheiden lassen müssen. Hierauf hatte man sie in ein Kloster gesteckt, wo sie in aller Heimlichkeit einen (wohl unehelichen) Sohn gebar; dann war sie am 21. Juli 1498 mit Alfonso, Fürsten von Bisceglia, einem natürlichen Sohne Alfonsos II. von Neapel, vermählt worden.

Ob sie in blutschänderischem Verkehr mit Vater und Bruder stand, ist nicht erweisbar, jedenfalls traute das Volk es dieser Familie zu. Dieser Alfonso wurde am 15. Juli 1500 auf der Treppe

der Peterskirche überfallen und schwer verwundet. Im Vatikan wurde er hierauf von der Schwester und der Gattin Lucrezia persönlich gepflegt. Da er aber nicht sterben wollte, trat Cesare eines Abends in sein Zimmer, schickte die beiden Frauen hinaus und ließ ihn im Bett erdrosseln. Der Papst fand es ganz in der Ordnung. Dagegen war er doch unangenehm berührt, als sein treuer Kämmerer in seinen Armen von Cesare eigenhändig erstochen wurde, so daß ihm das Blut ins Gesicht spritzte. Doch fürchtete er Cesare zu sehr, als daß er es gewagt hätte, ihm Vorhaltungen zu machen. Und doch war er mit seinen siebenzig Jahren keineswegs ein gebrochener Greis, vielmehr verjüngte er sich, nach zeitgenössischen Berichten, täglich trotz seiner ausschweifenden Lebensweise und besaß ein fröhliches Gemüt.

So waren die Borgia, so Cesare, mit dem Machiavelli nun bald in persönliche Berührung kommen sollte.

## FÜNFTES KAPITEL

### MACHIAVELLI BEI CESARE BORGIA IN DER ROMAGNA

Da bei der damaligen Unzuverlässigkeit der Diplomatie kein fester Verlaß auf Frankreich war, so hatte Florenz die Notwendigkeit eingesehen, sich auf die eigene Kraft zu verlassen und auf alle Eventualitäten vorzubereiten, und zwar wurde Machiavelli die Seele der militärischen Maßnahmen. Er war ein zu kluger und nüchterner Beobachter, als daß er den Söldnerheeren hätte Vertrauen schenken können, und so betrieb er mit Eifer und Umsicht, den Anschauungen seiner Zeit weit vorauseilend, die Organisation einer nationalen Miliz. Der Gedanke, das Vaterland nach altrömischem Vorbilde durch seine Söhne zu verteidigen, begeisterte ihn und befeuerte seine Maßnahmen.

Die Truppen des Cesare Borgia „von Frankreich, von Gottes Gnaden Herzog von Romagna, Valences und Urbino, Fürst von Andria, Herr von Piombino, Bannerträger und Generalfeldhauptmann der Kirche“, wie er sich nannte, waren schon in Florentinisches Gebiet eingefallen. Nur mit Mühe unterdrückte die Obrigkeit einen Aufstand der Bevölkerung gegen die plündernden Eindringlinge. Aber der Herzog war zu vorsichtig, um Frankreich, das ganz offensichtlich in diesem Augenblicke die Republik unterstützte, vor den Kopf zu stoßen, und sah überdies, daß er kein leichtes Spiel haben würde. So versuchte er es auf gütlichem Wege, indem er sich, ohne Verpflichtung zu effektivem Dienste, mit einem Jahresgehälte von 36000 Dukaten von der Republik als General anstellen ließ. Das war am 15. Mai 1501 gewesen. Selbstredend hatten weder die Florentiner die Absicht, ihn zu zahlen, noch er, ihnen Dienste zu erweisen, sondern es war die übliche Art der Borgia, sich Geld zu erpressen. Der Herzog zweifelte nicht daran, in kürzester Zeit alle Er-

oberungspläne durchsetzen zu können, und sein Vater hatte auch schon nach Venedig seine Fühler ausgestreckt, wie man dort die veränderte Lage auffassen würde.

Als nun aber Cesare gegen Bologna vorrückte, da legte Frankreich sein Veto ein: niemals würde der König zugeben, daß der Herzog sich in dieser Weise zum Herrn von ganz Mittelitalien mache; er solle nur ja seine Pläne auf Toscana und Bologna fallen lassen.

Dieser diplomatische Mißerfolg konnte für ihn verhängnisvoll werden, denn seine Hauptleute, meistens kleine mittelitalienische Tyrannen, benutzten ihn zu einer Verschwörung. Es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß Cesare einem nach dem andern von ihnen an den Kragen wollte, wie er ja schon so und so viele Genossen vernichtet hatte. Dazu hörten sie von Anschlägen des Herzogs auf Perugia, Castello und die Orsini. So schlossen sie sich am 9. Oktober 1502 zu einem Bunde zusammen, nachdem sie schon am Tage vorher eine Festung Cesares in Urbino überrumpelt hatten. Noch bevor die Florentiner ihre Hilfe zugesagt hatten, eroberte Vitellozzo Vitelli, trotz seiner Bettlägerigkeit, bis zum 15. des Monats fast das ganze Herzogtum Urbino.

Ohne den Mut zu verlieren, schickte Cesare den ihm treu geliebten Teil seines Heeres unter dem blutgierigen Spanier Don Michele Coriglia, bekannt unter dem Namen Don Micheletto, den Feinden entgegen. Nach Anfangserfolgen wurde sein Heer bei Fossombrone völlig geschlagen; der Bluthund, auf dessen Nahen hin sich viele Frauen mit ihren Kindern in den Fluß gestürzt hatten, entrann mit Mühe. Die Sache des Herzogs schien verloren. Aber Venedig blieb den Bitten der Verbündeten gegenüber taub, Florenz hatte die Einfälle der Orsini und Vitellis nicht vergessen, und so gewann Cesare Zeit, die Unterstützung der Franzosen abzuwarten. Damit hatte sich das Blatt wieder zu seinen Gunsten gewendet.

Cesare hatte, als er das Gewitter nahen fühlte, Florenz dringend gebeten, ihm Gesandte zu schicken, um sich mit der Republik, die ja an die Romagna grenzte, gütlich zu einigen. Aber man war am Arno vorsichtig und lehnte deshalb das Ersuchen ab, da man sich mit den zahlreichen Rebellen nicht verfeinden wollte. Andererseits wählte man, um auch den Herzog nicht zu verstimmen, den Aus-

weg, durch die Zehn einen Beauftragten zu senden. Die Wahl fiel am 4. Oktober 1502, wie wir schon wissen, auf Machiavelli.

Nur sehr ungern nahm er den so ehrenvollen Auftrag an. Zunächst mußte er sich, da die Republik knauserte, wieder in Unkosten und Schulden stürzen, dann fehlten ihm nach seiner Überzeugung Rang und Ansehen, um mit dem gefürchtetsten Manne seiner Zeit auf gleichem Fuße zu verhandeln. Endlich hatte er soeben geheiratet, und zwar Marietta, die Tochter Lodovico Corsinis. Soviel wir wissen, war diese mit Kindern gesegnete Ehe glücklich.

Das hinderte nicht zahlreiche Seitensprünge Machiavellis, der darüber mit seinem Freunde Buonaccorsi in der ungeniertesten Weise korrespondierte. Man hielt damals von der Ehe und dem Weibe überhaupt nicht allzuviel, und wenn man es auch getan hätte, so gehörte doch ein gewisser Zynismus der Ausdrucksweise sozusagen zum guten Tone. Die Sprache, die die sittenreine Isabella Gonzaga in ihren Briefen an ihren geliebten Gatten führte, war eine seltene Ausnahme, die deshalb hier ihre Erwähnung finden möge. Denn selbstredend hat es zu jeder Zeit Heilige neben Sündern gegeben, aber der Historiker muß sich sozusagen an das Gesetz der großen Zahl halten.

Die Instruktion für Machiavelli lautete, dem Herzog die Freundschaft von Florenz nachdrücklich zu beteuern und ihm zugleich mitzuteilen, daß man den Rebellen die Bitte um Unterstützung abgeschlagen habe. „Und in diesem Teile wirst du dich nach deinem Ermessen verbreiten; wenn aber Seine Exzellenz weitere Anforderungen stellen sollte, so beschränke dich darauf, uns davon zu unterrichten und Antwort abzuwarten.“ Außerdem sollte er einen Geleitbrief für die durch des Herzogs Länder ziehenden florentinischen Kaufleute erwirken. Er kam also, bei Lichte besehen, mit leeren Händen, und das zu einem von Rachedurst erfüllten, wortkargen, auch zum Anhören wenig geneigten Manne. Aber gerade diese undankbare Mission enthüllte Machiavellis ganzes Genie als politischer Schriftsteller.

Cesare war, wie Villari treffend bemerkt, weder ein großer General noch ein großer Staatsmann, sondern nur eine Art von Räuberhauptmann. Ohne Papst und Frankreich wäre er nichts oder doch nur sehr wenig geworden. Aber die Art, wie er sich im Handumdrehen ein

Reich eroberte, wie er ferner all seiner Feinde durch Kühnheit und Skrupellosigkeit Herr wurde und allen, auch seinem Vater, Furcht einflößte, hatte vielen Bewunderung abgenötigt. Nicht am wenigsten Machiavelli. Denn dieser scharfe Beobachter und kaltblütige Theoretiker, der sich nicht durch Schein blenden ließ und darum auch mit Recht sich geistig dem Herzog überlegen fühlte, war kein Mann der Tat. Cesare aber war die Energie und Entschlußfähigkeit in höchster Konzentration. Statt zu sprechen, handelte er, statt zu theoretisieren, zu erwägen, griff er blitzschnell zu. Der moralische Faktor fehlte in der Rechnung vollkommen. Das imponierte Machiavelli, weil es das Gegenteil seines eigenen Wesens war. Was könnte ein solcher Mann, so fragte er sich, leisten, wenn alle seine Fähigkeiten statt in den Dienst des Eigennutzes in den einer großen Idee gestellt würden? Dieser Gedanke begeisterte ihn.

Cesare fühlte sich selbstredend dem bescheidenen Kanzler der Republik, dem Bücherwurm und Aktenschreiber, nach jeder Richtung turmhoch überlegen und ließ ihn das auch in der Unterredung, die am 12. Oktober 1502 in Imola stattfand, merken. Er konnte nicht ahnen, daß er einem Manne gegenüberstand, der ihm zwar an Entschlußkraft und Schlagfertigkeit unterlegen war, der ihn aber wie Glas durchschaute und analysierte wie der Chemiker eine einfache Verbindung. Noch weniger konnte er vermuten, daß Machiavelli ihm die Unsterblichkeit verleihen würde, indem er aus ihm und seinen Handlungen allgemeingültige politische Regeln ableitete. Politik als Wissenschaft, das war die Aufgabe, die sich der Kanzler stellte, früher ein Einfall, jetzt, auf Grund der persönlichen Bekanntschaft mit dem faszinierenden Manne, ein festes Programm. Die Wissenschaft nämlich, ohne jede Rücksicht auf Moral die tauglichsten Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes, welcher Art er auch sein möge, anzugeben.

Wie jedermann, der unserer Darstellung folgte, ohne weiteres klar ist, war die Ethik ein der damaligen Politik gänzlich wesensfremder Faktor; das kunstvolle Verbrechen war Gegenstand der Bewunderung. Das galt für alle Staaten, am meisten aber für die der Borgia. So sieht Machiavelli in Cesare den reinsten Vertreter, die Inkarnation dieser von allen Hemmungen befreiten, der Selbstsucht dienenden Staatskunst. Er wird der Held des „Principe“.



Marmorbüste Machiavellis  
(Cinquecento)

Bei der ersten Unterredung nahm Cesare stillschweigend die Freundschaftsbeteuerungen der Florentiner als das hin, was sie waren: leere Redensarten. Dann sagte er aber Machiavelli, er werde ihm ein Geheimnis mitteilen, das er noch niemand anvertraut habe: die Orsini hätten ihn kürzlich angefleht, Florenz anzugreifen, doch habe er nicht gewollt, ja er habe sie sogar auf Briefe des Papstes und aus Frankreich hin zurückgerufen, als sie auf eigene Faust vorgegangen waren. Daher ihr Haß gegen ihn und der richtige Zeitpunkt, mit der Republik ein enges Bündnis abzuschließen. Auf Machiavellis Antwort, das müsse er seiner Regierung schreiben, wurde der Herzog wütend; es war sogar nicht möglich, aus ihm herauszubekommen, welche Bestimmungen dieser Vertrag enthalten solle.

Anderen Tags, am 9. Oktober, d. h. zur selben Zeit, als die rebellischen Hauptleute ihren Vertrag unterzeichneten, ließ der Herzog den Kanzler rufen und überhäufte ihn mit solchen Artigkeiten, daß er sie nicht beschreiben konnte. Dabei drang er auf schleunigsten Vertragsschluß. Machiavelli rät deshalb der Republik, einen Gesandten mit bestimmten Vorschlägen zu schicken.

Da lief die Nachricht von der Niederlage der herzoglichen Truppen ein, doch konnte der Kanzler darüber nichts Näheres in Erfahrung bringen: „denn an diesem Hofe wird alles ganz wunderbar geheimnisvoll betrieben und Dinge, die verschwiegen werden sollen, hört man nie“. Cesare aber äußerte sich, so ruhig und unerschrocken er dabei blieb, in langen Reden voller Verachtung über seine Feinde. Machiavelli benutzte den psychologischen Moment, den Geleitbrief für die Kaufleute zu erwirken.

Die nächste Audienz fand am 23. Oktober statt. Der Herzog hatte gute Nachrichten vom französischen König erhalten und erwähnte, daß die verräterischen Orsini schon wieder einzulenken versuchten, doch halte er sie bis zum Eintreffen der Hilfstruppen hin. Der Refrain war wieder die Forderung eines Bündnisses mit Florenz. Da eine Antwort darauf die Kompetenzen Machiavellis überstieg, war ihm diese Lage peinlich, um so mehr, als er die Folgen einer Versöhnung mit den Orsini nicht beurteilen konnte. Denn „ich sehe weder ein, wie er das Vergehen verzeihen kann, noch wie die Orsini die Furcht ablegen können“.

Tatsächlich sollte der am 28. Oktober zwischen dem Herzog und den Rebellen abgeschlossene Vertrag eine Falle werden. Der Geheimschreiber des Herzogs benachrichtigte Machiavelli, daß eine Vertragsklausel angehängt würde, „deren Annahme ihm (Cesare) ein Fenster und deren Ablehnung ihm eine Türe öffnen würde, um aus den Artikeln des Vertrages, über den selbst die Kinder lachen müßten, herauszukommen“. Denn das Schutz- und Trutzbündnis, das zwischen dem Herzog und den Aufständischen beschworen wurde, war auf Bruch seitens des Herzogs angelegt. Das merkten selbstredend auch die Gegenkontrahenten, aber angesichts der französischen Hilfe und des eigenen Geldmangels waren sie über den Zeitgewinn froh. Sie hofften ehestens mit besserem Erfolge ihr Spiel erneuern zu können; doch der Herzog war auf der Hut. Dazu war er

einer Mehrzahl von Gegnern gegenüber, die er hoffen durfte zu spalten, im Vorteil. Machiavelli formt dies später zu einer Theorie: einer, der von vielen Feinden umgeben sei, könne sie leicht schwächen und besiegen, weil er sie trennen könne, was den Gegnern nicht möglich sei. Auf Grund dieser Erfahrungsregel konnte der Kanzler dem Herzog auch den bevorstehenden Sieg prophezeien.

Machiavelli schildert den Zehn Schritt für Schritt alle Ereignisse. Er erweist sich hier als scharfer Beobachter und Erzähler von unübertrefflicher Treue und Anschaulichkeit, ganz zu schweigen von seinem unerreichten Stil. Er bildet vor unseren Augen die politischen Regeln und Gesetzmäßigkeiten mit methodischer Strenge und der sachlichen Nüchternheit eines sezierenden Anatomen.

Seine eingehenden Berichte über die Tätigkeit und die Absichten des Herzogs waren in Florenz sehr geschätzt, er selbst galt zu seinem Leidwesen als unersetzlich. Bei dieser aus zahlreichen Anerkennungsschreiben hervorgehenden bedingungslosen Zufriedenheit der Vorgesetzten wurden seine Abberufungsgesuche nicht genehmigt. Daß er heim drängte, war ihm aus den angeführten Gründen nicht zu verargen. Dazu sah er sich von so viel Verbrechen und Schändlichkeit umgeben, daß ihn, trotz seiner theoretischen Bewunderung skrupelloser Politik, schauderte. Denn Machiavelli war persönlich weder blutdürstig noch grausam, im Gegenteil sogar sanftmütig. Nietzsche hat vollkommen recht mit seiner Behauptung, daß das unser Ideal wird, was uns fehlt. Der Mann, der zeitlebens so an übermäßigem Mitleid krankte, daß er etwa in Turin auf offener Straße einem Pferde weinend um den Hals fiel, aus Jammer über das Elend der armen Kreatur, derselbe Nietzsche ersann den mitleidlosen Übermenschen, die blonde Bestie. Ebenso sehnte sich Machiavelli nach unethischer Gewaltpolitik, weil er selbst immer mit inneren Hemmungen zu kämpfen hatte. Es ist auch gänzlich falsch anzunehmen, er sei Cesares Berater in dieser Zeit gewesen. Im Gegenteil suchte er mit größter Mühe dessen geheime Pläne zu durchschauern und hatte noch nicht einmal immer Erfolg. Sein monatelanger Aufenthalt in Imola — er hatte, als er hinkam, mit acht Tagen gerechnet — bedrückte ihn deshalb mehr und mehr. Ein Ende war auch nicht abzusehen, da die Republik dem Herzog genau so mißtraute wie den Orsini und sich deshalb vor Bündnissen mit

einer der beiden Parteien scheute, wohl wissend, daß deren Dauer allein von Opportunitätserwägungen der Gegenkontrahenten abhängen würde.

Den unfreiwilligen Aufenthalt benutzte Machiavelli außer zu zahlreichen Briefen zu ernsten Studien. Er hatte sich Plutarchs Lebensbeschreibungen kommen lassen — ein Buch, das bekanntlich auch den großen Napoleon stets begleitete —, um, alte mit neuester Staatskunst vergleichend, studierend und beobachtend die Gesetze des menschlichen Handelns, bzw. der Politik — das ist ja dasselbe! — zu ergründen.

Inzwischen hatte Cesare durch Verhandlungen mit den Rebellen einen nach dem andern in die Falle gelockt, den Herzog von Urbino isoliert und seines Landes beraubt. Da brach er plötzlich im Dezember 1502 mit seinem Heere auf; Machiavelli folgte ihm nach Cesena. Das Ziel der kriegerischen Expedition kannte niemand, denn „dieser Herr spricht nie über etwas, außer wenn er es ausführt, und er führt es aus, wenn es nötig ist“, wie der Kanzler am 26. Dezember heimschreibt. Da Frankreich seine Truppen, die dem Ansehen des Herzogs so förderlich gewesen waren, zurückberief und selbstredend jederzeit die Rebellen, diese Schädigung der Autorität benutzend, die Verträge brechen konnten, so war die Situation wieder sehr kritisch. Besonders geheimnisvoll wurde alles noch durch die erstaunliche Tatsache, daß Ramiro, Cesares Vertrauter, der glühend gehaßte Urheber aller jener Grausamkeiten, die zur Niederwerfung der Romagna begangen worden waren, plötzlich verhaftet worden war. In seinem Briefe vom 26. Dezember berichtet der Kanzler darüber: „Messer Rimini (Ramiro) ist heute morgens in zwei Stücke geteilt gefunden worden, auf der Straße, wo er noch liegt, und das ganze Volk hat ihn sehen können; man weiß nicht recht den Grund seines Todes, außer daß es dem Fürsten so gefallen hat, der beweist, daß er Menschen nach seinem Belieben groß machen und verderben kann, je nach ihren Verdiensten.“ Im 7. Kapitel des „Principe“ aber gibt Machiavelli sicherlich das richtige Motiv an: Cesare habe, nachdem Ramiro ihn von seinen Feinden befreit hatte, sich durch seine Tötung vom Vorwurfe der Grausamkeit, der ihm wegen der Handlungen seines Werkzeuges gemacht wurde, reinwaschen wollen. Ähnliches ist uns ja schon bekannt. Ein Gegenstück in neue-

ster Zeit ist die Ermordung des türkischen Feldherrn und Staatsmannes Dje mal Pascha in Tiflis 1922. Die Bolschewiki hatten das Attentat angestiftet, richteten dann aber fünfundzwanzig Armenier hin, um zwei Feinde los zu werden.

Das Heer zog gegen Sinigaglia, und zwar waren die Orsini und Vitellozzo vor dem Herzog dort eingerückt. Cesare befahl ihnen, ihre Leute in die Vorstadt zu legen, während er selbst am 31. Dezember mit seinem Heere dort einzog. Als erster kam ihm Vitellozzo, der am meisten verhaßte, entgegen, und zwar unbewaffnet, auf einem Maultiere in demütiger Haltung. Ferner kamen noch der Herzog von Gravina aus dem Hause Orsini, Paolo Orsini und Oliverotto da Fermo. Alle vier begleiteten Cesare durch die Stadt zu dessen Wohnung. Hier wurden sie in eine Kammer geführt und sofort verhaftet, gleichzeitig wurden ihre Truppen in der Vorstadt entwaffnet. Der Herzog schickte die Hälfte seines Heeres fort, um die außerhalb Sinigaglias auf Schlössern verteilten Truppen seiner „Verbündeten“ ebenso zu behandeln. Vitellozzo und Oliverotto wurden noch in derselben Nacht erdrosselt, Paolo Orsini und der Herzog von Gravina blieben vorläufig am Leben.

Am anderen Morgen, dem 1. Januar 1503, hatte Machiavelli Audienz beim Herzog, den er in fröhlichster Stimmung antraf. Er stellte seinen verräterischen Überfall dar, als sei er ein der Republik erwiesener Dienst gewesen, für den er als Gegenleistung bewaffnete Hilfe von Florenz und einen Vertrag forderte.

Übrigens war Oliverotto da Fermo kein Heiliger. Ihm war nur heimgezahlt worden, was er einst seinem eigenen Onkel, der ihn mit allen Ehren aufgenommen hatte, selbst angetan hatte. Bei einem Festmahl, das er diesem und den vornehmsten Männern Fermo gab, hatte er alle töten lassen.

Die Vernichtung der Partei der Orsini verbreitete panischen Schrecken vor dem Heere des Herzogs; alle kleinen Tyrannen flohen. Perugia ergab sich am 6. Januar. Der Zug war von unerhörtem Glück begleitet. Leider gingen viele Briefe Machiavellis, der alles genauestens heim berichtete und dem das Unternehmen wahrhaft „einzig und denkwürdig“ erschien, in der allgemeinen Unsicherheit verloren. Immerhin besitzen wir genug Daten, um zu wissen, daß Cesare ihm geradezu als Heros erscheint. Er bewun-

dert die geschickte Ausnutzung der Situation, bzw. daß er den Gegnern im Verrate zuvorkam, ihre Truppen durch Befehle, denen sie folgen mußten, um ja nicht zu früh Verdacht zu erwecken, in kleine Abteilungen auflöste, während er seine eigenen Truppen konzentrisch auf Sinigaglia dirigierte, wo er dann in unerwarteter Stärke auftreten konnte.

Am 18. Januar, nach Erhalt der Nachricht, daß der Papst den Kardinal Orsini und die anderen in Rom gefangen gesetzt hatte, ließ Cesare auch Paolo Orsini und den Herzog von Gravina erdrosseln. Dann plünderte er im Sienesischen Gebiete. Petrucci, der Tyrann der Stadt, entrann wie durch ein Wunder den Verfolgern. Ein neues Veto Frankreichs und der Hilferuf des Papstes veranlaßten den Herzog, schleunigst nach Rom zu ziehen. Machiavelli durfte endlich heimkehren.

Hier gab er sich nochmals Rechenschaft über alles, was er am herzoglichen Hofe erlebt hatte. Daß er keineswegs, trotz aller Bewunderung für Cesare, blind war, beweist sein Urteil, er sei ein Mensch ohne Erbarmen, ein Rebell gegen Christus, die Hydra, der Basilisk, der des elendesten Todes würdig sei. Über Alexander VI. fällt er kein milderes Verdikt. Das hinderte aber nicht die weitere Verfolgung des Planes, eine Staatswissenschaft frei von allen ethischen Erwägungen an Hand seiner Erlebnisse zu ersinnen, ein Gedanke, den er das ganze Leben lang verfolgte. Er legte seine Ideen zunächst in seiner Beschreibung („*Descrizione del modo tenuto dal duca Valentino nello ammazzare Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, il signor Pagolo e il duca di Gravina Orsini*“) nieder, in der er schon beginnt, Cesare zur Idealgestalt, dem Vorläufer seines späteren „Principe“, umzuformen. — So erklärt es sich auch, daß er seinen Helden zugleich maßlos loben und tadeln kann: das Lob gilt der Idealfigur des klugen, zielbewußten, hemmungslosen Staatsmannes, der Tadel aber oft der historischen Persönlichkeit. Der Grundstein zur neuen Wissenschaft war gelegt durch die Gesandtschaft in die Romagna.

## SECHSTES KAPITEL

### DAS ENDE DER BORGIA UND MACHIAVELLIS GESANDTSCHAFT NACH ROM

Wie ein Komet waren die Borgia am Himmel Italiens aufgegangen, aber sie sollten auch wie ein solcher verlöschen, nicht ohne einen langen, blutroten Schein zu hinterlassen.

Wenden wir unsere Blicke jetzt nach Rom, um den Ausgang dieses schuldbeladenen Geschlechtes schrittweise zu verfolgen.

Der Papst, dem durch Dschems Tod — er war in Neapel einer Krankheit erlegen — die jährlichen 40 000 Dukaten des Sultans entgingen, wußte sich auf eine weniger einwandfreie Weise Geld zu beschaffen: er beerbte seine reichsten Kardinäle, indem er sie krank werden und sterben ließ. Der venezianische Gesandte berichtet darüber ganz sachlich: „Unser Herr pflegt sie erst zu mästen, um ihnen dann den Garaus zu machen.“ Das war in Rom öffentliches Geheimnis, eine der Regierungsmethoden Alexanders VI. Er gewann dabei doppelt: zunächst als „Erbe“, dann durch die freiwerdenden Einkünfte der Ermordeten, die ein Jahr an die Kirche fielen, endlich noch durch die Gebühren und Bestechungsgelder der Nachfolger.

Wie Savonarola erfolglos gegen das Scheusal an das Gewissen seiner Mitbürger und der christlichen Welt appelliert hatte, so ließen auch die in Rom erscheinenden Schmähschriften und Epigramme den Papst kalt. Daß er andauernd seinen Liebschaften nachging, im Vatikan Orgien feierte, sei nur beiläufig erwähnt. Auch seine Tochter Lucrezia hatte mit Vater und Bruder an den obszönsten Bacchanalien teilgenommen, aber seit Januar 1502 Rom verlassen, um in dritter Ehe dem Herzog Alfonso von Este in Ferrara die Hand zu reichen. Hier umgab sie sich mit den größten Dichtern ihrer Zeit — man denke an Ariosto —, schenkte ihrem Manne

drei Söhne und entlastete ihr Gewissen durch viele fromme Werke. Ob eine Sinneswandlung oder die Furcht vor ihrem Gatten, der nicht gezögert hätte, auch gegen sie die Mittel ihrer Familie anzuwenden, dies bewirkte, bleibe dahingestellt. Sie starb am 14. Juni 1519 im besten Rufe.

Wie wir in Machiavelli einen wunderbaren Beobachter des Sohnes besitzen, so im venezianischen Gesandten Antonio Giustinian, der zwar an Bildung und Begabung dem Florentiner unterlegen, ihm jedoch an Menschenkenntnis ebenbürtig war, einen Mann, der den päpstlichen Vater erforscht, um alles seiner Regierung zu melden. Die damaligen Gesandtschaftsberichte sind ja eine unerschöpfliche und lautere Quelle aller Vorgänge. Auffallend ist die geringe Selbstbeherrschung des Papstes, der darin seinem Sohne weit nachstand und je nach der politischen Lage zwischen himmelhohem Jauchzen und zu Tode Betrübtheit schwankte.

Zu letzterer Stimmung hatte er allerdings im Januar 1503 nach den glänzenden Erfolgen seines Sohnes einigen Grund. Denn die letzten Überlebenden der Orsini, die Savelli und Colonna, hatten zu den Waffen gegriffen und bestürmten den Ponte Nomentano. Alexander versetzte den Vatikan in Verteidigungszustand und lief, vor Wut und Furcht außer sich, schreiend umher, er werde das ganze Haus der Orsini ausrotten.

Berauscht von den Triumphen seines Sohnes, hatte er den Kardinal Orsini, der mit unglaublicher Unbekümmertheit ihm in die Falle gegangen war, in der Engelsburg vergiften lassen, wiewohl die Kardinäle um sein Leben gebeten, die Verwandten 25 000 Dukaten Lösegeld geboten hatten. Selbstredend ließ Alexander die behandelnden Ärzte schwören, er sei eines natürlichen Todes gestorben. Er hatte das Haus des Kardinals plündern lassen — Cesare brauchte pro Tag 1000 Dukaten, und der Papst war auch nicht an Sparsamkeit gewöhnt — und seine Mutter mit zwei jungen Verwandten nur in den Kleidern vertrieben. Niemand wagte den drei Frauen Unterkunft zu gewähren! Da der Papst überdies noch viele verhaftete und jedermann, der für reich galt, bedrohte, so war die ganze Stadt in größter Unruhe. Im übrigen hatte er sich bis zum Aufstande in seinen Karnevalsvergnügungen nicht stören lassen. Als der venezianische Gesandte ihn aufsuchte, fand er ihn am Balkon über das maskierte Volk lachend, je obszöner die Masken, desto

größer das Behagen des alten Wüstlings. Anderen Tages traf er ihn der Aufführung von Komödien, die er immer sehr liebte, beiwohnend, nachdem er den ganzen Tag Wettrennen zugesehen hatte. Die ihn umgebenden Kardinäle waren teils in ihrer Priestergewandung, teils maskiert, dazu Weiber, von denen die eine oder andere sich an die Füße des Heiligen Vaters schmiegte. Daneben spielte er um Hunderte von Dukaten.

Nun aber war der Papst zornig und erwartete ungeduldig Cesare. Dieser rückte gegen Rom vor, Blut und Schrecken folgten seinen Spuren. Als er zu San Quirico nur zwei Greise und neun Greisinnen fand, weil alle anderen entflohen waren, ließ er sie an den Armen aufhängen und unter ihre Füße Feuer legen, damit sie die verborgenen Schätze verrieten! Da sie nichts wußten, mußten sie sterben. Ähnliche Greuel beging er in Montifiascone, Acquapendente und Viterbo. Cesare weigerte sich mit Rücksicht auf Frankreich entschieden, gegen die Orsini vorzugehen, was der Papst, schäumend vor Wut, forderte. So kam es zu Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn, die allerdings Giustinian für fingiert hielt, da der Papst zu Spanien, Cesare zu Frankreich hinneigte und sie sich so nach jeder Seite für gedeckt hielten.

Um wieder Geld zu bekommen, hatte der Papst auf einen Schlag achtzig neue Kurialämter geschaffen, die er für je 760 Dukaten verkaufte. Das war im März 1503.

Schon im Mai wurden neun Kardinäle, anrühige Subjekte, ernannt, die zusammen 120 000—130 000 Dukaten zahlen mußten. Ferner starb der Kardinal Michiel an Gift. Sein Haus wurde ausgeraubt, und Geld, Silberzeug und Tapeten im Werte von 150 000 Dukaten dem Papste gebracht. Als Giustinian in den Vatikan kam, wurde er nicht vorgelassen, da man mit Geldzählen beschäftigt war! Kurz darauf wurde Kardinal Jacopo da Santa Croce, der bei der Gefangennahme des Kardinals Orsini dem Papste behilflich gewesen war, verhaftet. Wiewohl er zur Erhaltung seines Lebens eine große Geldsumme bezahlt hatte, wurde er doch am 8. Juni enthauptet. Selbstredend zog auch hier der Papst den Nachlaß ein und trieb Frau und Sohn auf die Straße.

Troccio, einer der Vertrauten und Werkzeuge der Borgia bei ihren Morden, floh, weil er sich bedroht fühlte. Eingeholt, ließ ihn

Cesare durch Don Micheletto erdrosseln und sein Vermögen verteilen. Micheletto und Romolino waren nunmehr die einzigen überlebenden Vertrauten, und niemand wußte, wann auch sie das Schicksal ereilen würde.

Viele Reiche nahm man als Juden oder Ketzler fest, raubte ihre Häuser gänzlich aus und ließ sie ihr Leben teuer erkaufen. „Alles sind Erfindungen, um Geld zu bekommen“, berichteten der florentinische Gesandte Vittorio Soderini und Giustinian heim. Sogar über den Tod seines Neffen, des Kardinals Giovanni Borgia, hatte Alexander eine lebhaftere Freude, erbte er doch 100 000 Dukaten. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß auch hier Gift im Spiele gewesen war.

Die päpstliche Politik der Doppelzüngigkeit sollte keinen Erfolg haben, im Gegenteil den Borgia das Mißtrauen aller und die Freundschaft keines einzigen Staates eintragen. Denn nach der Niederlage der Franzosen in Neapel durch die Spanier, die König Ludwig XII. zwang, ein neues Heer nach Italien zu schicken, hatte der Papst sich Spanien zugeneigt, ohne sich aber für sein Heimatland offen zu erklären. Im Gegenteil versprach er seine Hilfe den Franzosen für den Fall, daß sie Neapel erobern und seinem Sohne geben würden. Zu gleicher Zeit aber verhandelte er mit den Venezianern über ein Bündnis zur gemeinsamen Vertreibung sowohl der Franzosen als auch der Spanier. Nicht genug mit diesen Winkelzügen und Halbheiten, erbat Alexander von Kaiser Maximilian das Herzogtum Mailand für seinen Sohn mit der Drohung, sich sonst Frankreich in die Arme zu werfen. Cesare aber führte Anschläge gegen das so lange umworbene Florenz im Schilde, gegen das er sich mit Pisa verbünden wollte. Es liegt auf der Hand, daß jede irgendwie geartete aktive Politik, nun das Ränkespiel so weit getrieben war, Alexander VI. die Maske vom Gesicht gerissen, und zwar die Partei, gegen die er sich entschied, gegen ihn hätte einschreiten lassen, ohne daß er die Freundschaft und das Vertrauen jener gewonnen hätte, denen er sich zuneigte.

Wie im Privatleben auf das Wägen ein Wagen, ein Handeln folgen muß, genau so in der Politik oder im Kriege. Denn wenn die Entschlußfähigkeit dem Gegner offenbar wird, dann geht die Initiative und damit das Übergewicht an ihn über. Den psychologischen

Moment aber verpaßten Vater und Sohn. Darum muß die Politik der Borgia in ihrer letzten Zeit vorbehaltlos als schlecht bezeichnet werden. Es ist ein bekannter militärischer Grundsatz, daß gar nichts deckt, wer sich gegen alle möglichen Angriffe sichern will. Ein zu langes Zögern, eine zu weit getriebene Vorsicht verwandeln sich unmerklich in ihr Gegenteil. Wird im Kriege dadurch auf die Vorteile der Wahl von Zeit und Ort zum Angriff Verzicht geleistet, so geht in der Politik die Bündnisfähigkeit verloren. Diese Isolierung hätte die Borgia als bestimmenden Faktor in der großen Politik ausgeschaltet, auch wenn nicht das Ereignis eingetreten wäre, das die Welt von einem der größten Scheusale, das sie je getragen hat, befreite: der Tod Alexanders VI.

Am 5. August war der Papst mit seinem Sohne zur Mahlzeit zum Kardinal Adriano de Corneto gegangen und dort bis zur Nacht geblieben. Darauf erkrankte er, wie alle anderen Teilnehmer dieser Gasterei, auch der Gastgeber selbst. Es ist darum wohl möglich, daß das im Sommer heftig auftretende Wechselfieber und nicht Gift diese Männer wie auch viele andere Römer krank gemacht hatte. Durch Aderlässe suchte man ihm zu helfen, doch wurde der Drei- undsiebzigjährige so geschwächt, daß er am 18. August beichtete und das Abendmahl nahm. Noch am gleichen Abend fuhr seine Seele, oder was er an deren Stelle besaß, in den Orkus.

Schon während seiner schweren Erkrankung war die Unordnung im Vatikan groß gewesen, nunmehr erreichte sie ihren Gipfelpunkt. Cesare ließ einen Teil seiner Sachen in die Engelsburg in Sicherheit bringen und beorderte seine Truppen nach Rom. Don Michele war in die Zimmer des Papstes eingedrungen und hatte den anwesenden Kardinal durch Todesdrohungen gezwungen, die Schätze auszuliefern. Man fand an Wert etwa 300 000 Dukaten vor, doch vergaß man ein Zimmer mit den größten Kostbarkeiten. Die Diener plünderten alles, was Michele und seine Bewaffneten übrig gelassen hatten. Dann erst wurden die Türen geöffnet und der Tod des Papstes verkündet.

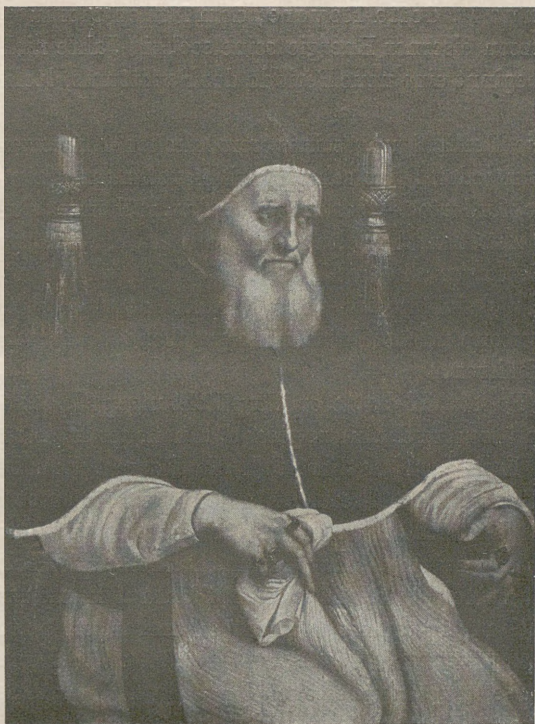
Die Bestattung war trübselig. Weder die Kardinäle noch die Beichtväter, die die Totenmesse zu lesen hatten, kamen. Es brannten nur zwei Kerzen. Der Leichnam, der nach alter Sitte in der Peterskirche ausgestellt wurde, war so scheußlich entstellt, auf-

gedunsen und schwarz, daß man ihn aus Schamgefühl zum Teil bedeckte. In der Kirche fehlte das Buch, aus dem die Gebete vorgelesen werden sollten, zudem entstand zwischen Soldaten und Klerus Streit, so daß letzterer den Gesang abbrach und in die Sakristei floh. Endlich wurde der Leichnam von sechs Tagelöhnern, die über ihn scherzten und das Andenken des Papstes beschimpften, eingegraben. Da der Sarg zu kurz und zu eng war, hatte man die Mitra entfernt und den Toten, mit einem alten Teppich bedeckt, mit den Händen hineingezwängt. Noch heute, wo er in Santa Maria di Monserrato ruht, da er aus den vatikanischen Grotten fortgeschafft wurde, trägt seine Ruhestätte keinerlei Inschrift.

Cesare, dessen Ableben man am 19. August erwartete und der, wie er später Machiavelli erzählte, an alle Eventualitäten, nur nicht an seine Krankheit, gedacht hatte, war ratlos. Denn die Orsini waren rachedurstig nach Rom gekommen, wo sich die Spanier verkrochen. Es kam ein Waffenstillstand zustande, der ihm ermöglichte, am 2. September Rom zu verlassen, um sich nach Nepi zu begeben, das noch in seinem Besitze war. Er erwartete vom französischen Heere, das auf seinem Zuge nach Neapel vorbeikommen mußte, Hilfe. Denn er hatte sich nunmehr doch endlich für Frankreich entschieden, wiewohl er von befreundeten spanischen Kardinälen umgeben war.

Am 22. September war ein Neffe Pius' II., Todeschini dei Piccolomini, gewählt worden, der als Pius III. die Tiara nahm. Ein todkranker Mann, der schon am 8. Oktober die Augen schloß. Immerhin hatte er dem nach Rom zurückgekehrten Cesare Milde und Mitleid bewiesen und ihn dadurch zunächst vor seinen Feinden gerettet.

Die Städte hatten inzwischen auf die Nachricht von des Papstes Tode hin ihre alten Herren zurückberufen, nur die Romagna war dem Herzog treu geblieben, bzw. die dortigen Festungen unter spanischen Kommandanten hielten sich noch für ihn. Aber weit entfernt den Versuch zu machen, mit seinem wenn auch kleinen Heere als tapferer Mann die Wiedereroberung seines Landes zu unternehmen, hatte sich Cesare, aus Furcht vor der Wut der Orsini, durch einen geheimen Gang von einigen Kardinälen in die Engelsburg bringen lassen. Dort, dem Schauplatze so zahlreicher Dramen,



Papst Julius II.  
Gemälde von Raffael

deren Urheber sein Vater und er gewesen waren, saß er nun gleich einem Gefangenen der Zukunft harrend und neue Intrigen ausbrütend.

Die Orsini hatten aus Wut über Cesares Anschluß an Frankreich — das Heer des Königs war nach der Papstwahl weiter gegen Neapel gezogen — sofort mit den Colonna und den Spaniern ein Bündnis geschlossen, Borgo angegriffen und den Versuch gemacht, den Vatikan in ihre Hände zu bekommen.

Schon am 31. Oktober war aus dem Konklave in der Person Julius' II. ein neuer Papst, ein Todfeind der Borgia, hervorgegangen, denn die Kardinäle und Mächte hatten die kurze Regierung des Vorgängers benutzt, sich auf den Nachfolger zu einigen.

Mit Julius II. della Rovere, dem Neffen Sixtus' IV., einem Manne, dessen eiserner Energie seine sechzig Jahre nichts anhaben konnten, beginnt eine neue Periode des Papsttums, Italiens, ja ganz Europas.

Nicht die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes, nicht der Wunsch, um jeden Preis seine Familie groß zu machen — wiewohl er auch sie förderte — sondern nur das glühende Verlangen, der Kirche ihr Ansehen, ihre alte Macht und Größe wiederzugeben, war das Ziel dieses gewaltigen Mannes.

Weder Rücksichten auf seine Familie, noch persönliche Unbequemlichkeiten und Gefahren, noch gegebene Versprechen konnten ihn hierin beirren.

Bei der Papstwahl hatte er Verpflichtungen Cesare gegenüber eingehen müssen und ihm zugesagt, ihn neuerdings zum Bannerträger der Kirche zu machen, ihm die Romagna zu belassen und seine Tochter mit dem Präfekten von Rom, Francesco Maria della Rovere, zu verheiraten. Aber er war entschlossen, das alles vom Verhalten des Herzogs abhängig zu machen, bzw. von seiner Brauchbarkeit für seine Pläne, die zunächst darauf konzentriert waren, die Venezianer, die in der Romagna vordrangen, wieder zu vertreiben. Das Interesse der Kirche gebot überdies die Auslieferung der von Cesare noch gehaltenen Festungen, doch verlautete darüber zunächst nichts.

Bald sollte sich Gelegenheit für Machiavelli bieten, die Verhältnisse in Rom genauestens zu studieren, auch wieder mit Cesare, den er verlassen hatte, als er gerade im Begriffe war, sich auf den Gipfel seiner Macht zu schwingen, nunmehr nach seinem Sturze zusammenzutreffen. Denn das Vertrauen seiner Mitbürger sandte den gewandten Mann und bewunderungswürdigen Beobachter in die Ewige Stadt.

Bevor wir aber auf diese ehrenvolle und für die weitere geistige Entwicklung des Kanzlers bedeutsame Mission eingehen, müssen wir erzählen, was sich inzwischen in Florenz zugetragen hatte.

Die Republik mußte in Erwartung des französischen Heeres, zur Fortsetzung ihres Krieges gegen Pisa und endlich angesichts drohender Verwicklungen mit Venedig Truppen ausrüsten und bedurfte dazu großer Geldmittel. Durch normale Steuern sie einzu-

treiben, war wegen zu hoher Belastung des Volkes nicht angängig, andererseits hatten die Reichen, auch der Gonfaloniere Soderini, dem Staate große Mittel vorgestreckt, deren Rückzahlung sie wünschten. Nach manchem Hin und Her einigte man sich auf einen Zehnten, der auf alle Immobilien, vorbehaltlich der Genehmigung des Papstes auch auf die Kirchengüter, zu legen sei. Außerdem wurde nach Ermessen der Behörden noch eine Steuer auf die Ausübung der Professionen gelegt.

Machiavelli verfaßte nun eine Rede, ob für Soderini oder als stilistische Übung ist nicht mehr zu entscheiden, die, für den Großen Rat bestimmt, die leitenden steuerpolitischen Gesichtspunkte mit der ihm eigenen Klarheit und Meisterschaft des sprachlichen Ausdrucks entwickelte. Hier legt er die politische Lage dar und spricht Maximen aus, wie wir sie in konzentrierter Form in den „Discorsi“ und im „Principe“ wiederfinden werden. Etwa warnt er vor Vertrauen zu Bündnisverträgen mit anderen Mächten mit den Worten: „Diese Herren werden nur so lange eure Freunde sein, als sie euch nicht angreifen können; denn unter gewöhnlichen Leuten sorgen Gesetze, Urkunden und Verträge für die Treue, unter großen Herren aber die Waffen.“ Es ist eine leider noch heute gültige Wahrheit, formuliert in klassischer Kürze. Denn Staatsverträge gelten eben nur so lange, als sie beiden Kontrahenten Vorteile bringen — Bismarcks Ansicht darüber ist jedermann bekannt —, und werden vom Widerstrebenden nur gehalten, wenn er die Macht des Gegenkontrahenten fürchten muß. Der Fortschritt, wenn wir das so nennen wollen, besteht heute lediglich in dialektischen und sophistischen Bemühungen, dem Vertragsbruch den Schein wo nicht der Legalität, so doch der moralischen Berechtigung zu geben.

Über die vom König von Frankreich drohenden Gefahren sagt der Kanzler: „Entweder er findet in Italien kein Hindernis außer euch, und dann seid ihr verloren. Oder es sind noch andere da, und dann hängt euer Heil davon ab, ob ihr euch so viel Achtung zu verschaffen wißt, daß niemand daran denken kann, euch den Franzosen preiszugeben, und daß diese euch nicht zu den Verlorenen rechnen können. Vergeßt jedenfalls nicht, daß man sich nicht immer auf den Degen eines anderen verlassen darf und daß es gut ist, wenn man ihn selbst zur Hand hat und umgürtet, solange der Feind noch

fern ist.“ Diese Ermahnungen zur Schlagfertigkeit blieben nicht wirkungslos, oder, da wir ja nicht wissen, ob diese Rede gehalten wurde: die Florentiner rüsteten jedenfalls. Was uns aber am meisten interessiert, ist die Tatsache, daß Machiavelli eine relativ so unbedeutende Sache wie eine Steuervorlage zum Anlasse nimmt, große Prinzipien der Staatskunst zu formulieren und deduktiv anzuwenden.

Da die Republik auf ihre guten Beziehungen zu Frankreich hielt, der Papst aber die Spanier zu begünstigen schien, sich also von Ludwig XII. zurückzog, so wurde aus dem Bündnis mit den Borgia nichts. Ein zweifelloser Mißerfolg der doppelzüngigen Politik dieser Abenteurerfamilie. Im Gegenteil hielt Florenz sein Pulver gegen Rom trocken. Mit diesen militärischen Vorbereitungen hatte der Kanzler wieder viel zu tun. In diese Periode fällt eine kurze Mission zu Petrucci nach Siena im April 1503, um ihn vor den Intrigen des Herzogs zu warnen. Gleichzeitig wurde ein neuer Feldzug gegen Pisa vorbereitet und das Gebiet der Stadt verwüstet. Auch hier gibt Machiavelli oft bis ins kleinste gehende Anweisungen. Das Anrücken der Franzosen, die zwar als Freunde nahten, denen man jedoch nicht trauen konnte, ließ aber für dieses Jahr wieder die Operationen einschlafen, um das Heer stets verwendungsfähig zu halten. Denn auch die Unternehmungen der Venezianer mahnten zur Vorsicht.

Machiavelli, der im Auftrage der Zehn zahlreiche doppelzüngige Briefe schreiben mußte, was seiner ehrlichen Natur widerstrebt, war froh, am 24. Oktober 1503 mit Empfehlungsbriefen an Kardinäle — er wurde dem Kardinal Soderini, dem Bruder seines Gonfaloniere, unterstellt — nach Rom geschickt zu werden. Er hatte den Auftrag, die Beileidsbezeugungen der Republik zum Tode Pius III. zu überbringen und möglichst viele Nachrichten während des Konklaves zu sammeln. Außerdem sollte er durch Vermittlung des Kardinals von Rouen einen Kommandovertrag mit Giovanni Paolo Baglioni abschließen. Über diesen neuen Bundesgenossen der Florentiner urteilt er folgendermaßen: „Auch er ist, wie die anderen, welche Rom plündern, die mehr Räuber als Soldaten sind und mehr wegen ihres Namens und Anhangs als wegen ihrer Tüchtigkeit und der Leute, über die sie verfügen, gesucht werden. Da sie

nur ihren Leidenschaften folgen, so dauern die Bündnisse mit ihnen so lange, als sie keine Gelegenheit zu Feindseligkeiten haben. Wer sie kennt, läßt sich daher nicht auf längere Zeit mit ihnen ein.“ Man kann also nicht behaupten, daß sich der Kanzler großen Illusionen über den in der Person des Condottiere liegenden Gewinn hingab. Aber auch sachlich war der Vertrag mehr zum Vorteil der Franzosen als der Florentiner, die an Baglioni „für Rechnung der Protektion“ 60 000 Dukaten zu zahlen versprochen.

Da das Konklave erstaunlich kurz dauerte — man hatte sich schon über den Kaufpreis der Stimmen geeinigt, und der Papabile durch seine Zusagen an Cesare die spanischen Kardinäle gewonnen, als Machiavelli hinkam —, änderte sich auch naturgemäß sein Auftrag. Er hatte nunmehr herauszubekommen, wie Julius II., der sofort mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff, sich dem Herzog und den Venezianern, die Miene machten, in der Romagna vorzurücken, gegenüber verhalten würde. Die Zehn schrieben ihm, er solle die Eifersucht des Papstes gegen Venedig mit allen Mitteln aufstacheln, was nicht schwierig war, da man bald Zeichen seines Hasses gegen diese Republik bemerken konnte. Schwieriger war es, die Stimmung Julius II. gegenüber Cesare zu erforschen; denn dem Haß gegen diesen standen seine Verpflichtungen gegenüber, zudem hatte der Kanzler nicht häufig Gelegenheit, mit dem Heiligen Vater in Berührung zu kommen. Aber diese Frage war von allergrößter Bedeutung, da der Weg in die Romagna durch Toscana führte, also der Herzog eine drohende Gefahr für die Republik bildete.

In Rom sollte Machiavelli den venezianischen Gesandten Giustinian sozusagen als Gegenspieler haben; denn dessen Interesse lag selbstredend an der Sympathie des Papstes für seine Heimat. Auch er mußte so schnell wie möglich das Terrain sondieren, und dies tat er mit größter Gewandtheit. Sehr bald schon durchschaute er Julius II. und erkannte, daß dieser entschlossen sei, seine Tiara und den Frieden Europas aufs Spiel zu setzen, wenn er nur wieder das an Venedig verlorene der Kirche gehörige Gebiet zurückeroberte. So lassen die zahlreichen Depeschen des ausgezeichneten Gesandten das Werden der Liga von Cambrai schon zu einer Zeit erkennen, wo sie noch niemand in Europa ahnte. Seine Ver-

suche, einerseits Venedig zur Zurückhaltung zu mahnen, andererseits besänftigend auf den Papst einzuwirken, blieben sehr zum Schaden der Markusrepublik erfolglos.

Es war klar, daß der Papst nur eine von beiden Parteien protegiere konnte: entweder Venedig oder den Herzog, da diese ja entgegengesetzte Interessen hatten.

Nachdem Giustinian beruhigende Erklärungen von Cesare erhalten hatte, und vor allem dieser Venedig viel mehr fürchten mußte als umgekehrt, weil die Republik die Macht besessen hätte, ihn ganz aus der Romagna — die Zustimmung des Papstes vorausgesetzt — zu vertreiben, so interessierte er sich nicht mehr für ihn. Ja er lehnte verschiedene Aufforderungen des Herzogs ihn aufzusuchen ab, da er dessen Ansehen nicht steigern wollte.

Anders Machiavelli. Ihn hatte dieser Mann leidenschaftlich gefesselt und er bewunderte ihn auch, solange er Erfolge hatte. Nunmehr, als gestürzte Größe, schreibt er über ihn mit der größten Gleichgültigkeit und kalter Verachtung. Dieser Widerspruch ist ihm vielfach verübelt und als Beweis einer niedrigen Gesinnung gedeutet worden, doch dürfte der Tadel übereilt sein. Ohne uns hier für die hohe Ethik des Kanzlers besonders ins Zeug legen zu wollen, muß doch betont werden, daß seine frühere Bewunderung weniger der historischen Persönlichkeit — wiewohl Cesare großartige Züge von Kraft besaß und große Momente hatte — als dem Ideal des skrupellosen, klugen, mutigen und zugleich erfolgreichen Gewaltmenschen galt, der „blonden Bestie“, und Cesare nur insofern, als er sich diesem politischen Ideal näherte. Der Sturz bewies eben Machiavelli, daß er doch nur eine unvollkommene Verkörperung des seinem Geiste vorschwebenden Heros gewesen war. Schließlich geht es jedermann ja ganz ähnlich, wenn wir uns eine Person als Vorbild wählen, weil sie bestimmte von uns besonders geschätzte Tugenden zu verkörpern schien, um eines Tages unsere Täuschung gewahr zu werden. Neben dem Schmerz über das zusammengebrochene Ideal erfüllt uns dann in der Regel eine feindselige Stimmung, die vielleicht weniger der Person gilt als der Beschämung über unsere Enttäuschung.

Ungeachtet der Abkehr vom Herzog bleibt die Tatsache bestehen, daß er doch Vorbild bleiben sollte — wenn auch gewiß mit manchen

Modifizierungen — für den unsterblichen „Principe“. Denn trotz aller Mängel — im Sinne Machiavellis — besaß eben doch kein Lebender so viele Charakterzüge, die ihn zur Verwirklichung des idealen Fürsten befähigten, als Cesare, wenigstens in seiner Glanzzeit.

Im Augenblick machte er allerdings einen kläglichen, unwürdigen Eindruck. Weit entfernt, das Glück seiner Waffen anzurufen, fuhr er fort zu intrigieren, hielt an keinem Entschluß fest, drohte nach allen Seiten, ohne die Machtmittel zu haben, auch nur eine einzige Drohung auszuführen, war leidenschaftlich und unbeherrscht, dabei falsch wie je, nur daß er anderen Vertrauen schenkte, kurz: ein jämmerliches Bild. Die Rollen zwischen ihm und dem Kanzler waren auch gänzlich vertauscht. Nunmehr war der Herzog der Bittende, Machiavelli ihm nicht nur durch Bildung und Intelligenz sondern auch durch Einfluß überlegen.

Der Papst war in keiner angenehmen Lage, denn er wollte Cesare loswerden, ohne gegen seine Versprechen allzu offen zu verstoßen. So groß auch sein Zorn über die vordringenden Venezianer war — wenn es so weiter ginge, meinte er, werde er noch zu ihrem Kaplan erniedrigt werden —, so war es ihm vielleicht andererseits nicht unangenehm, daß sie Imola genommen hatten und Faenza bedrohten. Denn der Herzog geriet darüber außer sich vor Wut gegen Florenz, das den Verlust hätte verhüten können, und wenn er auch drohte, sich nunmehr San Marco in die Arme zu werfen, so hatte Julius II. doch einen Vorwand, ihn in sein Land abzuschieben. Diese Reise in die Romagna war aber nur mit Einwilligung der Florentiner möglich. Julius II. ließ also um einen Geleitbrief für den Herzog und seine Truppen ersuchen, fand es aber ganz in der Ordnung, daß die Arnorepublik, wo ihm das größte Mißtrauen entgegengebracht wurde, ablehnte. Der Papst sagte auf diesen Bescheid hin zu Machiavelli, „so sei es recht und er sei zufrieden“. Cesare aber raste begreiflicherweise, zumal er einen Teil seiner Leute schon nach Ostia vorausgesandt hatte. Er folgte nach, auf einen Empfehlungsbrief des Kanzlers hin, den dieser aber heimlich widerrief, sogar mit dem Wink an seine Behörde, das Gepäck der Leute konfiszieren zu lassen.

Cesare saß nun zwischen zwei Stühlen. Denn hatte der Papst ihn auch ungehindert abreisen lassen, so ließ er ihn jetzt unter Dro-

hungen zur Auslieferung seiner Burgen auffordern. Da er sich weigerte, ließ ihn Julius II. in Ostia festnehmen und am 29. November als Gefangenen nach Rom bringen. Seine Truppen wurden, soweit sie Widerstand leisteten, geschlagen und ihres Gepäcks beraubt, ihr Führer, Don Michele, in Florenz eingeliefert. Der Papst erbat ihn, um aus dem Munde dieses Henkers der Borgia die Mordtaten und Verbrechen der letzten elf Jahre zu erfahren. Übrigens setzte er ihn nach zwei Jahren Gefangenschaft wieder in Freiheit, die Florentiner aber nahmen diesen verhaßten Spanier 1506 in ihre Dienste!

Julius, der den Borgia haßte, aber nicht verachtete, zudem nach Tunlichkeit reine Hände behalten wollte, ließ ihn entgegen den Ratschlägen seiner Umgebung nicht töten, sondern hielt ihn in ehrenvoller Haft, gab ihn aber erst nach Auslieferung seiner Burgen in der Romagna frei.

Cesare, der nur mehr ganz wenige Treue hatte, und zwar, was psychologisch interessant, nur solche, die er wegen anständiger Handlungen belohnt hatte, benahm sich bis zur letzten Stunde seiner römischen Anwesenheit unwürdig, ja verächtlich. Verwünschte er doch sogar gelegentlich seiner Audienz beim edlen Herzog Guidobald von Urbino, den er so schändlich behandelt hatte, die Seele seines eigenen Vaters! Kein Wunder, daß Machiavelli, angewidert von dieser seinem Helden so wenig angemessenen Haltung, ihm den Rücken kehrte. Nach Neapel entlassen, wurde Cesare dort auf Befehl Ferdinands des Katholischen im Mai 1504 von Consalvo verräterisch festgenommen, eine Wiedervergeltung an Cesares Verräterlaufbahn, die die Welt mit Beifall aufnahm, der große Feldherr aber später bereute, und zwei Jahre in Spanien gefangen gehalten, bis es ihm im Oktober 1506 glückte, zu seinem Schwager, dem König von Navarra, zu entfliehen. In dessen Diensten fiel er im tapferen Kampfe am 12. März 1507 bei der Belagerung von Viana. So haben doch wenigstens seinem Ende Tragik und Größe nicht gefehlt, die er nach seinem Sturze so sehr hatte vermissen lassen.

Veranlaßt war das plötzliche Einschreiten des Papstes gegen Cesare durch das Vordringen der Venezianer, die auch Faenza genommen und sich durch Vertrag mit den Malatesta Rimini

gesichert hatten. Im größten Zorne drohte der Papst, sich zu ihrer Vernichtung mit Frankreich, dem Kaiser und wer es sonst sein möge, zu verbinden, was ja bekanntlich auch einige Jahre später geschah. Jetzt galt es, die Burgen von ihrer spanischen Besatzung zu befreien, da er anders in Wahrheit oder vorgeblich nicht die Romagna gegen Venedig halten konnte. Zudem war der Papst froh, auf diese Weise dem Herzog die letzten Reste seiner Macht entreißen zu können.

Während Machiavellis Anwesenheit in Rom waren widersprechende Gerüchte über die am Garigliano im Kampfe mit den Spaniern liegenden Franzosen eingelaufen. Kaum aber nach Florenz heimgekehrt, traf dort die Nachricht von der vernichtenden Niederlage am 28. Dezember 1503 ein. Nunmehr war und blieb Neapel in den Händen der Spanier. Ihr siegreicher Feldherr Consalvo drohte, die Franzosen, also die Bundesgenossen der Florentiner, gänzlich aus Italien zu werfen. In dieser Besorgnis blieb der Republik nur der Trost, daß der verhaßte Tyrann Piero de Medici im Garigliano ertrunken war. So stand die politische Lage bei der Rückkehr des Kanzlers in seine Heimatstadt.

## SIEBENTES KAPITEL

### MEHRERE GESANDTSCHAFTEN MACHIAVELLIS UND DIE ERRICHTUNG DER MILIZ

Um sich der französischen Hilfe zu versichern, wurde Machiavelli, nachdem er kaum wieder sein Kanzleramt übernommen hatte, neuerdings durch das Vertrauen der Zehn mit einer wichtigen Sendung betraut. Wiewohl die Republik in Niccolò Valori bei Ludwig XII. einen ständigen Gesandten unterhielt, sollte er sofort nach Frankreich reisen mit dem Auftrage, über die dortige Lage zu berichten und um nachdrückliche Unterstützung zu bitten, da andernfalls Florenz genötigt sei, sich nach anderweitiger Hilfe umzusehen.

Am 26. Januar 1504 in Lyon angekommen, hat er schon anderen Tags seine erste Audienz beim Kardinal von Rouen, von dem er jedoch nur nichtssagende Versprechungen erhält. Zum größten Glücke für Florenz begnügten sich aber die siegreichen Spanier damit, sich im eroberten Neapel festzusetzen, statt ihre Heere nordwärts marschieren zu lassen. Sie schlossen schon am 11. Februar mit Frankreich einen auch auf Florenz ausgedehnten dreijährigen Waffenstillstand ab. Damit war Machiavellis Auftrag hinfällig geworden, doch hatte er sich Valoris volle Zufriedenheit erworben, der in diesem Sinne an die Zehn berichtete, wie er überhaupt die diplomatische Korrespondenz selbst führte.

Am 2. April heimgekehrt, konnte Machiavelli sich nach einem kurzen Abstecher nach Piombino nun endlich wieder mit Eifer seinen Kanzleigeschäften widmen. Vor allem galt es die Wiederaufnahme des Krieges gegen Pisa.

Da die kleinen Handstreichle zu keinem Ziele führten, hatte Soderini, hierin von Machiavelli, der auf den lebenslänglichen und daher sehr einflußreichen Gonfaloniere großen Einfluß ausübte



Der Gonfaloniere Piero Soderini

und sich seines vollen Vertrauens stets erfreute, unglücklicherweise unterstützt, einen kühnen Plan ersonnen: man wollte Pisa vom Meere abschneiden durch Ablenkung des Arnos aus seinem an dieser Stadt vorbeifließenden Bette in einen Sumpf bei Livorno. Sowohl technische Fachleute als Militärs waren dagegen, doch setzte Soderini seinen Plan dank seiner Autorität, die er sich vor allem durch sparsame Verwaltung erworben hatte, schließlich doch durch. Aber ganz abgesehen von den den Voranschlag weit übersteigenden Kosten und der Notwendigkeit, die Truppen zum Schutze der Arbeiter untätig zu lassen, stellten sich bald unüberwindliche technische Schwierigkeiten heraus. Machiavelli aber, der die Arbeiten leitete, hatte alle Hände voll zu tun.

Um nun nicht alle Aufwendungen umsonst gemacht zu haben, hoffte man, daß die Gräben die Pisaner wenigstens am Vorrücken hindern und gestatten würden, das Land unter Wasser zu setzen. Aber bald sollte das ganze Unternehmen scheitern. Die Truppen mußten entlassen werden, und die Pisaner schütteten die Gräben wieder zu. So war auch dieser Sommerfeldzug ein Mißerfolg.

Eine kleine Episode in dieser unglücklichen Unternehmung mag hier noch Erwähnung finden: In der Hoffnung den Gegner zu schwächen, hatte man den Pisanern Begnadigung für alle jene zugesagt, die die belagerte Stadt verlassen und Florenz Gehorsam geloben würden. Statt des erwarteten Erfolges entledigten sich aber die Pisaner bei dieser Gelegenheit nur ihrer unnützen Esser, die ihre Güter von Florenz zurückerhielten und dann heimlich in die Stadt zurückkehrten.

Noch unangenehmer als das Scheitern dieses unblutigen Feldzuges war für die Florentiner eine Schlappe, die ihnen im folgenden Frühjahr die tapferen Pisaner beim Ponte a Cappellesse beibrachten. Überhaupt begann das Jahr 1505 recht sorgenvoll, da von Neapel her eine neue Wetterwolke im Anzuge schien und vor allem Giovanni Paolo Baglioni, den, wie wir wissen, Florenz neben anderen als Feldhauptmann gewonnen hatte, der aber den Vertrag nicht mehr erneuern wollte, sich verdächtig machte.

In ganz Umbrien und besonders in Perugia, das die Baglioni regierten, herrschte seit Jahren völlige Anarchie. Die aus der Stadt Verbannten lauerten in der Nachbarschaft auf eine günstige Ge-

legenheit einzufallen und richteten — voran die Oddi — zeitweise in den Straßen der Stadt ein furchtbares Blutbad an. Als Alexander VI. aus Furcht vor den Franzosen sich 1495 dorthin zurückgezogen hatte, wollte er sich gelegentlich eines großen Festes aller Baglioni entledigen, aber ihre Schlaueit rettete sie. Als dann der Kardinal Borgia zwei Jahre später die Ordnung herstellen wollte, anerkannten zwar alle die Autorität des Heiligen Stuhles in der Theorie, versicherten aber gleichzeitig, lieber ihre Stadt dem Erdboden gleichmachen zu wollen, als auf ihre Rache zu verzichten. So reiste der Kardinal unverrichteter Dinge wieder ab. Damals ging alles bewaffnet, in jedem Hause der Großen lagen Kriegsknechte, täglich kamen Gewalttaten und Morde vor.

Im Sommer 1500 gelegentlich einer Hochzeit brach ein Kampf zwischen den Baglioni selbst aus. Diese hatten kein förmliches Fürstentum ausgebildet, sondern beherrschten die Stadt durch Reichtum und Einfluß auf die Ämterbesetzung, und ein Familienmitglied wurde als Oberhaupt anerkannt. Bei dieser Bluthochzeit nun ermordeten sie sich gegenseitig. So kam Giuseppe Paolo Baglioni zur Regierung. Es war ein schönes, kraftvolles, tapferes und wildes Geschlecht, dessen Geschichte zu den grauenvollsten der Zeit zählt. Raffael, der ja damals in Perugia die Malerei lernte, hat für Atalanta, die schöne und noch jugendliche Mutter eines der Ermordeten, seine unsterbliche Grablegung gemalt.

Wir flochten diese Episode ein als Beispiel für die Zustände in den damaligen Tyrannenfamilien. Übrigens war die Anarchie kein Reservat Umbriens. Wenn wir von Toskana, dem gesittetsten Lande Italiens, ja des ganzen damaligen Europa, absehen, dann wimmelte es überall von Räuberbanden, schlimmer aber noch waren die Bravi, die um geringen Lohn dem Auftraggeber Mißliebige umbrachten. Ihr Dorado war Neapel, wo nichts so billig zu kaufen war als ein Menschenleben. Dazu war der Mord, sei es durch den Dolch oder durch Gift, ein durchaus gebräuchliches Regierungsmittel, keineswegs nur bei Tyrannen. Auch die Republik Venedig bediente sich seiner in zahlreichen Fällen, ja man versuchte sogar den Kaiser Maximilian auf diese Weise zu beseitigen, allerdings erfolglos. Überdies gab es abseits liegende Landschaften in Italien, wo die Bauern jeden Fremden, dessen sie habhaft werden konnten, er-

schlugen. So ist es nicht erstaunlich, daß auch Gesandtschaften bisweilen nicht an ihr Ziel gelangten, was sogar einmal von einer kaiserlichen nach Rom berichtet wird.

Doch zurück zu Giovan Paolo Baglioni. Sein Tatendrang wurde nicht durch die Regierung der kleinen Stadt gestillt, vielmehr überließ er dieses Geschäft seinen Verwandten, um selbst kriegerischen Abenteuern nachzugehen. Daß der Aufstand gegen Cesare im Verein mit den anderen Adeligen, vor allen den Orsini und Vitelli, mißglückte, ist uns bereits bekannt. Dadurch wurde er veranlaßt, die Stelle eines Feldhauptmanns in Diensten der Florentiner und Franzosen anzunehmen, während Carlo Baglioni Perugia im Namen Cesares regierte. Kaum hatte Giovan Paolo den Tod Alexanders erfahren, als er den Dienst der Republik verließ, um im Vereine mit Gentile, einem Vetter des Regierenden, diesem gewaltsam die Herrschaft zu entreißen. Beide Vettern wurden handgemein, „wobei sich die Tüchtigkeit beider zeigte und wie groß die Tüchtigkeit und Tapferkeit war, die Mars diesem erlauchtem Hause Baglioni, dessen Ruhm in Italien ertönt, verliehen hat“. So berichtet der Zeitgenosse Matarozzo, der sehr eingehend und anschaulich alle Vorgänge in Perugia schildert. Nach Rückgewinnung der Herrschaft konnte Giovan Paolo bereits im September 1503 in den Sold der Florentiner zurückkehren, ohne jedoch effektiven Dienst zu leisten. Nun schickte man ihm einen Teil seines Soldes mit der Aufforderung, nach der vorerwähnten Niederlage beim Ponte a Capellese sofort seine leichte Reiterei zu schicken und selbst mit den Truppen zu folgen. Da er aber das Geld abwies und nicht kam, wurde Machiavelli gesandt, um endlich Klarheit zu schaffen.

Und zwar lautete seine Instruktion, er solle sich so stellen, als schenke er Baglionis Ausflüchten Glauben, aber zugleich versuchen herauszubekommen, ob dieser nur bessere Bedingungen ausschlagen wolle oder tatsächlich mit den Feinden der Republik sich eingelassen habe. Machiavelli durchschaute den Condottiere, machte ihm klar, daß seine Ehre, die mehr wiege als Perugia, auf dem Spiele stünde, und reiste ab in der Überzeugung, daß Baglioni trotz Freundschaftsbeteuerungen rüste, um mitzuhelfen, Pisa zu befreien. In geschickter Form hatte er bei seiner Unterredung dem

falschen Manne viel Unangenehmes zu sagen gewußt und wiederum sein diplomatisches Geschick bewiesen.

Nach einer weiteren erfolglosen Sendung zum Markgrafen nach Mantua, um mit ihm über 300 Reisige abzuschließen, — man sieht, wie klein damals die Truppenkontingente waren und mit wie wenig Mann oft die Entscheidung über ganze Landstriche erfochten wurde, — erhielt der Kanzler den Auftrag, nach Siena zu Petrucci, einem alten Feinde der Republik, zu reisen.

Nach dem Scheitern der Verschwörung gegen Cesare, deren Haupt er gewesen war, von diesem vertrieben, war er später vom Volke zurückgerufen und freudigst empfangen worden. Denn er galt für einen guten und milden Herrn, wofern ihn seine Sicherheit nicht zu den Regierungsmethoden der anderen zwang, die in diesem Falle die Zeit billigte. Im übrigen war er aber ein gerissener Intrigant, der sich plötzlich als Freund der Florentiner aufspielte, während er mit den Feinden der Republik liebäugelte. Denn Frankreichs Mißerfolg ließ naturgemäß auch die Aussichten der verbündeten Republik ungünstiger beurteilen als die der Spanier und ihrer Anhänger.

Die vom 16. Mai 1505 datierte Instruktion lautete: „Du wirst um Rat fragen, was zu tun sei, und indem du dich über diese Materie verbreitest, wirst du sie nach allen Seiten hin drehen und dabei, gemäß der Wendung des Gesprächs, mit der Klugheit, die dich immer ausgezeichnet hat, vorgehen, um die Gesinnung jenes Herrn zu erforschen.“ Dies gelang nun bei dem zweideutigen und widerspruchsvollen Gebaren Petruccis selbst Machiavelli nicht, so daß er unklarer, als er ausgezogen war, nach Florenz heimkehrte.

So blieb angesichts der gefahdrohenden politischen Lage und der gänzlichen Unsicherheit darüber, wer im Ernstfalle als Freund, wer als Feind zu betrachten sei, Florenz nichts anderes übrig, als sich zum Kriege zu rüsten. Das Heer bestand außer in einigen tausend Fußsoldaten in 550 Reisigen und 320 leichten Reitern unter Führung des tapferen *Giacomini*. Sie sollten nur zu bald Gelegenheit haben, es zu erproben, da der berühmte Feldherr *Alviano* mit einem etwa gleich starken Heere zum Entsätze Pisas im Anmarsch war. Er wurde aber am 17. Juli bei Torre di San Vincenzo gänzlich besiegt. Nur mit knapper Not rettete er sich verwundet ins Siene-

sische. Die Florentiner aber erbeuteten neben vielen Gefangenen 1000 Pferde.

Berauscht von diesem Siege und ungeachtet der Warnung der Spanier, sie würden im Falle eines Angriffes auf Pisa die Stadt verteidigen, ließen sie sich doch dazu hinreißen. Man rüstete fieberhaft und warb überall Truppen, darunter sogar Spanier, nicht um sie gegen die eigenen Landsleute zu verwenden, sondern um sie zu verhindern, Pisa zu Hilfe zu kommen. Die Beschießung begann am 8. September. Daß der Sturm abgeschlagen wurde, war weniger schlimm als die Tatsache, daß man auf 300 Spanier stieß, die Gonzalvo der Stadt zu Hilfe geschickt hatte. Als nach einigen Tagen eine Bresche von 136 Ellen Breite geschossen und ein neuer Sturm angesetzt worden war, scheiterte auch dieser, da die Infanterie von Florenz sich zu kämpfen weigerte. Dieser Mißerfolg, verbunden mit Verwirrung im Lager infolge falscher Gerüchte, zwang schon am 14. September das Unternehmen, das Soderini sich als Kinderspiel gedacht hatte, aufzugeben. Darunter litt das Ansehen des Gonfaloniere sehr, zugleich aber das des tapferen Giacomini, der doch nur die Befehle ausgeführt hatte, und zwar mit Energie und Mut. Entrüstet über den Undank, nahm er seinen Abschied und starb später im Elend.

Inzwischen hatte Julius II. mit fester Hand und Klugheit in Rom Ruhe geschafft, vor allem, indem er vielen Adeligen die ihnen von Alexander VI., den er in seinen Bullen einen Betrüger, Schwindler und Usurpator nannte, geraubten Güter zurückgab. Überdies hatte er sich durch Heiraten die Orsini und Colonna verbunden. Nunmehr konnte er an die Durchführung seines Planes gehen, die Venezianer aus der Romagna zu vertreiben und die kleinen Tyrannen, die nach dem Falle der Borgia wieder ihre Häupter erhoben hatten, zu vernichten, aber nicht zugunsten der Nepoten, sondern allein zum Nutzen der Kirche.

Und zwar übertrug er nicht, gleich seinen Vorgängern, anderen die Ausführung, sondern der eiserne vierundsechzigjährige Mann setzte sich selbst an die Spitze einer Truppe von 400 Reisigen und der kleinen Schweizergarde, um, gefolgt von 34 Kardinälen, ausziehen zur Eroberung der festen Städte Perugia und Bologna. Zu ihm sollten noch Kontingente der Gonzaga, Este, Montefeltro,

von Frankreich und Florenz stoßen. Von der Republik hatte er ihren Feldhauptmann Marcantonio Colonna mit seiner Truppe gefordert.

Nun war aber Florenz, wie wir wissen, selbst in Bedrängnis. Deshalb wurde Machiavelli am 25. August zum Papste gesandt, um ihm auszurichten, daß man augenblicklich den Hauptmann nicht entbehren könnte, aber jede gewünschte Hilfe für die Zukunft zusage.

Baglioni, erschreckt durch die ungeheuerliche Tatsache, daß sich der Heilige Vater in eigener Person an die Spitze des Zuges gesetzt hatte, kam ihm bis Orvieto entgegen, um über die Übergabe Perugias zu verhandeln. Im Eifer zog der Papst mit seinen Kardinälen, bevor die entsprechenden Sicherheitsmaßnahmen getroffen waren, am 13. September in die Stadt ein. Die Baglioni hätten sich leicht der ganzen Kurie bemächtigen können, unterließen es aber, wie Machiavelli, der sie deshalb in den „Discorsi“ tadelt, meint, aus Feigheit, während er „Gutmütigkeit und Menschlichkeit“ in seinem Gesandtschaftsbericht als Motiv angibt. Dem Baglioni vergab der Papst seine früheren Verfehlungen und bestellte ihn als Feldhauptmann, nicht ohne die Drohung, ihn beim geringsten Vergehen aufhängen zu lassen.

Die Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen, die Abneigung und Verständnislosigkeit Machiavellis dem Papste gegenüber ist im höchsten Grade verwunderlich. Denn trotz vieler Fehler und Mängel war Julius II. eine gewaltige Persönlichkeit.

Als Charakter gehörte er zu jenen Kraftnaturen, wie wir sie im damaligen Italien so häufig finden. Ein ungeheurer Wille vereinte sich bei ihm mit hohem Streben und feurigem, ja jähzornigem Temperament, das dem Staatsmann in ihm manchen Streich spielte. Die Wesenszüge seines schrecklichen Onkels Sixtus IV. Rovere waren in ihm veredelt. Mochte er auch da und dort Winkelzüge gebrauchen, so widerstrebte das doch seiner im Grunde offenen, stolzen, ja hochfahrenden Natur, die niemals kleine und niedrige Regungen aufkommen ließ, wenn es ihr auch nicht an Rachsucht fehlte. Erfüllt von der hohen Würde seines Amtes, das er mehr als das eines Königs denn eines Priesters auffaßte, nach einem weltlichen Leben, das keineswegs von Lastern frei gewesen war, ging er nunmehr ganz auf in der Verwirklichung seiner großartigen Pläne.

Diese gipfelten in einer Verschönerung Roms, wo nunmehr auch wieder die Fäden der europäischen Politik zusammenliefen. Julius II. bezeichnet den Höhepunkt der Renaissance. Stand auch die Wiege dieses wunderbaren Zeitalters, in dem das Genie der ganzen Menschheit einmal wieder kulminierte, am Arno, so schufen doch die größten Meister ihre herrlichsten Werke in Rom. Raffael und Michelangelo erhielten von Julius II. ihre größten Aufträge, die er nicht nur gab und bezahlte, sondern mit ganzer Seele überwachte und förderte. Mit vollem Rechte hat man sich in den letzten Jahrzehnten dazu bekehrt, nicht mehr im gewiß kunstsinnigen Mediceerpapste Leo X. sondern in Julius II. die Seele dieser Epoche zu erblicken und sie darum auch nach ihm zu benennen. Denn dieser war es, der Rom zum künstlerischen Zentrum Europas erhob.

Es würde den Rahmen unserer Aufgabe weit übersteigen, wenn wir hier auch noch so flüchtig die Kunst der Renaissance skizzieren wollten. Das liegt uns auch um so ferner, als Machiavelli ihr kein nachweisbares Interesse entgegenbrachte, sah er doch sogar in ihr einen Hauptgrund für die Verweichlichung seiner Landsleute, wohl aber wäre es ein Versäumnis, die unsterblichen Verdienste Julius' II. um sie zu verschweigen.

Die Stenzen und Loggien Raffaels, die Sistina Michelangelos und das wunderbare, wenn auch unvollendete Grabmal seines hohen Auftraggebers, die Grundsteinlegung der Peterskirche, dieses gewaltigsten Domes der ganzen Christenheit, der Bau der Loggien und des Museums durch Bramantes Meisterhand, die Grabmäler, mit denen er Sansovino betraute, die Antikensammlung erschöpften keineswegs das niemals erreichte Mäzenatentum Julius' II. Daß er, ein unpriesterlicher Papst, aber ein gewaltiger Fürst und Kriegsmann, geradezu Neugründer des Kirchenstaates und der Kirche werden sollte, denn es lag auf der Hand, daß diese auf die Dauer eine Belastungsprobe, wie sie seine letzten Vorgänger ihr auferlegten, unmöglich hätte überdauern können, daß er ferner bestrebt war, der Befreier Italiens von den „Barbaren“ zu werden, also Machiavellis Ideal zu verwirklichen suchte, ahnte dieser nicht. Vielleicht trübte ihm sein unbezwinglicher Widerwille gegen Papsttum und Priesterherrschaft den Blick.

Dazu kommt wohl noch folgender Umstand: Der Papst hatte sich zweifellos in kühner Weise mit seiner ganzen Person für die Unterwerfung Perugias eingesetzt. Das mochte in Machiavellis Augen für ihn zwar als Mann ehrenvoll sein, aber als Staatsmann war es kein Beweis einer politischen Umsicht. Da imponierte Cesaress teuflische Schlaueit weit mehr, weil sie erfolgverheißender war. Denn der Kanzler trennt in seinen Untersuchungen nicht nur haarscharf die politische Zweckmäßigkeit von der Moral, sondern auch die charakterlichen und menschlichen Eigenschaften des Staatsmannes von seinen politischen Methoden. Nur diese aber interessieren ihn.

So kehrte der Kanzler ohne nachhaltige Eindrücke nach Florenz zurück, um sich sofort mit großer Energie der Errichtung eines Milizheeres zu widmen.

Denn wie wir schon wissen, hatte er eine tiefe Aversion gegen die Söldnertruppen und führte den Verfall Italiens außer auf die Politik der Päpste, die immer Fremde ins Land riefen, darauf zurück, daß die Staaten, statt sich auf ihre Landeskinder zu stützen, auf Söldnerheere ihre Sicherheit basierten. Während Frankreich, Spanien und Italien einheimische Heere hatten, auf die sie sich verlassen konnten, bewies ihm täglich das zuchtlose Pack der Mietlinge und die Treulosigkeit der Condottieri, daß die Staaten Italiens auf Sand gebaut waren. Cesare, der aus jedem Hause einen Mann aushob und damit eine zuverlässige Truppe gewann, war ihm auch in dieser Hinsicht vorbildlich gewesen.

Nach dem Beispiel der anderen Staaten Europas, auch der Schweiz, vor allem aber der alten Römer, wollte er nun Florenz eine solche Institution schaffen, um es mit diesem Machtinstrument den anderen Staaten Italiens überlegen zu machen. Glühende patriotische Begeisterung erfüllt ihn bei diesem Unternehmen, das ihn uns menschlich ungleich sympathischer macht als in der Maske des zynischen und skrupellosen Diplomaten und Staatstheoretikers. Er setzt sich mit ganzer Person ein, bereit, jedes Opfer auf sich zu nehmen. Das aber bestimmt den menschlichen Wert und nicht ein noch so großer Intellekt oder ein noch so erfolgreiches Wirken.

Vor allem mußte er Soderini davon zu überzeugen, daß die Feigheit der Florentiner Truppen, die sich noch vor wenigen Wochen

vor Pisa so schmähslich gezeigt hatte, keine Folge der Minderwertigkeit des Menschenmaterials sei, sondern nur eine solche der Disziplinlosigkeit, was ihm gelang.

Es galt das in allen Staaten der damaligen Zeit schlummernde Mißtrauen aller gegen alle zu beseitigen. So war es nicht tunlich, mit Truppenaushebungen auf dem Lande zu beginnen, da man nicht wissen konnte, was die wehrhaft gewordenen Untertanen tun würden, sondern man beschränkte sich zunächst auf den Stadtbezirk. Auch hier hieß es in kleinem Maßstab beginnen, da man Soderini sonst verdächtigt hätte, er wolle sich auf diesem Umwege die Tyrannis erringen. Endlich mußten die gewählten Führer der Mannschaften alljährlich wechseln, um nicht auf sie einen zu großen Einfluß zu gewinnen, und durften zudem nie aus dem gleichen Orte stammen wie ihre Leute. Mußte man doch nach zwei Seiten auf der Hut sein: vor Abfallbestrebungen der abhängigen Städte und vor dem Ehrgeiz der Führer. So tönern waren die Füße einer Stadtrepublik, die sich allein jegliche politische Freiheit vorbehielt, um die aller anderen zu knebeln! Da ist es dann kein Wunder, daß ein Gemeinwesen, wenn es schon seine Selbständigkeit aufgeben mußte, diese lieber an einen Tyrannen verlor, der wenigstens brauchbare Leute nahm, wo er sie fand, auch aus dem neugewonnenen Gebiete, als an eine Republik, die allein ihre Bürger privilegierte und unter diesen auch nur die der gerade herrschenden Partei.

Um ganz sicher zu sein, daß den Mannschaften auch wirklich Ordnung und Disziplin eingedrillt würden, entschloß man sich, Don Micheletto, den Henker der Borgia und abgefeimten Verbrecher, mit der Oberaufsicht zu betrauen. Anfänglich hatte man ja einige Bedenken, aber keineswegs solche moralischer Natur, sondern man fürchtete nur, daß Soderini sich mit seiner Hilfe zum Tyrannen aufschwingen werde; doch wurde er trotzdem in dreimaliger Abstimmung durch die Achtzig mit einem Gefolge von 100 Mann erwählt. Gerade seine unerhörte Strenge, ja Grausamkeit ließ Machiavelli auf diesen Mann verfallen, den er aus der Romagna her genau kannte. Denn daß der Soldat den Führer mehr fürchten müsse als den Feind, war ihm ein, übrigens durchaus richtiges, Dogma. Immerhin schlagen wir Heutigen die Hände über den Kopf zusammen, daß man keinen anderen fand, den jungen Soldaten Pa-

triotismus und militärisches Ehrgefühl beizubringen, als einen Don Michele. Aber diese an sich nebensächliche Episode lehrt, wie so manche verwandte, wie wenig die Renaissance ethisch orientiert war, und läßt uns darum auch den „Principe“ historisch werten, statt ihn vom heutigen und — heuchlerischen Standpunkte aus bedingungslos zu verdammen.

Nachdem es Machiavellis Initiative, seinen zahlreichen Werbungsreisen und zahllosen Briefen geglückt war, diese Miliz aufzustellen und einzuexerzieren, ja durch Paraden sie populär zu machen, mußte ihr durch ein Gesetz Dauer verliehen werden. Zu diesem Zwecke verfaßte der Kanzler eine Abhandlung, die für jede der Bürgermeistereien (Podesteria) des Stadtgebietes ein Banner vorsieht, deren drei bis fünf unter das Kommando eines Hauptmanns zu stellen seien. Bisher waren bereits 30 Banner mit 11 Hauptleuten und 5000 Eingeschriebenen vorhanden. Eine übergeordnete Behörde, „Die Neun der Miliz“, hätte die regelmäßige Verwaltung zu führen. Diese Vorschläge Machiavellis wurden am 6. Dezember 1506 zum Gesetz erhoben. Im Kriegsfall unterstanden auch die „Neun“ den Zehn. Die Bewachung des Stadtgebietes wurde einem Wacht-hauptmann mit 30 berittenen Armbrustschützen und 50 Soldaten anvertraut. Dieser, unter den Neun stehend, mußte gewählt werden, jedoch weder aus dem Florentiner Gebiete noch aus einem diesem näher als 40 Miglien benachbarten Orte. Don Michele war der erste Inhaber dieser neuen Würde. Machiavelli aber wurde Sekretär der Neun.

Damit beginnt für den Kanzler eine neue Lebensperiode. Denn er hält sich nunmehr für berufen, Florenz, ja ganz Italien militärisch wieder auferstehen zu lassen. Die hohe Anerkennung der Mitbürger, voran Soderinis, bestärkte ihn darin, schrieb ihm doch der Gonfaloniere, es schiene ihm, die Militärverfassung sei von Gott, und seit langem habe die Republik nichts so Ehrenvolles hervorgebracht wie diese, die man ausschließlich Machiavelli verdanke.

Tatsächlich war die heldenmütige Verteidigung des 1527 von zahlreichen Feinden bestürmten Florenz nur möglich dank dieser schöpferischen und von lauterstem Patriotismus eingegebenen Tat Machiavellis.

## ACHTES KAPITEL

### MACHIAVELLIS TÄTIGKEIT BIS ZUR RÜCKKEHR DER MEDICI NACH FLORENZ

Als Sekretär der Neun hatte Machiavelli in den Jahren 1506 und 1507 mit der Organisation der Miliz, die ihm allein oblag, eine ungeheure Arbeitslast auf sich genommen. Täglich schrieb er an die Amtsleute, sie zur Aufstellung der Listen mit den Namen der waffenfähigen Leute und zur Bestreitung der Ausbildungskosten mahnend, schickte Waffen und Instruktionen, erhielt Berichte usw. Bei Ausschreitungen bestimmte er das Strafmaß oder entsandte Don Michele mit seinen Leuten zur gewaltsamen Wiederherstellung der Ordnung. Dazu kamen viele Reisen durch das Gebiet der Republik zu Aushebungs- und Kontrollzwecken. Geschah dies auch alles im Namen der Neun, so schaltete und waltete doch tatsächlich der Sekretär ganz nach eigenem Ermessen. Das ging so weit, daß nicht nur die Korrespondenz aller Hauptleute von ihm erledigt wurde, sondern daß er auch diese selbst bestimmte, so daß nur ihre rein formale Bestätigung in Florenz erfolgte.

Ausgebildet wurden die Rekruten in kleinen Abteilungen im Lager vor Pisa; hatten sie aber einige Fertigkeit im Waffenhandwerk erlangt, dann suchten Condottieri und Nachbarstaaten sie durch hohe Soldversprechungen zur Fahnenflucht zu bewegen. Auch die Vorkehrungen hiergegen beanspruchten die ganze Wachsamkeit des tüchtigen Mannes, der, ohne jemals militärisch ausgebildet worden zu sein, sich doch nicht nur große Fachkenntnisse erwarb, sondern auch eine Verwaltungstätigkeit ausübte, die man etwa mit der eines Kriegsministers vergleichen könnte.

Diese mit Lust und Liebe ausgefüllten Berufspflichten wurden bisweilen durch diplomatische Sendungen unterbrochen, zu denen Machiavelli das dauernde und besondere Vertrauen des Gon-



Kaiser Maximilian I.

faloniere berief. Von Bedeutung sollte die zu Kaiser Maximilian werden, dessen geplanter Romzug damals alle Gemüther in Aufregung versetzte.

Spanien hatte mit Frankreich Waffenstillstand geschlossen, da der Tod der Königin Isabella und Unruhen im Lande zur Zurückhaltung in der auswärtigen Politik zwangen. Ludwig XII., dadurch wenigstens vorübergehend von einem gefährlichen Gegner befreit, hatte zu Beginn des Jahres 1507 Unruhen in Genua blutig unterdrückt und Frankreichs Waffenehre wieder hergestellt.

Dieser Erfolg aber hatte Maximilian, der stets antifranzösische Politik betrieb, veranlaßt, die Durchführung seiner Pläne zu beschleunigen, d. h. baldigst nach Italien zu ziehen, um sich das Herzogtum Mailand zu gewinnen, und nach Rom zur Kaiserkrönung.

Von seinen weiteren Plänen, ganz Italien unter sein Szepter zu beugen, gegen die Türken zu ziehen, ja Papst zu werden, ganz zu schweigen.

Dieser unruhige Geist, dessen Kopf immer voller Pläne steckte, deren Ausführung aber stets bald ins Stocken kam, weil sie von neuen und noch kühneren oder phantastischeren verdrängt wurden, ein Mann, der als „letzter Ritter“ seine Untertanen durch Tapferkeit, Freigebigkeit, Leutseligkeit und andere königliche Tugenden begeisterte, litt an chronischem Geldmangel. Diesem abzuhelpfen war das reiche Florenz ausersehen, während die Republik selbstredend so wenig als nur irgendsmöglich zahlen wollte.

Überdies war man am Arno als Verbündeter der Franzosen in einer peinlichen Lage: zahlte man, dann überwarf man sich mit Ludwig XII., verweigerte man aber die Zahlungen, dann zog man sich die Feindschaft des kriegserfahrenen Kaisers zu, der, wie man befürchtete, in Bälde vor den Toren stehen würde.

Hierüber galt es in erster Linie sich Gewißheit zu verschaffen. Denn wenn auch die 500 000 Dukaten, die Maximilian von Florenz forderte, als viel zu hoch gar nicht ernstlich in Frage kamen, so war man doch nicht abgeneigt, ihm wenigstens einen Teil der Summe zu zahlen, aber nur, wenn er sich tatsächlich anschickte, sich der Stadt zu nähern.

Soderini, gegen dessen Regiment, weil angeblich der Freiheit zuwiderlaufend, sich eine starke Gegenpartei zu bilden im Begriffe stand, war als Freund des nahen Frankreich sehr in Nöten. Sein Wunsch, Machiavelli als Gesandten zu delegieren, wurde abgelehnt.

Die Gegnerschaft gegen den Gonfaloniere war durch eine Über-eilung des Münzmeisters gesteigert worden, der aus eigener Initiative Münzen auf der einen Seite statt mit den Lilien mit dem Bilde Soderinis hatte prägen lassen. Wiewohl der Gonfaloniere sie sofort einziehen ließ, hatte man dies doch als einen Schritt zur Tyrannis verdächtigt. Ferner mußte Don Michele wegen unehrenhafter und gewalttätiger Handlungen abgesetzt werden. Daß Soderini ihn nicht hatte meuchlings ermorden lassen, verübelten ihm viele Stimmen. Wie bezeichnend ist dies doch für die Ethik selbst im gesittetsten Staate von ganz Italien! Übrigens wurde der edle Spanier bald nach seiner Abdankung von Landsleuten ermordet.

Als Gesandter war inzwischen Francesco Vettori zu Maximilian geschickt worden, doch fürchtete der Gonfaloniere, durch ihn in eine gefährliche Politik verstrickt zu werden, und erreichte es endlich, daß ihm Machiavelli nachgesandt wurde. Und zwar sollte er ihm das Maximum der finanziellen Zugeständnisse der Republik mitteilen, vor allem aber ihm beratend zur Seite stehen, wann und ob überhaupt etwas zu zahlen sei.

Im Dezember 1507 reiste der Sekretär der Neun ab, um über ein halbes Jahr von der Heimat fernzubleiben, eine Zeit, die er zu Beobachtungen über die Zustände in der Schweiz und Tirol benutzte, deren Resultate er in der Schrift „*Rapporto di cose dell'Alamagna*“ nach seiner Heimkehr niederlegte. (Später in „*Ritratti delle cose dell'Alamagna*“, „Bilder über die deutschen Zustände“, umgearbeitet).

Entgegen dem von anderer Seite ausgesprochenen irrigen Urteile, Machiavelli habe in Anlehnung an Tacitus ein Idealbild der Deutschen und ihrer Zustände entworfen, muß vielmehr mit Gervinus betont werden, daß er sich hier als erstaunlich scharfen Beobachter bewährt. Handelt es sich darum, zu erraten, was heute oder morgen der Monarch plant, so mag an psychologischem Spürsinn die venezianische Diplomatie, vielleicht auch sein großer Mitbürger Guicciardini, ihm über gewesen sein; gilt es aber festzustellen, welche natürlichen Hilfsquellen ein Land besitzt, wie dessen politische und militärische Institutionen sind, welche Wirkung die Persönlichkeiten auf die Zeitereignisse ausüben, so wurde darin Machiavelli von niemandem erreicht, geschweige denn übertroffen. Hier bewährt sich seine ganze eminente Begabung.

Italiens Diplomaten hatten schon seit Jahrhunderten die wertvollsten Nachrichten über alle von ihnen besuchten Länder und Personen zusammengetragen. War es doch z. B. Bestimmung, daß jeder Venezianer nach Beendigung seiner diplomatischen Mission seine Beobachtungen in einem Bericht niederlegte. Aber Machiavelli ist nach Villaris kompetentem Urteile der erste, der das ganze Material in seinem Geiste zu ordnen verstand. Dadurch wird er zum Vater der künftigen politischen Wissenschaft, bzw. der Nationalökonomie. Allerdings verfolgte er ganz bestimmte Ideale, die er bisweilen in die Dinge hineintrug.

So wurde für ihn die Schweiz zum militärischen Vorbilde für Italien. Hier glaubte er verwirklicht zu sehen, was ihm seine patriotischen Phantasien vorgaukelten. Er begeisterte sich an dieser kernigen, kriegerischen Bevölkerung, die in taciteischer Anspruchslosigkeit zu leben schien. Hier fand er sein Ideal der bewaffneten Nation verwirklicht. Tatsächlich verdingten sich die Schweizer an jeden, der sie kaufte. Allerdings durften sie niemals gegen ihren Kanton oder die Eidgenossenschaft kämpfen. Überdies war es den „freien“ Schweizern verboten, Fahnen zu führen, wenn nicht die Eidgenossenschaft selbst, bzw. der Kanton die Truppen vermietet hatte. Das war 1500 Ludovico il Moros Unglück gewesen, da er nur „freie“, d. h. auf eigene Faust angeworbene Schweizer, Ludwig XII. aber von den Kantonen gedungene hatte. Darum konnten erstere bei Verlust von Gut, Blut und Vaterland nicht kämpfen.

Erstaunlich ist allerdings der unüberbrückbare Widerspruch in den Schilderungen des Kanzlers über Deutschland etwa mit denen Piccolominis (nachmals Pius II.). Während dieser nicht wenig Worte findet, um über die Unbildung, Roheit und Barbarei der Deutschen zu klagen, bewundert jener die Reinheit der Sitten, ihre Institutionen u. a. m. Eine Erklärung dafür findet sich wohl darin, daß Machiavelli das eigentliche Deutschland niemals betrat, sondern nur die Schweiz, die rein formal noch zum Reiche gehörte, und Tirol kennenlernte. Hier aber bestanden zweifellos einfachere Verhältnisse, die Feudalverfassung mit ihrer Bauernhörigkeit war hier auch niemals voll verwirklicht, so daß man mit einem gewissen Rechte von Freiheit und Gleichheit reden konnte. Übrigens dauerte auch im Reiche, trotz relativer Anarchie und politischer Ohnmacht, die kriegerische Tüchtigkeit stets unvermindert fort. Sie aber fehlte gerade den Italienern. „Es kann kein Zweifel über Deutschlands Kraft und Macht herrschen, da es Überfluß an Menschen, Wohlstand und Waffen hat. Die Deutschen geben wenig für Verwaltungszwecke und nichts für Soldaten aus, weil sie die eigenen Untertanen in den Waffen üben. Statt der Spiele übt sich die Jugend an den Festtagen in Handhabung der Gewehre und Piken, der mit dieser, jener mit einer anderen Waffe. Sie sind in allem sparsam, weil sie weder luxuriös bauen (man berücksichtige, daß Machiavelli nie nördlicher als Innsbruck kam!) noch sich kleiden, noch auch viel

Hausgerät besitzen. Wenn sie Überfluß an Brot und Fleisch und einen warmen Ofen gegen die Kälte haben, so genügt ihnen das. So lebt das Land von dem, was es selbst hervorbringt, ohne von anderen kaufen zu müssen; sie verkaufen die Erzeugnisse ihrer Hände, mit denen sie fast ganz Italien versehen, und der Gewinn ist um so größer, weil er fast ganz von der Arbeit mit nur wenigem Kapital herrührt . . .“

„Ganz Deutschland ist unter Fürsten und Gemeinwesen zerteilt, die, unter sich selbst feindlich, gemeinsame Feinde des Kaisers sind, dem sie nicht zu viel Macht zugestehen wollen, damit er nicht, wie es der König in Frankreich getan, das Land unterjoche. Das ist leicht verständlich. Schwerer aber begreift man, aus welchem Grund die freien Schweizerstädte nicht nur den Fürsten und dem Kaiser sondern auch der Gemeinsamkeit Deutschlands gegenüber sich so feindlich zeigen, mit der sie doch die Liebe zur Freiheit und die Notwendigkeit des Widerstandes gegen die Fürsten verbindet. Der wirkliche Grund ist der, daß die Schweizer nicht bloß Feinde des Kaisers und der Fürsten, sondern auch des Adels sind, dessen es in ihrem Lande keinen gibt, wo man sich ohne alle Standesvorrechte, außer denjenigen, die den Obrigkeiten zukommen, voller und uneingeschränkter Freiheit erfreut. So kommt es, daß jene Edelleute alles tun, um ihre eigenen Gemeinwesen von den schweizerischen getrennt zu halten. Andererseits hilft der Kaiser, der ein Gegner der Fürsten ist, den Kommunen, welche der Nerv Deutschlands sind; so finden jene sich schwach, weil von zwei Seiten bekämpft und weil ihre Staaten in der Erbfolge sich zerteilen. Nimmt man dazu die Kämpfe der Fürsten und Kommunen unter sich, dieser mit jenen, beider mit dem Kaiser, so begreift sich, daß, wie groß auch die Kräfte dieses Landes sein mögen, es doch notwendig geschwächt werden muß.“

Was Maximilian betrifft, so klagt Machiavelli über dessen große Freigebigkeit, die bewirke, daß er immer ohne Soldaten und Geld sei. Er frage nie jemand um Rat, aber Dank seiner Leutseligkeit dränge sich alles an ihn heran, berate und mißbrauche ihn. So geschehe trotz seiner Geheimniskrämerei und Eigenwilligkeit tatsächlich gar nichts nach seinem Willen. „Hätte er diese Mängel nicht, so wäre er der beste Fürst, denn er ist tugendhaft, gerecht und ein trefflicher Heerführer.“ Der Kanzler meint, daß, wenn die Blätter der

Bäume in Italien zu Dukaten würden, auch dies ihm nicht genügen würde.

Tatsächlich kam Maximilian nicht nach Italien, und die Zahlung der Florentiner unterblieb daher. Der Hergang der Gesandtschaft ist kurz erzählt. Der Kaiser war in venezianisches Gebiet eingebrochen, da aber vom Reiche ihm nie mehr als 4000 Soldaten und auch diese immer nur für sechs Monate bewilligt wurden, so daß die einen eintrafen, wenn die anderen abzogen, fehlte dem Unternehmen die Stoßkraft. Schließlich zwang Geldmangel den Kaiser, nach Innsbruck umzukehren, um dort seine Juwelen zu verpfänden. So konnte Bartolommeo d'Alviano, der venezianische Feldherr, Erfolge erzielen. Da Maximilian seine Schweizer nicht zahlte, ermächtigte sie ihre Republik, in französische Dienste zu treten. Die Gefahr für Florenz war beseitigt.

Auch seine Beobachtungen in Frankreich legte Machiavelli schriftlich nieder („*Ritratti delle cose di Francia*“). Hier hatte sich das gerade Gegenteil der deutschen Quasi-Anarchie herausgebildet: die Unterwerfung der Provinzen und des Adels unter die Krone und infolgedessen ein ständiges Wachstum der Kraft des Landes durch bessere Organisation, eine Überlegenheit Deutschland gegenüber, dem es an tatsächlichen Hilfsquellen nachsteht. „Der Adel lebt ganz dem Waffendienst, und darum zählt die französische Reiterei zur besten Europas. Das Fußvolk hingegen ist schlecht, weil es sich aus gemeinem und Söldnervolk zusammensetzt und den Baronen untergeben ist. Es ist seiner ganzen Art nach niedrig und verächtlich . . . Sie bewähren sich gut in Verteidigung und Belagerung von Festungen, aber schlecht im offenen Feld. Auch darin sind sie das Gegenteil der Deutschen und Schweizer, die im Felde nicht ihresgleichen haben, aber zu Angriff oder Verteidigung fester Plätze wenig taugen. Aus diesen Gründen werben die französischen Könige, die kein Vertrauen auf das eigene Fußvolk setzen, Schweizer und Landsknechte. . . . Das Land ist überreich an Bodenprodukten, aber arm an Geld, weil alles in die Hände der Edelleute und Bischöfe fließt, welche letztere zwei Drittel der Reichtümer des Landes an sich reißen, da sie sehr zahlreich im Rate der Krone sitzen und große politische Macht haben . . . Die Natur des Franzosen gelüstet nach fremdem Gute, mit dem er gleichwie mit dem eigenen verschwenderisch ist;

so stiehlt der Franzose gewandt, um die Beute dann mit dem Bestohlenen zu verjubeln, was der spanischen Art ganz entgegengesetzt ist, wo du von dem, was man dir nimmt, nie etwas wieder siehst.“

In solchen kurzen Aphorismen behandelt auch der Verfasser die Zölle, die Finanzen, Regierung, Heer, Universitäten, den Hof, die Verwaltung und vor allem die nahezu unbegrenzte königliche Macht und Willkür. Frankreich, das er ja weit besser kannte als Deutschland, erfreut sich offenbar seiner Sympathien nicht, wohl auch wegen der schwankenden Haltung Florenz gegenüber. Die Franzosen nennt er im Glück übermütig, im Unglück äußerst demütig, eitel und leichtsinnig.

So kurz und skizzenhaft die hingeworfenen Beobachtungen auch sein mögen, so verraten sie doch den für Machiavelli charakteristischen Zug, durch Vergleich das Wesentliche herauszufinden. Das aber ist in Frankreich die Zentralisation. So sehr diese der politischen und militärischen Macht des Landes von Nutzen ist, so verkennt er doch nicht die Gefahr für die persönliche Freiheit. Ein Urteil, das auf Jahrhunderte seine Gültigkeit behielt. Noch heute leidet Frankreich an dieser Zentralisation, wie Deutschland Jahrhunderte lang am Gegenteil krankte. So entging den scharfen Augen des Sekretärs niemals etwas von politischer und allgemeiner Bedeutung. Doch gilt dies mit einer Ausnahme: während er das überwiegende Gewicht des französischen Klerus hervorhebt, bemerkt er gar nichts von der gewaltigen religiösen Gärung in Deutschland. Es mag sein, daß davon, d. h. von der bevorstehenden Reformation, in Tirol nichts zu beobachten war. Sonst findet es seine Erklärung in der religiösen Indifferenz des großen Staatsmannes.

Nachdem Maximilian mit Venedig einen Waffenstillstand geschlossen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, zudem vom Papste die Erlaubnis erhalten hatte, sich auch ohne Krönung „erwählten Kaiser“ zu nennen, konnte Florenz sich wieder seinen eigenen Angelegenheiten widmen. Da die Franzosen wieder einmal ihre Zusicherungen gebrochen hatten und nach der Niederwerfung Genuas nicht gekommen waren, Pisa zu erobern, beschloß die Republik, dies selbst zu tun. Allerdings wurden auch Stimmen dagegen laut, denn man hatte Mitleid mit den grausamen Verwüstungen

des Nachbarstaates und den vielen Menschen, zumal Frauen, die im Landgebiete Pisas infolgedessen dem Hungertode erlagen.

Aber der Kriegswille siegte. So wurde zunächst ein Genuesischer Korsar dafür besoldet, die Arnomündung gegen jede Lebensmittelzufuhr zu sperren. Ferner entwickelte Machiavelli wieder eine erhöhte Betriebsamkeit, um das Heer schlagfertig zu machen. Er hatte 400 Hauptleute ernannt und handelte als Vertrauensmann der Zehn mit nahezu unbeschränkter Machtvollkommenheit. Diese schrieben ihm am 18. August 1508: „Du bist klug, und weil du in alles eingeweiht bist, so ist es nicht nötig, dir unsere Wünsche im besonderen zu erläutern.“ Machiavelli befand sich monatelang im Lager, organisierte die Verwüstungen der Ländereien und machte auch einen Einfall ins Gebiet von Lucca. Die Folge war ein Vertrag mit dieser Republik, die sich verpflichtete, drei Jahre lang Pisa keinerlei Unterstützung zu gewähren.

Da protestierte auf einmal Frankreich gegen diese Unternehmungen sowie gegen die Verhandlungen mit dem Kaiser. Die Gründe waren fadenscheinig, aber der Zweck klar: Florenz sollte wieder einmal zahlen. Wiewohl nun Julius II. im Dezember 1508 die Liga von Cambray zustande gebracht hatte, die den Papst, den Kaiser, Spanien und Frankreich zum Kriege gegen Venedig verpflichtete, so daß das Interesse von der Arnorepublik abgelenkt war, so bedrohte doch der bevorstehende Einmarsch Ludwigs XII. mit einem großen Heere in Oberitalien auch indirekt Florenz. Man sah also ein, daß man den Franzosen wieder einmal Geld in den unersättlichen Rachen werfen mußte. Daß es möglichst wenig würde, war das nächste Ziel der Diplomatie. Im Frühjahr 1509 einigte man sich mit Frankreich auf 100000 Dukaten, aber auch Spanien forderte und erhielt die Hälfte. Und das alles nur dafür, daß das angeblich so befreundete Frankreich den Florentinern erlaubte, mit eigenen Kräften das abgefallene Pisa zurückzuerobern!

Der rastlose Machiavelli, auf dessen Schultern die ungeheure Verantwortung für das Unternehmen gegen Pisa ruhte, hatte inzwischen den Fluß durch Verhaue vollkommen gegen jede Zufuhr sperren lassen — der berühmte Architekt Antonio di San Gallo leitete die Ausführung — außerdem durch drei Truppenlager die Stadt zerniert. Nunmehr ging das Oberkommando, da Machia-

velli ja nicht Heerführer von Beruf sondern nur Vertrauensmann Soderinis war, auf drei von den achtzig gewählten Kommissären über. Aber selbstredend blieb der Sekretär anwesend. Er reiste auch nach Piombino zum Empfange einer Gesandtschaft der völlig umzingelten Stadt. Da diese aber nicht bedingungslose Übergabe anbot, mußte sie unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Am 8. Juni 1509 erfolgte dann die Übergabe dieser tapferen Stadt. Daß sie sich so lange Jahre halten konnte — sie war 1494 durch Karl VIII. frei geworden — war vor allem nur möglich gewesen, weil sie nicht von Söldnern sondern von den eigenen Bürgern und Bauern verteidigt worden war. Letztere hatten allerdings dafür Anteil am Stadtre Regiment erhalten, dies aber auch reichlich verdient, da auf ihren Schultern die Hauptlast der Verteidigung gelegen hatte.

War die Übergabe auch bedingungslos erfolgt, so benahmen sich die Florentiner doch human gegen die unglücklichen, ausgehungerten Pisaner. Man lieferte reichlich Lebensmittel, gab die konfiszierten Güter zurück, ja sogar mit Einschluß des gewissenhaft berechneten Ertrages bis zum Tage des Friedensschlusses. Ferner bestätigte man die alten Privilegien und Verwaltungsbehörden, sowie die Handelsfreiheit und gewährte den Pisanern das Recht, in Streitfällen an die florentinischen Richter zu appellieren. Wie ein zeitgenössischer Historiker, Jacopo Nardi, meint, hätte man glauben können, die Pisaner und nicht die Florentiner hätten die Friedensbedingungen diktiert.

Diese Humanität war im wesentlichen ein Werk Soderinis und Machiavellis, der damit schlagend bewies, daß ihm Grausamkeit und Rachgier gänzlich ferne lagen.

Allerdings hatten die Pisaner die Freiheit, d. h. die selbständige Herrschaft über ihr Gemeinwesen endgültig verloren, weshalb viele der angesehensten Familien auswanderten.

Daß Machiavelli, der als eigentlicher Sieger und Beendiger des Krieges dastand, mit größerer Autorität als die Militärs von Beruf, nicht vom Neide verschont bleiben konnte, ist jedermann klar, der die Volksseele kennt. Denn wie der Tüchtige vom Willen zur Macht beseelt wird, so der Pöbel vom Neide. Beide Triebe bestimmen die Politik, wenigstens die innere. Da aber der Pöbel in der Mehrzahl ist, so siegt in der Regel auch auf die Dauer der niederreißende,

zerfressende Neid über Tüchtigkeit, Vornehmheit und sittliche Größe des einzelnen.

Schlimm war, daß Machiavelli den Kampfwert seiner Miliz, die doch, bei Lichte besehen, nur geplündert und Wachdienst getan, aber keinem Gegner gegenüber gestanden hatte, überschätzte. Das sollte sich bald rächen.

Inzwischen war das Unheil über Venedig hereingebrochen. Der Papst hatte endlich durch die Liga von Cambray seinen Haß gegen die Republik, die er nebst allen etwaigen Verbündeten exkommunizierte, deren Bürger zu Sklaven zu machen er jedermann erlaubte, in die Tat umgesetzt. Das Fell des Bären war auch schon zwischen Papst, Spanien, Kaiser und Frankreich, auf dem die größte Kriegslast ruhte, geteilt, und eine Reihe von Schicksalsschlägen schien auch das Ende in nahe Aussicht zu stellen. Unter Führung des tapferen, aber fast immer unglücklichen *Alviano* schlugen sich die Venezianer heldenhaft. 6000 Mann Infanterie fielen bis auf den letzten! Ein unerhörter Fall in der Kriegsgeschichte der Halbinsel und ein Anzeichen dafür, daß jetzt auf den Schlachtfeldern Norditaliens ein neuer, mannhafterer Geist seinen Einzug hielt, als er bei den Geplänkeln der *Condottieri* des 15. Jahrhunderts, als das Vermeiden von Blutvergießen durch virtuose Scheinmanöver für höchste Feldherrnkunst galt, gewaltet hatte. War die Schlacht bei *Agnadello* am 14. Mai 1509 ein vernichtender Sieg *Trivulzios* auch nur über die Nachhut des venezianischen Heeres gewesen, so war die moralische Wirkung doch katastrophal, da *Ferrara*, *Mantua* und andere Staaten sich nun gleichfalls erhoben. Venedig schickte überallhin Gesandtschaften und bat demütig um Frieden. *Giustinian* wurde vom Kaiser noch nicht einmal empfangen. Denn *Maximilian* zog mit einem gewaltigen Heere, dem größten, das seit Jahrhunderten Italien gesehen hatte — es wird auf 80—100 000 Mann angegeben — zur Eroberung von *Padua* heran.

Aber die Stadt hielt sich gut. Zudem war zwar der Adel in vielen Städten zu den Feinden übergegangen, aber das niedere Volk hielt treu zu Venedig, und besonders die Bauernschaft setzte für die alte Herrin Gut und Blut ein, ein Beweis dafür, daß von der Korruption der oberen Stände das niedere Volk in Italien nicht ergriffen war. Ferner war *Ludwig XII.*, der in vierzehn Tagen alles Land, das ihm die Alliierten für den Fall ihres Sieges zugesagt hatten, schon

erobert hatte, nach Frankreich zurückgekehrt. So stiegen wieder die Aussichten für San Marco.

Maximilian hatte gezwungenermaßen die Belagerung Paduas am 3. Oktober 1509 wieder aufgehoben. Er war wieder in Geldnot, und Florenz hatte sich verpflichtet, ihm Geld zu geben, sobald er auf italienischem Boden stünde. 40 000 Dukaten waren das Resultat des Feilschens, zahlbar in vier Raten. Die zweite hatte Machiavelli am 15. November in Mantua zu überbringen. Er gewinnt bei dieser Sendung die Überzeugung, daß es für die Verbündeten unmöglich sei, die Provinzen zu behalten, solange dort noch Bauern wohnten, die mit Leidenschaft an Venedig hingen. So hatte sich das milde Regiment der Republik glänzend bewährt. Er wittert auch den Zerfall der Liga, da Ludwig XII. zwar Krieg führen könne, aber nicht wolle; bei Maximilian aber sei es umgekehrt. Nach zweimonatiger Abwesenheit kehrte der Kanzler in die Heimat zurück.

Der Papst, der seine Absicht, Venedig zu demütigen, erreicht hatte, allerdings nur dadurch, daß er halb Europa ins Land gerufen hatte, schwenkte nun um. Er nahm nicht nur die Exkommunikation zurück, sondern ließ seinen Ruf „Fort mit den Barbaren!“ erschallen und verbündete sich im Frühjahr 1510 gar mit Venedig zur Vertreibung der Fremden. In der Hand dieses gewaltigen Mannes ruhten tatsächlich die Zügel der europäischen Politik. Er hatte durch seine kluge Diplomatie Rom wieder zur Weltmacht erhoben, daneben die Romagna und alles, was sonst dem Heiligen Stuhle entrisen worden war, ihm wiedergewonnen. Der französische Klerus war einem offenen Kampfe mit dem Papste durchaus abgeneigt, überdies machten 6000 Schweizer Miene, für ihn die Waffen zu ergreifen. Julius II. forderte nun Florenz zur Hilfeleistung auf, genau wie seine französischen Gegner. So wurde Machiavelli mit der dritten Gesandtschaft nach Frankreich betraut.

Am 18. Juli schreibt er von Blois, der König habe Florenz Hilfe zugesagt, aber nur unter der Bedingung, daß es dem Papst den Krieg erkläre. Das mußte aber unbedingt vermieden werden, da Julius II. nicht der Mann war, der sich etwas gefallen ließ, zumal seine Staaten ja an Florenz grenzten. Machiavelli beurteilt seine Chancen günstiger als die des Königs. Konnte er doch eine Art von Kreuzzug gegen Frankreich predigen. Die Drohung mit einem

Konzil war aber nicht dazu angetan, den eisernen Mann einzuschüchtern.

Nach vier Monaten kehrte Machiavelli nach Florenz zurück. Hatte er auch nichts Positives erreicht, so war doch eine Entscheidung vertagt worden und das Mißtrauen gegenüber Florenz vielleicht um etwas gemildert.

Hier war das drohende Gewitter, das sich unbedingt in Kürze entladen mußte, jedermann sichtbar. Da Soderini ein treuer Anhänger der Franzosen war, wurde er unter dem Vorwande der Tyrannie angegriffen. Das geschah vor allem durch die Partei der Medici, die sich wieder allmählich gebildet hatte, seitdem durch den Tod des unwürdigen Piero (1503) der Kardinal Giovanni (später Leo X.) das Oberhaupt geworden war. Dieser hochgebildete Mann und Mäzen, ein würdiger Erbe der großen Traditionen seines Hauses, hatte in Rom jedem Florentiner ohne Ansehung der Partei seine Hilfe angeheißen lassen und sich dadurch große Beliebtheit und Ansehen erworben.

Diese Rührigkeit der Gegenpartei veranlaßte Soderini, freiwillig Rechenschaft über seine Tätigkeit abzulegen, wobei sich herausstellte, daß Florenz noch niemals so gut und sparsam verwaltet worden war.

In Erkenntnis der drohenden Gefahren traf Machiavelli neuerdings militärische Vorbereitungen. Und zwar fügte er seiner Miliz zu Fuß eine solche zu Pferde hinzu, die mit Armbrust, Lanze oder Gewehr bewaffnet werden sollte. Er bereiste wieder zu Aushebungs- und Inspektionszwecken das Land, schloß mit Petrucci in Siena mit Unterstützung des Papstes einen Rückversicherungsvertrag auf fünfundzwanzig Jahre ab und verbündete sich mit Luciano Grimaldi, Herrn von Monaco, auf zehn Jahre.

Inzwischen hatte Julius II. mit der ihm eigenen ungestümen Energie den Krieg gegen Frankreich begonnen und beträchtliche Anfangserfolge erzielt. Als aber der Oberbefehl Trivulzio und dem jungen Gaston de Foix anvertraut worden war, wandte sich das Blatt. Bologna rebellierte, der Papst mußte nach Ravenna fliehen. Peinlich war auch, daß Ludwig XII. seine Drohung wahrgemacht und mit Zustimmung des Kaisers ein Konzil gegen den Papst einberufen hatte. Florenz, das es in Pisa duldet, zog sich dadurch die

Rache und das Interdikt Julius' II. im Herbst 1511 zu, während dieser ein Gegenkonzil auf den April 1512 in den Lateran berief. Ärger und Aufregung hatten auch seiner Gesundheit so zugesetzt, daß sich einmal das Gerücht von seinem Tode verbreiten konnte.

Aber Julius war eine zu starke Persönlichkeit, um sich brechen zu lassen. So schloß er denn im Oktober mit Spanien und Venedig einen „Heiligen Bund“ gegen Frankreich und stellte Maximilian anheim, ihm beizutreten. Ein Kardinalschub und der Bann für jene, die das „Conciliabulum“ besuchen würden, verbesserten seine Chancen. Die Ernennung des Kardinals Medici zum Legaten bewies Florenz deutlich, was es im Falle der Niederlage vom Papste zu befürchten hatte.

Nun wurde wieder Machiavelli abgesandt, um die Kardinäle abzuhalten, nach Pisa zu kommen, und den Franzosen klarzumachen, daß niemand Lust habe, das Konzil zu besuchen, und es deshalb besser sei, es zu vertagen. So erhoffte Florenz eine Galgenfrist. Zuerst kam der Kanzler zu Gaston de Foix nach Mailand, dann — zum viertenmal — am 24. September nach Frankreich. Der König war offenbar von der Energie des Papstes sehr überrascht, denn er hatte gehofft, ihn durch die Konzildrohung zum beschleunigten Friedensschluß, aber nicht zur Ausdehnung des Krieges zu veranlassen. Trotzdem beharrte Ludwig XII. auf seinem Konzil, dem im geheimen die Republik Schwierigkeiten bereitete, was den Papst wieder einigermaßen versöhnte. So hob er am 15. November — Machiavelli war bereits am 2. heimgekehrt — das Interdikt auf. Das Conciliabulum aber, das nur von vier Kardinälen und fünfzehn Prälaten besetzt und in Pisa höchst unwillig aufgenommen worden war, vertagte sich schon im folgenden Monat nach Mailand, wo es nicht mehr Sympathien begegnete.

Jetzt aber sollten die Waffen entscheiden. Gaston de Foix bewies, obwohl erst dreiundzwanzigjährig, als Führer des französischen Heeres sein großes Feldherrntalent, indem er in vierzehn Tagen Bologna entsetzte und Brescia eroberte, wobei er dort ein furchtbares Blutbad anrichtete. Nun lagen sich die beiden Heere gegenüber. Die Franzosen, unterstützt durch Kaiserliche und Italiener, — besonders wertvoll war die Artillerie des Herzogs Alfonso I. von Ferrara — waren numerisch schwächer als die Spanier mit den Venezi-

anern und Päpstlichen, aber sie griffen an. Am 11. April 1512 kam es bei Ravenna zur Schlacht, einer der schrecklichsten seit Jahrhunderten und der ersten modernen, infolge reichlicher Verwendung von Artillerie. Die besten Truppen Europas unter Führung der berühmtesten Feldherren — Bayards Name klingt noch heute wie ein Trompetenton — maßen ihre Kräfte. Wunder von Tapferkeit auf beiden Seiten. Gaston de Foix fiel; Spanier erstachen den Bruder ihrer Königin; der tapfere Carvajal mußte fliehen, die Blüte des spanischen Adels bedeckte das Schlachtfeld. Die Deutschen entschieden den Sieg zugunsten Frankreichs. Cardonas Heer war vernichtend geschlagen, der Kardinal Medici — ein Jahr später Leo X. — fiel in französische Hände. Man zählte angeblich 12000 Tote auf spanischer, 4000 auf französischer Seite. Julius' II. Stern schien erloschen. In wenigen Tagen hatte er die ganze Romagna verloren. Die Kardinäle in Rom flehten den Papst an, zu fliehen und Frieden zu schließen, da sonst das Papsttum verloren sei.

Wenn je, so bewies Julius II. in diesem Augenblick seinen bewunderungswürdigen Mut und seine Größe. Durch sein fabelhaftes diplomatisches Geschick erreichte er, daß Maximilian seine Deutschen zurückrief, die Schweizer, 20000 Mann stark, ihm zu Hilfe kamen und das durch Gastons Tod führerlose französische Heer zwangen, sich aus der Romagna in die Lombardei zurückzuziehen. Gleichzeitig bedrohte Heinrich VIII. von England Frankreich. So war in wenigen Wochen Italiens Boden fast ganz von den Truppen Ludwigs XII. befreit. Am 3. Mai konnte der Papst in aller Sicherheit sein Konzil im Lateran eröffnen. Die Romagna fiel ihm wieder zu. Es war eine Verwandlung wie im Märchen.

Wie es sich im Privatleben stets bitter rächt, Kompromisse zwischen sich ausschließenden Gegensätzen zu versuchen, so auch in der Politik. Florenz sollte das bald erfahren, denn seine zweideutige Haltung ließ es — wie einst die Borgia — allen verdächtig erscheinen. Zum Sündenbock aber war Soderini ausersehen, dessen Tage sich ihrem Ende näherten.

Denn die Medici hatten mit dem Siege des Papstes Oberwasser bekommen und unterstützten mit reichen Geldmitteln die Unternehmung gegen ihre Vaterstadt, in die sie angeblich nur als Privat-

leute zurückkehren wollten. Aus Eifersucht gegen den Gonfaloniere fanden sie in Florenz Hilfe bei den angesehensten Familien.

Als nun der Vizekönig Raimund von Cardona mit schwachen Kräften von Bologna her anrückte und den Rücktritt Soderinis als Freund Frankreichs sowie die Rückkehr der Medici forderte, da wurde ihm im Vertrauen auf die Miliz ein abschlägiger Bescheid erteilt. Daß es diesen braven Bürgern an Kriegserfahrung und erprobten Führern fehlte, noch dazu einem Feinde gegenüber, der das Waffenhandwerk meisterhaft verstand, wollte Machiavellis patriotische Begeisterung für seine Schöpfung nicht glauben, und Soderini vertraute ihm gern, war doch die Miliz seine letzte Hoffnung.

Bei Prato fand der Zusammenstoß statt. Wiewohl der Vizekönig nur zwei Kanonen hatte, von denen die eine zersprang, sein Heer ausgehungert und von allem entblößt war, drang es am 29. August 1512 in die Stadt ein, da die Miliz, statt die Bresche zu verteidigen, feig floh. Prato wurde mit unerhörter Grausamkeit geplündert. Die blutigen Verluste der Florentiner waren sehr groß. Der Kardinal de Medici, der dem Heere folgte, konnte dem Gemetzel erst nach einigen Tagen Einhalt gebieten und die zu ihm geflüchteten Frauen vor Schändung schützen. Die Verluste der blutdürstigen Spanier aber waren ganz minimal.

Am 31. August 1512 legte Soderini gezwungenermaßen sein Amt nieder und verließ die Stadt. Ein ehrenhafter, gerechter, aber schwacher und unentschlossener Mann, nicht geeignet, in so schwierigen Zeiten das Staatsschiff sicher durch die Klippen zu steuern. Verrat in den eigenen Reihen hatte sein Ende beschleunigt. Die Verhaftung der Rädelsführer kam zu spät. Florenz mußte den Verbündeten beitreten, an sie 150000 Dukaten zahlen und die Medici aufnehmen. Seine Freiheit war damit begraben.

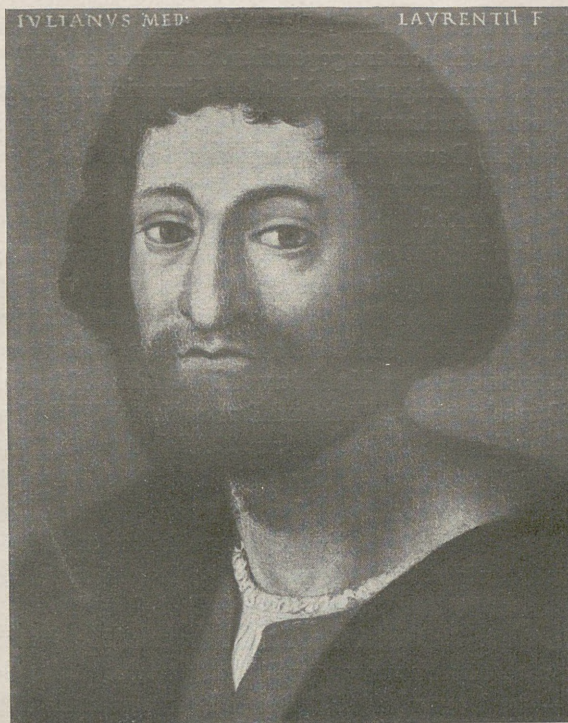
## NEUNTES KAPITEL

### MACHIAVELLI WIRD SEINES AMTES ENTSETZT UND WENDET SICH DER SCHRIFTSTELLEREI ZU

Häupter der Familie Medici, die nun mit Hilfe der spanischen Waffen in ihre Heimat zurückkehrten, waren die beiden überlebenden Brüder des lasterhaften Piero: der Kardinal Giovanni (1475—1521), der bald als Papst Leo X. durch den Glanz seiner Hofhaltung das künstlerische und kulturelle Werk Julius' II. rühmlichst fortführen sollte, und Giuliano (1478—1516), ein ehrgeiziger, aber anständiger und humaner Mann. Dieser kam schon am 1. September nach Florenz, wo er sich ganz bürgerlich und im Geiste seiner Vorfahren aufführte. Am 14. des gleichen Monats zog unter dem Jubel der eingeschüchterten Bevölkerung der Kardinal ein. Unter den Lanzen der Truppen getraute sich keinerlei Widerspruch hervor. Die Verfassung wurde geändert, d. h. der Schein der Freiheit gewahrt, aber die Balià von den Medici ausgewählt, ganz wie es vor 1494 gewesen war. Der Kardinal war viel zu klug, als daß er eine Form verletzt hätte, die seinem absoluten Regiment nur dienlich sein konnte. Tatsächlich blieb die Balià auch bis 1527 im Amte.

Das hinderte nicht, daß sofort Verfolgungen mißliebiger Personen und Verbannungen, vor allem der Soderini, begannen. Ferner wurde die Miliz aufgelöst. Aber im allgemeinen benahmen sich die Medici äußerst milde, da ja die in Prato vorgefallenen Grausamkeiten auf Rechnung der Spanier, die mit vollen Taschen schon am 18. September Florenz verließen, gesetzt werden müssen. Dem Kunstsinne und der Lebensfreude der heiteren Florentiner Rechnung tragend, veranstalteten sie großartige Feste, durch die sie bald auch die anfangs feindlichen Elemente gewannen.

Machiavelli hatte die Aufforderung, sein Amt niederzulegen, rund abgelehnt. Wiewohl ein treuer Anhänger und Verteidiger



Giuliano von Medici, Herzog von Namour

Soderinis bis zuletzt, hoffte er, sich auch unter der neuen Herrschaft halten zu können, und machte deshalb verschiedene Eingaben an die Medici, die aber keinen Erfolg hatten. Es sei ausdrücklich betont, daß ihm selbst Soderini, der sich bald mit den Medici aussöhnte und verschwägte, sein Verhalten nicht verübelt hat. War Machiavelli auch ein Gegner der Aristokratie und Oligarchie, so doch ein glühender Patriot, der lieber seinem Vaterlande unter einer ihm nicht sympathischen Regierungsform als überhaupt nicht diente. Wir haben ja aus dem gleichen Motiv auch zahllose ehrenwerte Monarchisten nach 1918 der Republik ihre Dienste anbieten sehen. Nun war aber der Sekretär der Neun als Seele des bewaffneten Widerstandes doch zu sehr im Vordergrund gestanden, als daß man ihn weiter amtieren lassen wollte, zumal ja mit Auflösung der Miliz

auch die Neun verschwanden. Dazu verleugnete er niemals seine Verehrung dem Gonfaloniere gegenüber. So wurde er am 7. November 1512 durch einmütigen Beschluß der Signorie seines Amtes enthoben, zugleich mit seinem Intimus Buonaccorsi. Ja man verbot ihm sogar auf die Dauer eines Jahres, das Gebiet der Republik zu verlassen. Die Rechnungslegung über seine Verwaltung gab zu keinerlei Klagen Anlaß.

Immerhin war Machiavelli plötzlich brotlos geworden und seine Lage nicht angenehm. Aber sie sollte sich noch verschlimmern. Einem Jüngling, Pietro Paolo Boscoli, bekannt als Gegner der Medici, war ein Papier aus der Tasche gefallen, das etwa zwanzig Namen, darunter auch den Machiavellis, enthielt. Man vermutete sofort eine Verschwörung. Während Boscoli, der heldenhaft starb, und sein Freund Capponi schon am 22. Februar 1513 enthauptet wurden, verhaftete man Machiavelli und folterte ihn, indem man ihn mehrmals mit dem Seile aufzog. Er ertrug dies mannhaft und wurde auch bald in Freiheit gesetzt, da er offenbar an der Verschwörung, die von wenigen jungen Leuten ohne Resonanz im Volke ausging, gänzlich unbeteiligt war.

Inzwischen war Julius II. am 20. Februar 1513 gestorben. Er hatte zwar nicht die Fremden aus Italien vertrieben, im Gegenteil: Deutsche — im November 1512 war wieder eine neue Allianz mit Maximilian geschlossen worden —, Schweizer und Spanier walteten hier mehr denn zuvor. Aber dafür waren wenigstens die Franzosen verjagt. Ein Franzosenfeind bestieg auch am 11. März mit dem Kardinal Giovanni dei Medici als Leo X. den Heiligen Stuhl.

Leo war ebenso klug wie kunstsinnig, mäßig und von feinsten Umgangsformen, ein geradezu verschwenderischer Mäzen. Da er nicht Priester war, mußte er erst am 15. März die Weihen empfangen, wurde zwei Tage später gesalbt und am 19. mit ungeheurem Pomp, der alles übertraf, was dieses prunkliebende Jahrhundert gesehen hatte, gekrönt. Florenz jubelte über die Erhöhung seines Bürgers.

Für die Literaten erhoffte man ein neues goldenes Zeitalter, und tatsächlich machte der Papst sofort die berühmten Humanisten Bembo und Sadoleto zu seinen Sekretären. Die Kurie legte immer auf die Eleganz ihrer Sprache mit Recht das größte Gewicht. Es ist kein Zufall, daß die Bullen stets mit volltönenden Worten beginnen.

Den Anfang der Regierung bezeichneten Akte der Humanität. So begnadigte der Papst sofort die Teilnehmer an der Verschwörung.

Machiavelli hoffte noch immer auf eine entsprechende Verwendung, wenn auch keineswegs als Spion der Medici, wie es sein Nachfolger im Amte, Niccolò Michelozzo, geworden war. Ohne eigentlich arm zu sein, lebte er doch nach dem Fortfall seiner Bezüge mit Frau und vier Kindern — ein vierter Sohn wurde als fünftes am 14. September 1514 geboren — sehr bescheiden. Vor allem aber lastete auf dem rastlose Tätigkeit gewohnten Manne der erzwungene Müßiggang. Er fühlte sich tief unglücklich. Weder gelegentliche Verse noch zwei Komödien, auf die wir noch zurückkommen werden, und durch die er hoffte, wieder lachen zu lernen, konnten ihm das seelische Gleichgewicht zurückgeben. Am meisten vermochte dies das Studium klassischer Dichter und Historiker, die seine eigenen politischen Beobachtungen ergänzten. So schrieb er auf seinem einsamen Landgute bei San Casciano gelegentlich nieder, was er als Resultat seines tiefen Nachdenkens und reichen Erlebens an politischem Wissen errungen hatte. Verdankte er auch diesen tiefgründigen Studien seine Unsterblichkeit, so war sein Sehnen doch auf die Tat gerichtet. Aufmerksam horchte er auf jeden Laut, der aus der großen Welt in seine Einsamkeit hinüberdrang, in der immer wieder enttäuschten Hoffnung, in jener noch einmal eine Rolle spielen zu können.

Über seine seelische Verfassung sind wir durch seinen Briefwechsel mit dem florentinischen Gesandten in Rom, Francesco Vettori, genauestens unterrichtet. Da dieser wenig zu tun hatte, leitete doch in Wahrheit der Papst die Geschicke der sogenannten Republik, weil seine Verwandten dafür wenig Neigung zeigten, so hatte der hochgebildete und vornehme Mann neben seinen sinnlichen Zerstreuungen genügend Zeit, Machiavelli alle Vorgänge der Politik mitzuteilen und dessen Urteil darüber einzuholen. Dieser aber war froh, aus erster Hand informiert zu werden, und erhoffte zudem durch Vermittlung des Freundes eine Wiederverwendung bei sich bietender Gelegenheit. So wird dieser Briefwechsel zum ersten Beispiel einer genauen seelischen Analyse, das wir besitzen, denn die beiden Freunde beichten sich gegenseitig mit der größten Offenheit.

Da man damals, wie auch in der Antike, über natürliche Dinge auch natürlicher dachte und sprach als in einer Zeit, deren entscheidendster ethischer Fortschritt auf dem Gebiete der Heuchelei liegt — denn diese ist doch immerhin eine der Tugend gemachte höfliche Verbeugung —, so nimmt auch die Erotik keinen kleinen Raum ein. Aber während Vettori Tatsachen oft recht zynisch erzählt, fingiert Machiavelli manches Erlebnis. Es war damals eben noch nicht die Zeit gekommen, in der Eunuchen und Rückenmärker, von greisenhaften Professoren der Moral ganz zu schweigen, ihren Maßstab zum Sittengesetz erhoben hatten. Wer den Wert eines Mannes nach seiner Impotenz bemißt, wird also der Renaissance im allgemeinen und den beiden Korrespondenten im besonderen voll edler Empörung den Rücken kehren müssen.

Durch diesen Briefwechsel erfahren wir, daß Machiavelli als einzige Zerstreung viel im Laden eines vermögenden Kaufmanns, Donato del Corno, verkehrt, wo er auch die wenig ansehnliche Gesellschaft des kleinen Ortes trifft. Er ist oft in Geldnöten und trägt sich gar mit dem Gedanken, in irgendeinem Erdenwinkel Volksschullehrer zu werden. Wichtiger als das alles ist aber, daß wir seine politische Beurteilung der Zeitverhältnisse erfahren, und daß er bereits am „Principe“ und den „Discorsi“ arbeitet. Das war wohl auch der Grund, warum er wiederholte dringende Einladungen in das im großen Stile geführte Haus des Gesandten nach Rom ablehnte.

Die politische Lage reizte allerdings augenblicklich sehr zu Betrachtungen, da sich ganz Unvorhergesehenes zutrug. Ludwig XII. hatte mit Ferdinand dem Katholischen im April 1513 einen Waffenstillstand geschlossen, sehr zum Ärger des Papstes, da sein spanischer Verbündeter ihn nicht vorher benachrichtigt hatte, und versuchte unter Führung von La Trémouille im Bunde mit Venedig, das die ihm entrissenen Provinzen zurückerobern wollte, sich das Herzogtum Mailand anzueignen. Dieser Abfall Venedigs war die zweite Enttäuschung für Leo X. Ludwig XII., dessen Truppen im Mutterlande von den Engländern, Schweizern und Kaiserlichen geschlagen worden waren, verlor die Pikardie und sah sich im Dezember gezwungen, mit dem Papste Frieden zu schließen und das Conciliabulum zu widerrufen. Die Venezianer aber hatten durch die Spanier und den Kaiser eine Niederlage erlitten.



Raffael: Bildnis Leos X.  
Zu seiner Rechten der Kardinal Giulio von Medici

Leo X. ging bei seiner Thronbesteigung der Ruf der Güte voraus. Seine doppelzüngige Politik aber raubte ihm ihn gar schnell. Denn er verbündete sich gegen Spanien mit England und Frankreich und suchte gleichzeitig gegen Frankreich eine Koalition zusammenzubringen. Venedig, an das er durch den Kardinal Bembo herantrat, lehnte ihn kühl ab. Durch dieses treulose Verhalten hatte er sich ein für allemal das Vertrauen verscherzt.

Vettori schreibt darüber an Machiavelli: „Es ist freilich sehr mühsam, ein weltlicher Herrscher und frommer Mann zugleich sein zu wollen, denn wer das biblische Gesetz aufmerksam betrachtet, der sieht, daß die Päpste, wenn sie auch den Namen des Statthalters Christi tragen, eine neue Religion eingeführt haben, welche von

Christus nichts als den Namen hat; denn er predigt die Armut, und sie jagen nach Reichtum; er befiehlt die Demut, und sie folgen dem Hochmut; er fordert Gehorsam, und sie wollen jedermann befehlen.“ Wenn ein Freund der Medici so urteilt, so beweist es zur Genüge, daß man dem Papsttume keineswegs kritiklos gegenüberstand. Man fühlt das Nahen der Reformation, die ja, zugleich mit der Spaltung der Kirche, auch eine Säuberung des römischen Katholizismus bewirkte.

Vettori, der Machiavelli bezeugt, daß sein politisches Urteil reifer sei als das jedes anderen, hält den von Spanien geschlossenen Waffenstillstand für einen Fehler, dieser aber für eine kluge Handlung Ferdinands. Denn dadurch zwingt er England und den Kaiser, Frankreich energischer anzupacken, während er seinem erschöpften Lande eine Atempause verschafft. Bald zeigte es sich, wie richtig er wieder einmal die Lage beurteilt hatte.

Die beiden Korrespondenten sind überhaupt vielfach geteilter Meinung. So hält Vettori Frankreichs Sieg für einen Schaden für Florenz, Machiavelli aber für günstig. Dieser fürchtet sehr die Macht der Schweiz, die angeblich für Sforza Mailand halte, tatsächlich aber für sich selbst. Wenn das Thema auf die Kraft der bewaffneten Republiken kommt, so ist Machiavelli immer begeistert. Er läßt sich in seinem Vertrauen durch gar keine Autorität beirren, auch nicht durch die des Aristoteles. Sein Ideal ist und bleibt das „Volk in Waffen“. Da er also die Schweiz für Italien fürchtet, so rät er dem Papste, sich mit Frankreich zu verbünden, denn es sei an seinen Grenzen bedroht und könne deshalb für Italien nicht allzu gefährlich werden.

Die rege Korrespondenz der Jahre 1513—1515 mit Vettori hatte nicht den gewünschten Erfolg. Eine Anstellung blieb trotz schöner Worte des Freundes aus.

Uns aber leitet diese Beschäftigung Machiavellis mit der Politik über zu seinen unsterblichen literarischen Werken, die er desto eifriger in Angriff nahm, je tiefer seine Hoffnungen auf Wiederaufnahme des früheren tätigen Lebens sinken mußten.

Zwei Schriften, die zusammen den Grundstein der Staatswissenschaften legen sollten, sind es, die ihn zuerst und gleichzeitig beschäftigten und durch die er der Vater der theoretischen Staats-

kunst und -Wissenschaft wurde: Der „Principe“ war bereits im Dezember 1513 vollendet, an den „Discorsi“ arbeitete er länger. Beide Bücher enthalten Verweisungen aufeinander, ein Beweis dafür, daß er die Manuskripte gleichzeitig bearbeitete oder doch an ihnen feilte.

Während der „Principe“ die Fürstenwürde behandelt, sind die „*Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio*“ der Republik gewidmet. Wenn wir mit letzteren beginnen, so geschieht dies nicht nur, weil gerade der „Principe“ sozusagen der konzentrierte Machiavelli ist, weil er am meisten nachwirkte und wir an ihn anknüpfend weit ausholender Betrachtungen bedürfen, sondern auch weil sie eine Reihe von allgemeinen Regeln und Prinzipien enthalten, die nur im „Principe“ weiter ausgeführt werden.

Bevor wir jedoch auf dieses grundlegende, geniale Werk näher eingehen, ist es unerläßlich, einen Blick sowohl auf die damalige italienische Literatur und ihre Vorläufer im allgemeinen, als auch auf die Staatstheoretiker zu werfen, die früher in das Wirrwarr der politischen Handlungen und Verfassungskämpfe Ordnung zu bringen versuchten.

Die von Petrarca und Boccaccio entfachte Flamme der Begeisterung für die Antike hatte mit Windeseile ganz Italien ergriffen. Florenz, die gesittetste und kulturell höchststehende Stadt Italiens und ganz Europas, war lange Vorort der klassischen Studien geblieben, die sich schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts auch auf das Griechische auszudehnen beginnen. Von der Förderung der humanistischen Bildung durch die Höfe, vor allem auch in Rom und Neapel, sprachen wir bereits. Aber auch einfache Söldnerführer und kleine Fürsten, roh und gewalttätig in allem übrigen, erglöhnten ehrlich für Künste und Wissenschaften. Anders wäre es den Humanisten nicht möglich gewesen, zahlreiche Werke des Altertums vor dem Untergange zu bewahren.

Aber neben intensivster Pflege der klassischen Sprachen wurde die des Italienischen keineswegs vernachlässigt. Leon Battista Alberti verfiel zuerst die Gleichberechtigung beider Sprachen. Neben Novellen — die um 1470 von Masuccio de Guardati am Hofe der Argonesen in Neapel angelegte Sammlung bietet noch dem heutigen Leser Interesse — wurde frühzeitig die Geschichtschreibung gepflegt. Außerhalb Florenz meistens in schlechtem Lateinisch

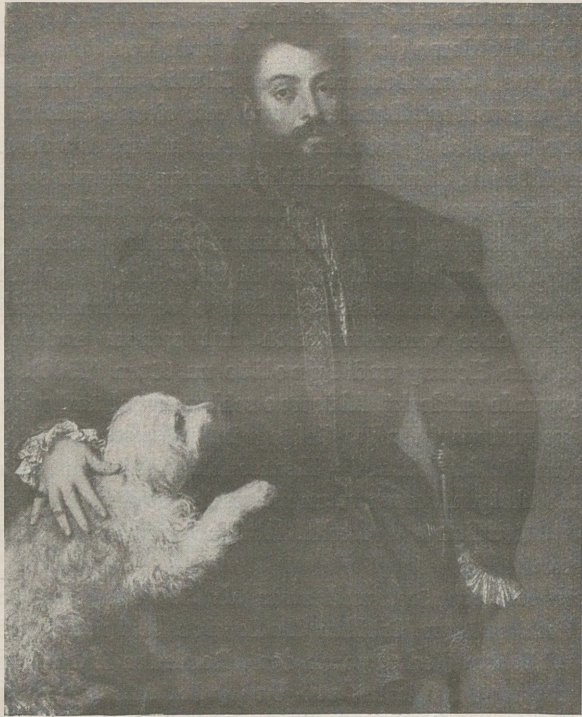
oder einer unschönen Vulgärsprache geschrieben, sind die hier verfaßten Werke hervorragend durch schöne Sprache und klare Darstellung. Allerdings halten sie noch im wesentlichen am Charakter der Chronik fest. Erst Guicciardini und Machiavelli sollten Väter der neueren Geschichtschreibung werden, worauf wir am passenden Orte noch zurückkommen werden.

Daß Florenz auch den Reigen der Lyriker eröffnet, ist nach seiner großen literarischen Tradition gewiß nicht verwunderlich. Und zwar ist Lorenzo il Magnifico ein vielseitiger und keineswegs ungewandter Dichter voll reiner Natürlichkeit. Seine Schützlinge Poliziano und Luigi Pulci übertrafen ihn an Feinheit der Sprache, aber nicht an Ursprünglichkeit des Gefühlslebens.

Doch nicht Florenz, auch nicht Neapel, wo der formgewandte Jacopo Sannazaro dichtete, sollte das Weimar Italiens werden, sondern Ferrara, die Residenz der Este.

Hier hatte schon Bojardo (1434—1494) in seinem „Verliebten Roland“ die Ritterdichtung neu zu beleben versucht. Dieser gelehrte Humanist war zugleich ein begeisterter Verehrer der überall im Volke verbreiteten Artussagen aus der Bretagne und von denen des karolingischen Kreises. So verschmolzen durch Bojardo klassische Bildung und mittelalterliche Phantasieschöpfung zu einem Werke, durch das er die Ideale der Ritterzeit neu zu beleben versuchte. Damit schuf er das romantische Rittergedicht und wurde der Vorläufer Ariostos.

Alfonso I., Gemahl der Lukrezia Borgia, der berühmteste Konstrukteur von Geschützen in Europa — ihm war nicht zum wenigsten der Erfolg der Franzosen bei Ravenna zu danken — hatte 1505 den Thron seiner Väter bestiegen († 1534). Ungeachtet seiner eifrigen Tätigkeit als Staatsmann und Feldherr hatte er, treu den Traditionen seines Hauses, für die Dichter, die ihn und die Seinen überschwänglich feierten, immer eine offene Hand. Bembo, nachmals Kardinal, und der elegante und von allen geliebte Ercole Strozzi wetteiferten um den Lorbeer. Da fand man letzteren am 6. Juni 1508 mit durchschnittener Kehle und aus zahlreichen Wunden blutend tot auf der Straße. Daß der Herzog ihn aus Eifersucht hatte beseitigen lassen, war ein öffentliches Geheimnis. Denn die junge, ihrem Gatten leidenschaftlich zugetane Barbara Torello



Alfonso I. von Ferrara  
Gemälde von Tizian

hatte Alfonsos Werbungen zurückgewiesen. Doch das war nicht die einzige blutige Tragödie am Hofe der Este, der sich an Intrigen und Grausamkeit in nichts von denen unterschied, die wir schon kennenlernten. Überall finden wir neben höchster Geistespflege, Schönheitssinn und Eleganz der Lebenshaltung und Umgangsformen dieselbe sittliche Verwilderung; allerdings, wie wir gerechterweise hinzufügen müssen, nur in den obersten Volksschichten. Noch heute bleibt davon nicht nur in der Politik ein beträchtlicher Rest, sondern auch die unnahbare Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens, auf die der alte Hochadel zumeist einen weit höheren Wert legt als auf Tüchtigkeit und sittliche Lebensführung, ist vielfach mit Einbuße am Menschentum bezahlt.

Um nun kurz die angedeutete Tragödie zu erzählen: Angiola Borgia, eine Hofdame der Herzogin, wurde von den beiden Brüdern Alfonsos, dem Bastard Don Giulio und dem Kardinal Ippolito, umworben. Letzterer war mit sieben Jahren Bischof, mit vierzehn Kardinal geworden, ein lasterhafter, ausschweifender, jähzorniger Mensch, dessen kirchliche Karriere, wie wir sehen, gänzlich unabhängig von seiner persönlichen Lebensführung war. Als nun Angiola ihm ihre Liebe zu seinem Bruder gestand, paßte er diesem mit vier Meuchelmördern auf und ließ ihm die von der Dame bewunderten Augen ausstechen. Alfonso verzieh seinem Bruder. Don Giulio aber schwor sich mit seinem andern Bruder Ferrante, den Herzog und Ippolito zu töten (1506). Die Verschwörung wurde entdeckt, Alfonso schlug eigenhändig Ferrante ein Auge aus und warf ihn ins Gefängnis, wo er starb. Don Giulio mußte dreiundfünfzig Jahre im Kerker büßen, bis ihn Alfonso II. befreite. Die übrigen Verschworenen wurden gevierteilt, ihre Leiber und Köpfe öffentlich ausgestellt. Ähnlich erging es dem Priester als Mitwisser.

In dieser Atmosphäre, und zwar als Sekretär des Kardinals, schuf Italiens größter Dichter Lodovico Ariosto (geb. 1474) seine unsterblichen Werke, voran den „Rasenden Roland“, stofflich eine Fortsetzung des Werkes von Bojardo, ästhetisch der Gipfelpunkt der Ritterpoesie. Durch Zauber der Sprache, Reichtum der Phantasie, dabei Realistik in der Darstellung der Menschen und der Natur wurde Ariosto, ein edler, liebenswürdiger Träumer, dessen Lobhudeleien auf die Este leider von der Not erpreßt waren, niemals übertroffen.

Doch wichtiger als die schöne Literatur sind für uns die politischen Autoren Italiens und die antiken Vorläufer Machiavellis auf dem Gebiete der Staatswissenschaft. Denn dienten diese einerseits seinem gewaltigen Werke als Basis, so läßt gerade der Vergleich mit ihnen erkennen, wie neu und ungeheuer das mit den „Discorsi“ und dem „Principe“ Geschaffene ist. Wir lernen den großen Florentiner als das bewundern, was er in Wahrheit war: nach Aristoteles und dem Araber Ibn Chaldun (1332—1406) der größte Staatstheoretiker und genialste Erforscher der in Politik und Geschichte waltenden Gesetze, der jemals lebte.

## ZEHNTES KAPITEL

### DIE STAATSWISSENSCHAFT VOR MACHIAVELLI UND SEINE „DISCORSI“

Sehen wir von Platons „Staat“ ab, einer Utopie, die schon Polybius richtig beurteilt, wenn er sie, deren teilweise Verwirklichung wir in der Priesterherrschaft der römisch-katholischen Kirche, die einigermaßen der von Platon geforderten Herrschaft der Philosophen entspricht, erblicken können, mit einer Statue im Gegensatz zum lebenden Menschen vergleicht, so ist Aristoteles der Begründer der Wissenschaft vom Staate.

Dieser große Geist und an scharfe Beobachtung gewohnte Naturforscher kann für sich das ungeheure Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst den Staat und das soziale Leben als eine Naturerscheinung aufgefaßt zu haben. Die geniale Formulierung: „der Staat gehört zu den Gebilden der Natur“, erkennt sein Wesen und lehnt alle phantastischen Romanschreiber auf diesem Gebiete, die ihre Staaten in der Luft, statt auf der festen Basis des Gewordenen errichten wollen, glatt ab. Andere Beobachtungen wetteifern mit dieser Erkenntnis an bewunderungswürdiger Erfassung des Tatsächlichen. So, daß das Wesen des Staates auf dem fundamentalen Unterschiede zwischen Herrschenden und Beherrschten, gefolgert aus der Natur des Menschen, den „Sklaven von Natur“ beruht. Denn ohne dieses Unterordnungsverhältnis ist jegliches menschliche Zusammenleben ganz unmöglich. Daran ändert gar nichts das Gezeter von gelehrten oder „idealistischen“ Narren. Gleichheit kann daher auch nur im aristotelischen Sinne bestehen, daß „Gleichen Gleiches zugeteilt wird“. Da aber der Staat und das von ihm geschaffene und in ihm waltende Recht eine Ordnung der Ungleichheit ist, so besteht die Gleichheit und Gerechtigkeit in der ungleichen Verteilung von Besitz, Macht und Ehren.

Wenn sich die Gleichheitsapostel darüber klar wären, daß man mit „Gleichheit“ also zwei sich ausschließende Dinge bezeichnet, nicht, wie sie meinen, gleiche Entlohnung für ungleiche Leistung, sondern gleiche Entlohnung für gleiche Leistung, d. h. ungleiche Entlohnung, dann würden sie nicht so viel Verwirrung in die Menge tragen. Diese aber würde, hätte sie selbst darüber nachgedacht, ihnen nicht glauben. Doch würde selbstredend auch die beste Einsicht niemals den angeborenen Neid zurückdämmen können.

Aristoteles geht auf die sozialen Bestandteile des Staates und dessen Zweck ein, den er definiert als „entstanden um des bloßen Lebens willen, bestehend aber um des vollendeten Lebens willen“. Damit sind seine Kulturaufgaben bereits angedeutet. Es liegt auf der Hand, daß nicht jeder Herrscher oder jede Regierungsform diesen in gleicher Weise gerecht zu werden vermag. Denn es besteht ein Unterschied, ob man über Sklaven oder freie Bürger die Gewalt auszuüben hat.

Der aus heterogenen Elementen bestehende, als Naturprodukt zu betrachtende Staat ist entstanden durch Eroberung, die „von Natur gerecht“ ist, weil sie gerichtet ist gegen „diejenigen Menschen, die, obwohl durch die Natur zum Dienen bestimmt, dennoch die Knechtschaft sich nicht gutwillig gefallen lassen wollen“. „Die Gerechtigkeit aber stammt vom Staate her, denn das Recht ist die Ordnung der staatlichen Gemeinschaft.“ Die aus dem Recht geborene ungleiche Verteilung von Macht, Besitz und Ehren wird durch die Verfassung bewirkt und aufrechterhalten. Der Staat bedient sich der Gesetze als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Die Verfassung ist ein Resultat der Parteikämpfe. Staatsumwälzungen entstehen sowohl durch Ungleichheit des Besitzes als durch Ungleichheit der Ehrenrechte, wenn diese nicht der Ungleichheit der Personen angepaßt ist. Aristoteles läßt also auch die sozialen Gründe der Revolutionen gelten, wodurch er sich den meisten modernen Historikern überlegen zeigt, die sie ignorieren. Und doch waren sie sowohl bei der großen französischen als bei der großen deutschen, an deren Anfang wir stehen, ausschlaggebend. Ferner führt die Verschiedenheit der Nationalität im gleichen Staatswesen zu Verfassungskämpfen. Wichtiger als der Ausgleich der Besitztümer ist, nach seiner Ansicht, der der Begierden, eine sehr tiefe Erkenntnis.

Aristoteles kennt bereits die Lehre von den drei Staatsgewalten, der beschließenden, vollziehenden und richterlichen, die man gern als Erfindung der Neuzeit ausgeben möchte. Entscheidend ist das Verhältnis der Bürger zu diesen Gewalten und dieser unter sich, das am sichtbarsten in der Zahl der unmittelbar Herrschenden in die Erscheinung tritt: einer, mehrere oder viele. Denn Souverän ist der, in dessen Namen der Staat regiert wird. Daraus ergibt sich die Dreiteilung: Monarchie, Aristokratie und Politie. Jede dieser drei Formen kann gut oder schlecht sein, je nachdem das allgemeine Wohl oder nur das der Herrschenden angestrebt wird. So erhalten wir:

Königtum mit der Abart der Tyrannis,  
Aristokratie mit der Abart Oligarchie,  
Politie mit der Abart Demokratie.

Daneben weist jede dieser sechs Verfassungsformen noch mancherlei Schattierungen auf.

Nach einer Kritik aller prüft Aristoteles eingehend die Frage nach der besten Verfassung; ist es besser vom besten Manne oder vom besten Gesetze beherrscht zu werden? Letzteres, denn „das Gesetz ist Vernunft ohne Leidenschaft“. Man könnte glauben, der große Stagyrite habe im 19. Jahrhundert gelebt, in dem man mehr von Institutionen als von Männern hielt. Aber das Gesetz muß doch durch Menschen angewandt werden, da es nur das Allgemeine festsetzt. Bismarck urteilt richtiger, ein Staat fahre mit mangelhaften Gesetzen und guten Beamten besser als umgekehrt.

Die ideale Verfassung sei nicht die, wo die absolute Gleichheit der Menschen Recht ist, noch allein der Geldsack den Anteil des einzelnen am Staate bestimmt, sondern die „staatliche Tüchtigkeit“. Strittig ist aber, worin diese besteht. Aristoteles neigt sich einer Art von Junkerstaat zu, doch brauchen wir nicht weiter auf seine Ideen einzugehen, müssen aber erwähnen, daß Machiavelli gänzlich unabhängig von seinem großen Vorgänger sein Werk schuf.

Von klassischen Staatswissenschaftlern verdient noch Polybius (210—127 v. Chr.) erwähnt zu werden. Denn er ist wohl der erste, der sich mit Geschichtsberechnung befaßt. Wenn es aber wahr ist, was Wilhelm Ostwald sagt, daß das wichtigste Kennzeichen jeder Wissenschaft darin besteht, die Zukunft ermitteln zu können,

weitblickend die Folgen bestimmter Erscheinungen und Maßnahmen vorherzusehen, dann haben wir in Polybius den Vater der echten Staatswissenschaft zu verehren. Denn er zuerst erfaßte den Kreislauf der Verfassungen als naturgegebene Notwendigkeit, nach der sich die Staatsformen wandeln: „Wer hiervon eine sichere Einsicht gewonnen, der wird sich vielleicht in den Zeiten irren, wenn er über die Zukunft eines Staates spricht; allein über den jedesmaligen Stand seines Wachstums oder seines Niederganges oder über die Entwicklungsphase, die ihm bevorsteht, wird er sich nicht leicht täuschen, wenn er ohne Leidenschaft und Mißgunst sein Urteil fällt.“

Auch Polybius, auf dem Machiavelli fußt, nimmt sechs Verfassungsformen an. Als Beispiel für die Art seiner Untersuchung sei angeführt, was er vom Königtum sagt: „Es ist diejenige Staatsform, die auf dem freiwilligen Einverständnis der Regierten beruht und die sich mehr auf die Vernunft als auf Furcht und Gewalt stützt.“

Die älteste Staatsform sei die Alleinherrschaft, aus der sich als Verbesserung das Königtum entwickelt. Wenn sich dieses in die Zwingherrschaft verwandelt, dann entsteht aus der Auflösung dieser schlechten Form die Aristokratie. Diese hat Neigung, sich in die Oligarchie zu verfälschen, was den Zorn der Menge entfacht, die nunmehr die Volksherrschaft an sich reißt. Aus der Überhebung und Gesetzlosigkeit des Volkes aber geht die Ochlokratie, die Herrschaft der Schlechtesten, hervor. Diese Staatsform aber führt mit Notwendigkeit zurück zur Einzelherrschaft, womit der Kreislauf geschlossen ist. Polybius also ist der Entdecker des Gesetzes, daß die Anarchie stets Mutter der Diktatur bzw. des Despotismus wird.

Hieraus erkennt man, wie uralte die Bemühungen zur Berechnung der Geschichte sind und wie groß die — sagen wir — Naivität einer Tagesberühmtheit ist, von sich zu behaupten, er sei der erste, der Geschichte zu berechnen versuche.

Die mittelalterlichen Staatswissenschaftler teilen sich in zwei große Schulen: die Welfen, d. h. die Anhänger der Kirche, und die Gibellinen, d. h. die Anhänger des Kaisertums. Der größte Lehrer der ersteren ist der Heilige Thomas von Aquino (1227—1274), wohl der bedeutendste Systematiker nach Aristoteles.

An diesen knüpft er an mit der übrigens durchaus richtigen Lehre von der Ungleichheit der Menschen, woraus er die Berechtigung der Sklaverei und der Herrschaft der Kirche über den Staat ableitet. Die verweltlichte Kirche hatte mit dem Christentume nur mehr den Namen gemeinsam und mußte selbstredend trachten, den tatsächlichen Zustand ihrer weltlichen Herrschaft durch die Theorie zu legitimieren. Das tat Thomas mit großer Klugheit und durch so geschickte scholastisch-sophistische Definitionen von Recht, Gesetz, Eigentum usw., daß es ihm gelang, ganz heterogene Dinge zu verbinden. Ein offener Rückschritt gegenüber Aristoteles und seiner Auffassung des Staates als Naturprodukt ist die thomistische Definition „als das Hauptsächlichste von dem, was durch die menschliche Vernunft bewirkt werden kann.“. Sehr fein ist dagegen die Erkenntnis, daß der Staat „seiner Natur nach nicht eine bloße Vielheit der Personen sei, sondern aus der Zusammengehörigkeit verschiedener Stände entstehe, d. h. aus Personen, die mit Rücksicht auf ihre Beschäftigung und ihre Lage einander nicht ähnlich sind“. Er wird erhalten durch das Gleichgewicht der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, wonach jeder die Berücksichtigung zuteil wird, die sie verdient. Das ist eine glatte Ablehnung des Majoritätsprinzips des modernen Staates zugunsten des Autoritätsprinzips, wie es etwa in der Armee herrscht. Der Staat besteht darin, „daß einige an der Spitze stehen und die anderen diesen unterworfen sind“. „Die Einheit (im Staate entsteht) erst auf Grund der erziehenden Kraft vernunftgemäßer, gerechter Gesetze.“

Er schließt, daß alles der Kirche und ihren Dienern untertan sein müsse, denn Wert erhält alles Irdische erst durch die Erziehung für das Jenseits, die der Kirche anvertraut ist. Die geistliche Macht verhält sich zur weltlichen wie die Seele zum Körper. Alles ist metaphysisch und moralisch orientiert, basiert auf Gott. Die Schlüsse sind deduktiv, um die tatsächlichen Verhältnisse kümmert man sich so gut wie gar nicht. Denn nicht was ist, wird untersucht, sondern was sein soll.

Nicht unwichtig ist die Stellung des großen Denkers dem „Tyrrannenmorde“ gegenüber. Wenn sich jemand der Gewalt bemächtigte gegen den Willen der Staatsbürger, wird derjenige, „der zur Befreiung des Vaterlandes den Tyrannen tötet, gelobt und erhält einen Lohn“.

Der Papst ist die höchste irdische Instanz: „Damit also das Geistliche vom Irdischen unterschieden sei, ist das Amt dieses Königtums nicht den irdischen Königen sondern den Priestern übertragen worden und hauptsächlich dem Oberpriester, dem Nachfolger des Petrus, dem Stellvertreter Christi, dem römischen Bischof, dem alle Könige des christlichen Volkes untertan sein müssen wie dem Herrn Jesus Christus selbst. Denn so müssen dem, welchem die Fürsorge für das letzte Ziel zukommt, diejenigen untertan sein, welchen die Fürsorge für die voraufgehenden Ziele zukommt, und müssen von seiner Herrschaft geleitet werden.“

Dieser Anmaßung der Kirche und Verachtung des weltlichen Staates gegenüber vertreten die Gibellinen die Rechte des letzteren. Voran bekämpft Dante Alighieri (1265—1321) in seinem Buche „De monarchia“ die Meinung, daß auch die kaiserliche Gewalt von Gott stamme, darum sollen alle Länder eine einzige Monarchie unter dem Kaiser bilden. Denn diese allein verbürge den Frieden, ohne den die höchste geistige Vollkommenheit, der Zweck Gottes, nicht zu verwirklichen ist. Auch seine Schlußfolgerung ist also rein scholastisch.

Viel bedeutender als Dante ist als Staatswissenschaftler Marsilio von Padua in seinem 1324 geschriebenen kühnen Werke „Defensor pacis“. Er will die Kirche geradezu dem Reiche bzw. dem Kaiser unterwerfen; er erteilt die gesetzgebende Gewalt dem Volke; nur als Organ der Volkssouveränität übt auch der Kaiser seine Macht aus, ebenso wie die Gemeinschaft der Gläubigen und das Konzil als deren Vertretung über dem Papst stehen.

Dieser geistliche Denker von unerhörter Kühnheit, der sogar der Kirche das Recht bestreitet, gegen Ketzer einzuschreiten, und auch dem Kaiser nur insofern, als sie gemeinschädlich sind, verwandelt eigentlich, wie Villari treffend bemerkt, das Kaisertum in eine repräsentative Republik, deren vom Volke erwählter Präsident auch absetzbar ist. Aber auch er bleibt insofern Scholastiker, als er nicht von den gegebenen historischen und sozialen Verhältnissen sondern von metaphysischen Prämissen ausgeht. So ist auch sein Buch sozusagen zeit- und raumlos.

Die Aufgabe, die Staatswissenschaften irdisch zu basieren, für die politische Praxis zu formulieren, aus der sie ja stammen, stellten

sich die Humanisten, wenn sie auch nur sehr unvollkommen die Lösung fanden. Vor allem galt es den Nimbus der geistlichen Suprematie zu zerstören. Das erreichten schon die Novellen des Boccaccio (1313—1375), die mit ihrem köstlichen Spott und Humor die Geistlichkeit lächerlich machten und, weil italienisch geschrieben, in weite Volkskreise drangen. Die Nachfolger, soweit sie nicht gleichfalls mit Spott und Satire operieren, wenden sich von der metaphysischen Betrachtungsweise und den Folgerungen aus Gottes Willen ab und erklären dafür die Politik aus der Beschaffenheit der Menschen. Dazu rufen sie die Anschauungen der antiken Autoren wieder wach. Aber was auch Platina, Panormita und andere Humanisten über dieses Thema schrieben, es war alles mehr Stilübung als reale Wissenschaft.

Darum kann Machiavelli mit Fug und Recht in der Einleitung seiner den jungen Freunden Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai gewidmeten „Discorsi“ sagen, er habe von seiner Natur, „immer das Gemeinnützigste ohne alle Rücksicht zu tun“, getrieben, „einen Weg eingeschlagen, der noch von niemand betreten, mir zwar Mühe und Arbeit verursachen wird, aber auch Belohnung eintragen kann, wenn man meine Bestrebungen mit Nachsicht betrachten sollte.“ Denn aus der Kenntnis der antiken und zeitgenössischen Geschichte, also aus dem wirklichen Leben heraus, will er Lehren abstrahieren, die man in der Zukunft auch praktisch anwenden kann. So wird er der wahre Vater der modernen Staatswissenschaft und Geschichtsberechnung.

Gesetzmäßigkeiten will er finden, zum Unterschiede von seinem berühmten Zeitgenossen Guicciardini, der behauptet, daß es in den menschlichen Angelegenheiten keine allgemeinen Regeln gäbe. Darum stoßen wir bei Machiavelli fortgesetzt auf die Formel: „es ist als allgemeine Regel anzunehmen“. Ohne die Annahme dieser Regel- oder Gesetzmäßigkeit ist selbstredend jede Staatswissenschaft, jede Lernbarkeit der Politik, jede Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen, ausgeschlossen.

Noch heute stehen sich diese Ansichten gegenüber, da noch nicht alle Historiker und Staatsmänner wissen, daß mein Freund Friedrich Frhr. von Stromer-Reichenbach und der Schreiber dieses die Lösung gefunden haben: jedes historische Ereignis ist einmal, noch

nie dagewesen, als Ganzes nie wiederkehrend, also singular. Kein historisches Ereignis stellt aber eine unteilbare Einheit dar, ist individuell. Vielmehr läßt jedes sich auffassen als eine Resultante aus verschiedenen bestimmbaren und wiederkehrenden, für die Zukunftsberechnung sehr wohl verwendbaren Faktoren. So wurde Cäsar allerdings nur einmal von Brutus ermordet, aber der leitende Staatsmann schon oft, auch schon von nahen Angehörigen. Wer diesen Gedanken nicht erfassen kann, wird stets bei der Zukunftsermittlung auf Schwierigkeiten stoßen. Man muß es lernen, von der persönlichen, lokalen und zeitlichen Färbung bei jedem historischen Ereignis abzusehen und das Wesentliche, Typische, allen verwandten Ereignissen Gemeinsame gleichsam vor die Klammer zu setzen. Denn damit allein kann man operieren. Das aber versucht Machiavelli, und es gelingt ihm auch in einem Ausmaße wie keinem seiner Vorgänger oder Nachfolger bis auf die jüngste Gegenwart.

Denn der geniale Mann, theoretische und praktische Kenntnisse in wunderbarer Weise in sich vereinend, kommentiert die ersten zehn Bücher des Livius derart lebendig aus der genauesten Kenntnis der Politik seiner Zeit heraus, daß er die wertvollsten Regeln von geradezu unbegrenzter Anwendungsmöglichkeit für die Blüte und den Verfall der Nationen und Staaten und für andere Fragen findet.

Im Unterschiede von Aristoteles, der zwar seiner „Politik“ die geschichtliche Erfahrung zugrunde legt, aber letzten Endes doch nur das Ziel verfolgt, die beste Regierungsform zu finden, steht diese für Machiavelli fest: es ist die Republik, und zwar die alte römische. Nicht was sein soll, interessiert ihn, sondern was ist und was man auf Grund der bestehenden Verhältnisse organisch daraus mit Klugheit, Erfahrung und Tüchtigkeit machen kann. Im Gegensatz zum Individualismus und skrupellosen Egoismus seiner Zeit ordnet er die Persönlichkeit bedingungslos dem Staate und dessen Zwecken unter. Diese sind rein politischer und militärischer Natur und unterscheiden sich auch hierin wesentlich von denen des Aristoteles mit seinen großen kulturellen Zielen. Hatte sich dieser von der Spekulation zur Methode der Beobachtung und Erfahrung, zur Sachlichkeit, durchgerungen, eine ungeheure Geistestat, so geht

H onorato Cognato qh. bechafchi et noi. Samunno et  
godar hinfan p noi muni. poi et noi novanish is myh  
mudo et noi myh godur Samun: M pomyh goduro  
Mgha qh munt foyndr is mironudo: xpo in  
quidi d'ontro: di 31 Agosto 1523.

Benigno Geistl  
N. 11

Machiavelli auf diesem richtigen Wege noch einen großen Schritt weiter, indem er stets aus den Erscheinungen auf die Ursachen schließt, diese sozusagen rein herausdestilliert und nunmehr jeweils praktisch verwendet. Für eine irgendwie beschaffene Spekulation bietet sein System keinerlei Raum mehr.

Wie Adam Smith mehr als zwei Jahrhunderte später die Nationalökonomie auf den Eigennutz der Menschen basiert, so Machiavelli die Politik auf ihren Egoismus, gleichzeitig Luther die Religion auf ihre Schlechtigkeit, bzw. Sündhaftigkeit. Der Florentiner kannte aus langjähriger Erfahrung die Menschen zu gut, als daß er sie anders hätte beurteilen können, und war zu wahrheitsliebend und ehrlich, um mit Tugendphrasen um sich zu werfen und auf den Gimpelfang auszugehen, wie dies heute von „Idealisten“ und Demagogen gehandhabt wird. Wer die Masse kennt, muß sie entweder verachten oder bemitleiden; eine andere Wahl existiert nicht. Machiavelli aber schaltet jegliche Ethik, jegliches Gefühl aus und kümmert sich nur darum, wie man sie am besten beherrscht. Er ist darin dem Schachspieler vergleichbar, der auch keine ethischen Hemmungen kennt.

Die „Discorsi“ sind in drei Bücher eingeteilt, deren erstes die Entstehung der Staaten und ihrer Verfassungen, das zweite die Vergrößerung und die Eroberungen, das dritte die Ursachen des Aufschwunges und des Niederganges, Verschwörungen usw. erörtert. Doch ist der Stoff nicht immer scharf gesondert. Deshalb halten wir uns besser an die Themen als genau an die Einteilung.

Zuerst wird die Städtegründung und die Entstehung der Verfassung behandelt. Deren Kreislauf entnimmt er Polybius, jedoch mit der Einschränkung, daß in der Regel der Kreislauf unterbrochen wird durch Eroberung. Sonst folgt er dem Livius. Denn nicht, ob sich die römische Geschichte so oder anders zugetragen hat, ist für ihn und uns wertvoll, sondern die Theorien, die er formuliert.

„Die Menschen tun niemals etwas Gutes, es sei denn aus Zwang; darum sind Gesetze erforderlich. Zur Gründung und Ordnung eines Staates ist stets ein einzelner nötig, ohne den niemals etwas Einheitliches und Dauerndes geschaffen werden kann. Dieser dem allgemeinen Besten und nicht selbstsüchtigen Interessen dienende Eine aber darf auch zu außerordentlichen Maßnahmen greifen.“ Wir

ahnen hier schon den „Principe“, dessen Moral sich ebenso in den „Discorsi“ findet. Darum lobt Machiavelli den Romulus trotz oder wegen seines Brudermordes, denn „wenn ihn auch die Tat anklagt, der Erfolg entschuldigt ihn“. „Den, der gewalttätig ist, um zu zerstören, nicht aber den, welcher es ist, um aufzubauen, soll Tadel treffen.“ Wir haben hier ganz deutlich die Moral: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Darauf werden wir noch im Zusammenhang zurückkommen. Übrigens betont Machiavelli, daß ebenso lobenswert, wie die Gründer einer Republik oder eines Reiches sind, gleich welcher Mittel sie sich bedienen, ebenso die einer Despotie verabscheut werden müßten.

Wiewohl er durchaus irreligiös ist, „Heide“, wie man gern sagt, den Unglauben mit dem Glauben an einen anderen als den Christengott fälschlich identifizierend, so sehr anerkennt Machiavelli den praktischen Wert der Religion. Auf sie führt er hauptsächlich die Größe der Römer zurück, weil sie Achtung vor dem Gesetz und Reinheit der Sitten lehrt. Darum wird der Staatsmann, je weiser er ist, desto mehr die Religion und ihre Zeremonien stets hochhalten, auch wenn er selbst ungläubig sein sollte.

Gerade deshalb ist sein Urteil über das Papsttum vernichtend. Denn „es gibt kein sichereres Zeichen des Verfalles eines Landes, als den göttlichen Kultus mißachtet zu sehen“. Die Rom am nächsten wohnenden Völker sind auch am irreligiösesten, da das Papsttum die Religion ihres Stifters in ihr Gegenteil verkehrt hat. Italien verlor „durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes alle Gottesfurcht und alle Religion . . . Wir Italiener haben darum der Kirche und den Priestern dafür zu danken, daß wir religionslos und böse sind; noch mehr tragen sie aber Schuld an unserem Verfall, weil die Kirche unser Land geteilt hat und so erhält.“ Glücklicherweise kann nur ein Land sein, das wie Spanien oder Frankreich unter einheitlichem Regimente steht; allein die Kirche trägt die Schuld, daß Italien nicht in gleicher Lage ist, „weil sie hier ihren Sitz aufschlug und eine weltliche Herrschaft hatte, aber nicht so mächtig war noch genug Tüchtigkeit und Verdienst besaß, um den Rest Italiens zu erobern und sich zu dessen Fürsten machen zu können. Auf der anderen Seite war sie nicht zu schwach, aus Furcht, die weltliche Herrschaft zu verlieren, eine auswärtige Macht herbeizurufen, um sie gegen die n

Staat, der in Italien zu mächtig geworden war, zu verteidigen . . . Da also die Kirche nicht imstande war, Italien zu erobern, und nicht seine Eroberung durch einen anderen erlaubte, war sie die Ursache, daß es nicht unter ein Haupt kommen konnte, sondern unter vielen Fürsten und Herren blieb.“ „Darum trägt allein die Kirche die Schuld an der Ohnmacht des Landes, das jedem Angreifer zur Beute fällt.“

Diese Erkenntnis von der Notwendigkeit, Italien unter einen Hut zu bringen, und die Verhinderung dieses patriotischen Beginnens durch die Kirche beweist Machiavellis außerordentlichen Scharfsinn. Wir ahnen jetzt auch schon, daß die im „Principe“ gegebenen Anweisungen dazu dienen sollen, den Einheitsstaat um jeden Preis herbeizuführen.

Machiavelli aber wirft der Kirche bzw. dem Christentum noch etwas anderes, und zwar ebenso Richtiges wie Schwerwiegendes vor: im Gegensatz zur Religion der Römer die falsche Erziehung zur Demut, Unmännlichkeit und Untätigkeit. Denn die Alten sprachen nur große Feldherren und Staatsoberhäupter heilig, die christliche Religion aber die demütigen und beschaulichen Menschen. Die Stärke des Christen bestehe nicht in kraftvoller Tat, sondern in entsagender Duldung; dadurch wurden wir schwach und Beute von Bösewichtern, die sich darauf verlassen können, daß die besten Christen mehr darauf bedacht sind, Unterdrückung zu dulden, als sie zu rächen. Allerdings meint er, käme das mehr von der Auslegung als von Christus. An anderer Stelle aber (III., Kap. 41) spricht er sein Ideal mit der ihm eigenen Offenheit aus: „Wo es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, darf kein Bedenken, ob gerecht oder ungerecht, mild oder grausam, lobenswert oder schändlich, in Betracht kommen, sondern mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht muß man das Mittel ergreifen, das ihm das Leben rettet und die Freiheit erhält.“ Ein solcher Patriotismus durchglühte diesen vielgeschmähten Mann, der allerdings nicht gut und böse, wohl aber tüchtig und untüchtig, kraftvoll und schwach, tapfer und feige unterscheidet und wie kein anderer die Bürger tugenden preist. Und zwar legt er nicht auf das Motiv sondern auf die praktische Auswirkung Wert.

Machiavelli ist Anhänger des Schicksalsgedankens. Wir Menschen können wohl diesem gemäß wirken, aber nicht uns ihm

erfolgreich widersetzen, ein Gedanke, den ich in meinem „Kausalgesetz der Weltgeschichte“ voll akzeptiere und ausführe. Während wir die sogenannte Willensfreiheit eingehend prüfen, und zwar empirisch zugeben, metaphysisch aber leugnen, läßt sich Machiavelli auf solche theoretische Ausführungen nicht ein.

Die außerordentliche Verkommenheit Italiens zu seiner Zeit und das praktische Ziel, aus diesem schlechten Menschenmaterial den Zukunfts- und Einheitsstaat aufzubauen, zwingt ihn zur Prüfung der dem Staatsmann zur Verfügung stehenden Mittel, ein verderbtes Volk zu regieren, bzw. die Regierungsform zu ändern.

Ein an eine monarchische Regierungsform gewöhntes Volk, das plötzlich frei wird, kann nur sehr schwer diese Freiheit bewahren, wie ein wildes Tier, das, aus dem Käfig entkommen, vom nächsten Jäger erlegt wird. Darum muß man „die Söhne des Brutus töten“. Der Fürst kann sich nur halten, wenn er das Volk zum Freunde hat. Man gewinnt feindliche Untertanen, indem man zunächst ihren Wunsch nach Rache an den Bedrückern befriedigt, dann den nach Freiheit stillt. Das letztere ist nur bedingt möglich, doch genügt der erdrückenden Mehrheit Sicherheit von Leben und Eigentum, während man die wenigen Ehrgeizigen entweder durch Auszeichnungen gewinnt oder beseitigt. Auf alle Fälle muß der Tyrann den Brutus töten, der Gründer einer Republik aber dessen Söhne. Trotzdem muß ein Volk von einem Manne gewaltsam frei erhalten werden, wenn es lange Knechtschaft gewohnt war.

Die Freiheit setzt immer Gleichheit, die Fürstenherrschaft immer Ungleichheit der Bürger voraus, darum müssen Feudalismus, Latifundien und Burgen in Republiken beseitigt werden. In verderbten Staaten ist die Aufrechterhaltung der Republik nur möglich auf dem Umwege über einen Gewalthaber, der sie im Zaume hält und die Bürger bessert.

Die Nutzenanwendung auf unsere Zeit lautet, daß die Parteikämpfe nur durch einen Diktator ihr Ende finden können, wie Machiavelli für Italien nur von einem hervorragenden Manne die Besserung erhofft. Der Diktator gereicht einem Volke zum Nutzen, allerdings einer Republik nur, wenn er nicht durch eigene Kraft sondern durch Wahl seine Würde erlangte und seine Amtsdauer befristet ist.

Von geradezu aktuellem Interesse ist auch die Beobachtung, daß gute Staatswesen niemals Verdienste eines Bürgers, mögen sie auch noch so groß sein, durch spätere Übeltaten kompensieren lassen. Die einen erfordern Belohnungen, die anderen Strafen. Ebenso darf ein Versehen, das Unglück eines Feldherrn, auch wenn es großen Schaden brachte, nie bestraft werden, da dies sonst die Initiative lähmt. Männer aber, die für den eigenen Ruhm kämpfen, sind gute Soldaten.

Die Menschen verstehen es weder vollkommen gut noch vollkommen böse zu sein, deshalb wählen sie immer Mittelwege und halbe Maßnahmen, die besonders verwerflich sind.

Nicht immer genügen Mut und Gewalt, oft sind auch List und Betrug zur Erreichung des Zweckes erforderlich. Betrug sei zwar immer verabscheuungswürdig, aber doch auch oft nötig und unter Umständen, wenn er Erfolg hat, auch rühmlich. „Unter rühmlichem Betrüge verstehe ich nicht den, der dich dein gegebenes Wort und die geschlossenen Verträge brechen läßt, sondern . . . ich spreche von dem Betrüge, dessen man sich gegen den Feind bedient, der dir nicht traut.“

„Eine Republik oder ein Fürst muß sich den Schein geben, als tue er aus Großmut, wozu ihn die Notwendigkeit zwingt.“

Es gibt kein besseres Mittel, eine erregte Menge zu besänftigen, als äußere Würde des Auftretens. Machiavelli führt als Beispiel den Kardinal Soderini an, der durch den Prunk seiner Gewänder und seine Haltung Bewaffnete die Waffen sinken ließ. Er hätte auch an Bonifazius VIII. erinnern können, der, ein sechsundachtzigjähriger Greis, in Anagni 1303 überfallen, von Dienern und Kardinälen verlassen, im brennenden Palaste in seinen Gewändern, mit der Tiara auf dem Haupte, auf dem Throne sitzend den Tod erwartete. Der majestätische Anblick und sein würdiges Schweigen lähmten die Angreifer.

Mit der kühlen Sachlichkeit eines Naturforschers untersucht Machiavelli die Verschwörungen (III., Kap. 6), ihre Aussichten und die Ausführung der Attentate, doch führt uns dies hier zu weit.

Er hält das Volk für „beständiger, klüger und von richtigerem Urteile als ein Fürst“, und darum ist ein einzelner wohl zur Gründung eines Staates und zur Vereinigung eines Volkes, als Gesetz-

geber und Organisator unentbehrlich, aber sein Regiment darf nicht lange dauern oder gar erblich sein und muß anderenfalls zum mindesten mit einem Parlament geteilt werden. Denn das Gemeinwohl, das die Staaten groß macht, wird nur in Republiken von Dauer sein.

Machiavelli ist Freund eines milden Regimentes, das die Untertanen als Genossen behandelt, und hält Maßhalten im Siege für richtig, wie er dies ja Pisa gegenüber bewies.

Wir haben seine Ausführungen über das Heerwesen nicht berührt, weil er diesen ein eigenes Werk widmete.

## ELFTES KAPITEL

### DER „PRINCIPE“

Jedem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß die Renaissance von der Legitimität wenig oder gar nichts hielt. Die Fürsten und Tyrannen sind Männer aus eigener Kraft, die nicht um Haaresbreite den legitimen Oberen, Papst und Kaiser, mehr Gehorsam und Verehrung bezeugten, als unbedingt geboten war. Auf den Thronen aber folgen, wofern überhaupt ein Erbe angetreten werden kann und nicht Usurpatoren sich der Gewalt bemächtigen, häufig illegitime Söhne. Die Renaissance schwor eben auf die persönliche Tüchtigkeit, die „virtù“, und betete den Erfolg an.

Darum hat es der „Principe“ auch fast ausschließlich mit Anweisungen an den „neuen“ Fürsten zu tun, der sich Thron und Land erst erringen muß. Denn beim legitimen liegen, wie Machiavelli sagt, die Verhältnisse weit einfacher, da er, wenn ihn nicht große Laster verhaßt machen, von Natur bei seinen Untertanen beliebt ist. Desto schwieriger sind neuerrichtete Throne zu behaupten, denn „die Menschen wechseln, im Glauben ihren Zustand zu verbessern, gern ihre Herren.“

Wenn eroberte Staaten die gleiche Sprache reden wie der Eroberer, dann muß man ihr Fürstenhaus ausrotten und ihre Gesetze und Sitten unangetastet lassen. So werden sie bald mit dem Hauptstaate verschmelzen. Eroberungen unter einer fremden Nationalität sichert man am besten durch Kolonien.

„Man muß den Menschen schmeicheln oder sie vernichten, denn für leichte Unbilden rächen sie sich, für schwere (d. h. für ihre Vernichtung) können sie es nicht.“

Darum war das Verhalten Frankreichs Deutschland gegenüber ein großer Fehler. Ein Volk von dieser Anzahl und Lebenskraft läßt sich nicht vernichten und wird sich furchtbar rächen. Der Staats-

mann soll sich nicht die Frage vorlegen: „Wieviel kann ich erobern?“ sondern: „Mit wie wenig komme ich aus?“ Dann wird der minimale Gewinn dem Besiegten den hohen Einsatz eines Krieges nicht lohnend erscheinen lassen. Diese und andere Zusätze gestatte ich mir zum Werke des großen Florentiners zu machen, in der Hoffnung, dadurch seinen Wert für den Staatsmann zu erhöhen.

Mit den Gebrechen des Staates verhält es sich wie mit manchen Krankheiten, die anfangs schwer zu erkennen und leicht zu heilen, dann leicht zu erkennen und schwer zu heilen sind. Hätte man die Mahnungen des Verfassers befolgt, so hätte sich unsere Revolution nicht verhüten, wohl aber mildern lassen. Man vergleiche darüber mein „Kausalgesetz“ und das Schriftchen „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft“.

„Wer einem anderen zur Macht verhilft, geht selbst unter; denn er verursacht diese Macht entweder durch seine Geschicklichkeit oder durch seine Kraft, und beides erregt den Argwohn des mächtig Gewordenen.“

„Wer Herr eines an die Freiheit gewöhnten Staates wird und ihn nicht vernichtet, muß darauf gefaßt sein, von ihm vernichtet zu werden.“ Denn keine Zeit und keine Wohltaten bringen die Erinnerung an die alte Freiheit zum Verlöschen. Und zwar gilt dies besonders von Republiken, während in Monarchien mit dem Untergange der regierenden Familie auch der Antrieb zur Empörung erlischt.

Wer durch glückliche Umstände und die Hilfe anderer Fürst wird, hat große Schwierigkeiten, es zu bleiben. Francesco Sforza erwarb seinen Thron durch eigene Tüchtigkeit und behauptete ihn darum leicht, Cesare Borgia dagegen verdankte ihn seinem Vater. Aber durch Tüchtigkeit legte er nachträglich die Fundamente. „Ich weiß einem neuen Fürsten keine besseren Vorschriften zu geben als das Beispiel der Handlungen Cesare Borgias.“ Denn das Unglück allein brachte ihn um die Früchte seiner Bemühungen. Nach Machiavellis Urteil hätte er sich behaupten können, wenn Alexander VI. nur etwas länger gelebt hätte. Denn er hatte alle Abkömmlinge der früheren Fürsten, soweit er ihrer hatte habhaft werden können, vertilgt und damit den Anlaß zu Unruhen in seinen Staaten beseitigt; ferner alle Edelleute in Rom gewonnen, so daß sie den neuen Papst in der Hand hatten; drittens im Kardinal-

kollegium viele Freunde und war endlich auf dem besten Wege, ein so großes Gebiet mit eigenem Heere zu erringen, daß er den ersten Anprall jedes Feindes aushalten und in der Zwischenzeit Bundesgenossen gewinnen konnte. Nur seine schwere Krankheit beim Tode seines Vaters, also Unglück, verhinderte seinen dauernden Erfolg.“

„Wenn ich also alle Handlungen des Herzogs betrachte, so weiß ich ihm nichts vorzuwerfen . . . Wer es daher auf seinem neuen Throne für nötig erachtet, sich gegen die Feinde zu sichern, die Freunde zu gewinnen, durch Gewalt oder Betrug zu siegen, die Liebe und Furcht der Völker, den Gehorsam und die Ehrfurcht der Soldaten zu erwerben, die, welche ihn verletzen können oder werden, zu vernichten, die alte Ordnung der Dinge mit einer neuen zu vertauschen, streng und huldreich, großmütig und freigebig zu sein, die ungetreue Miliz zu vertilgen und eine neue zu schaffen, sich die Bündnisse der Könige und Fürsten zu erhalten, so daß sie sich ihm mit Anstand gefällig erzeigen oder ihn nur mit Scheu beleidigen, wer dies für nötig erachtet, kann keine neueren Vorbilder finden als die Taten des Herzogs.“ Nur sein Verhalten bei der Wahl Julius' II. wird ihm zum Vorwurf gemacht, da er ihn einmal beleidigt hatte. „Wer glaubt, daß bei den Großen wegen neuer Wohltaten die alten Kränkungen vergessen werden, täuscht sich.“ Hätte er auch nicht die Macht gehabt, einem Spanier die Tiara zu verschaffen, so konnte er doch die Wahl jedes Mißliebigen mit Klugheit hintertreiben.

Ein tüchtiger Mann kann auch durch Ruchlosigkeit und Grausamkeit auf den Thron kommen und sich dort behaupten, aber sie müssen „gut angewandt“ sein. „Gut angewandt lassen sich die nennen — wenn es erlaubt ist, vom Bösen sich des Wortes gut zu bedienen —, die ein einziges Mal aus der Notwendigkeit sich zu sichern geschehen und mit denen man nicht fortfährt, sondern die man zum größtmöglichen Wohle der Untertanen benutzt. Die übel angewandten aber sind die, die zwar gering anfangen, aber mit der Zeit eher anwachsen, als sich vermindern.“ Mit letzteren ist es unmöglich, sich zu behaupten. Eine neue Regierung muß sich die notwendigen Grausamkeiten bei Regierungsantritt sorgfältig überlegen und sich hüten, mit ihnen fortzufahren, um nicht Unsicherheit und

Mangel an Vertrauen zu erwecken. „Deshalb müssen die Übeltaten alle zugleich zugefügt werden, damit man sie weniger merkt und sie darum auch weniger verletzen. Die Wohltaten aber müssen nacheinander erwiesen werden, um sie besser zu bemerken. Vor allem aber muß ein Fürst sich so benehmen, daß er sich niemals zu ändern braucht, weder im Bösen noch im Guten. Denn in den Tagen des Unglücks hast du nicht mehr Zeit zum Bösen, und das Gute, das du tust, hilft dir nichts, weil man es für erzwungen hält und dir darum in keiner Weise dankt.“

Diese überaus klugen Ratschläge sollte jede Regierung beherzigen. Machiavelli ist also ein ausgesprochener Feind des terroristischen Regiments, wenigstens für längere Zeit. Wir fügen dem hinzu, daß die allgemeine Unsicherheit, die Bedrohung aller jedermann schon aus Furcht zum Helden und Feind der Regierung macht. Denn viele ziehen ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vor. Darum erzeugt der Terrorismus das gerade Gegenteil seiner Absicht: Zusammenschluß selbst Feiger, Lauer und Neutraler zu kühnen umstürzlerischen Taten. Anders ist es beim Heere. Hätten wir, wie die Franzosen, rücksichtslos Meuterer und Deserteure erschossen, dann hätte die ganze Armee in Ordnung zurückgeführt werden können, was ja auch energischen Führern mit ihrer Truppe gelang.

Wer durch Volksgunst auf den Thron kommt, hält sich leichter, als wenn er ihn durch die Unterstützung der Großen gewann. Das Volk ist auch ehrbarer als die Großen; denn letztere wollen unterdrücken, dieses nur nicht unterdrückt werden. Das Volk muß sich der Fürst unbedingt zum Freunde machen, und das geht sehr wohl, wenn „er befehlen kann, ein Mann von Herz ist, den Mißgeschick nicht verzagt macht, dem es an den übrigen Rüstungen nicht fehlt, der durch seinen Mut und seine Maßnahmen den Mut des Ganzen aufrechterhält, so wird er sich nie getäuscht finden, und er wird auf gute Grundlagen gebaut haben.“ Der unbeliebte Fürst aber kann sich in ruhigen Zeiten kein Urteil über die Bürger bilden. „Jeder beeilt sich da, jeder verspricht, jeder will für ihn sterben, wenn der Tod fern ist; in den Zeiten des Unglücks aber, wenn der Thron die Bürger nötig hat, dann finden sich wenige.“ Wer denkt nicht an 1918?!

Über die Liebe des Volkes zum Fürsten urteilt bekanntlich Graf Ottokar Czernin wesentlich pessimistischer: „Die Monarchisten, die sich aus ihrer angestammten Treue für das Herrscherhaus ein Verdienst vindizieren, täuschen sich selbst über ihre Gefühle; sie sind nicht Monarchisten, weil sie diese Staatsform für die befriedigendste halten. Und die Republikaner, welche angeblich die ‚Majestät des Volkes‘ verherrlichen, meinen de facto sich selbst dabei. Ein Volk aber wird sich auf die Dauer immer zu jener Staatsform bekehren, welche ihm am ehesten Ordnung, Arbeit, Wohlstand und Zufriedenheit bringt. Bei neunundneunzig Prozent der Bevölkerung ist der Patriotismus und ihre Begeisterung für die eine oder andere Staatsform immer nur eine Magenfrage . . . Allen Monarchen sollte gelehrt werden, daß ihr Volk sie gar nicht liebt, daß sie ihm im besten Falle ganz gleichgültig sind, daß es ihnen nicht aus Liebe nachläuft und sie nicht aus Liebe anstarrt sondern aus Neugierde, daß es ihnen nicht aus Begeisterung zjubelt sondern aus Unterhaltung und aus ‚Hetz‘ und genau so gerne pfeifen würde, wie es jubelt — daß nicht der geringste Verlaß auf die ‚Treue der Untertanen‘ ist, daß sie auch gar nicht die Absicht haben, treu zu sein, sondern nur zufrieden sein wollen, daß sie die Monarchen dulden, solange sie entweder durch die eigene Zufriedenheit dazu veranlaßt werden oder, falls nicht, solange sie nicht die Kraft haben, sie davon-zujagen.“

Das sind außerordentlich treffende Bemerkungen, die dadurch nichts an ihrem Wahrheitsgehalte verlieren, daß einem Napoleon I., Wilhelm I. oder Franz-Joseph das Volk in wahrer Liebe und Verehrung anhing.

„Die Hauptgrundlagen aller Staaten, sowohl neuer als alter oder zusammengesetzter, sind gute Gesetze und gute Waffen.“ Machiavelli ist ein Todfeind der Söldnerheere, „denn sie sind zwieträftig, ehrgeizig, ohne Kriegszucht, treulos, stark gegen die Freunde, feig gegen den Feind, sie haben keine Furcht vor Gott, keine Treue gegen die Menschen; dein Sturz verzögert sich so lange, als sich ein Angriff verzögert; im Frieden wirst du durch sie, im Kriege durch die Feinde geplündert.“ Der Verfall Italiens sei auf das Söldnerwesen zurückzuführen. Je tüchtiger der Söldnerführer sei, desto weniger könne man ihm trauen. Darum muß der Fürst persönlich ins Feld

ziehen. So sei auch die wahre Ursache für den Untergang Roms, daß die Kaiser die Goten in ihren Sold nahmen. „Ein Fürst soll kein anderes Ziel, keine anderen Gedanken haben, er soll nichts anderes zu seinem Handwerk machen als den Krieg, die Kriegszucht und Kriegskunst.“ Er soll sich im Frieden als eifriger Jäger stählen und die Geographie seines Landes genau studieren. Ferner soll er sich eifrig mit Kriegsgeschichte befassen. Darum steht der Autor auch den Künsten und Wissenschaften kühl gegenüber, weil sie verweichlichen.

Was das persönliche Verhalten des Fürsten betrifft, so konstatiert Machiavelli folgendes: „Es ist zwischen dem Menschen, wie er ist, und dem Menschen, wie er sein soll, ein so großer Unterschied, daß einer, der nicht auf das achtet, was man tut, vielmehr sich nur mit dem beschäftigt, was man tun sollte, eher sein Verderben lernt als seine Wohlfahrt. In der Tat müßte ein Mann, der sich in allem stets tugendhaft zeigen wollte inmitten so vieler, die es nicht sind, zugrunde gehen. Um sich daher auf dem Throne zu erhalten, muß ein Fürst lernen, nicht tugendhaft zu sein, sondern sich in seinem Verhalten durch die Notwendigkeit bestimmen lassen. Ich will also nicht von einem idealen Fürsten sprechen, sondern mich an die Wirklichkeit halten.“

Nummehr werden die verschiedenen Tugenden und Fehler betrachtet mit dem Resultate, daß bei genauer Untersuchung sich manches findet, was zwar tugendhaft scheint, aber den Fürsten ins Verderben stürzt, während manche Untugend ihm Sicherheit und Wohlfahrt verbürgt. Wer auf den Thron kommen will, muß freigebig scheinen, ist er aber auf dem Throne, darf man den Vorwurf des Geizes nicht scheuen, es sei denn, es handelt sich um Verschenkung fremden Eigentumes, das durch Eroberungen usw. dem Fürsten zufiel. „Denn nichts verzehrt sich so sehr wie die Freigebigkeit. Während du sie übst, verlierst du die Mittel, sie zu üben; so wirst du entweder arm und verächtlich, oder, um der Armut zu entgehen, raubgierig und verhaßt. Vor allem aber muß sich ein Fürst vor Geringschätzung und Haß hüten, und die Freigebigkeit zieht ihm beides zu.“

Dazu möchte ich bemerken, daß eine gewisse Maßlosigkeit der Belohnungen, wie sie Wallenstein oder Napoleon I. übten,

zweckmäßig ist, da sie auch zu außerordentlichen Leistungen anspornt. Allerdings dürfen sie, wie Machiavelli richtig sagt, nur aus fremdem, erobertem Eigentum stammen, um nicht die Bürger durch Steuern zu belasten.

Ganz falsch wurde die Verleihung unserer Kriegsorden gehandhabt, deren Massenhaftigkeit ihren Wert fast auf Null sinken ließ. Dazu kam, daß nicht Verdienste um die Gesamtheit, sondern nur um den Verband, dem der Betreffende angehörte, belohnt wurden. Wer ihn also häufig wechseln mußte, wurde, hatte er Glück, mit Auszeichnungen überhäuft, hatte er aber Pech, dann ging er leer aus. Die dadurch erzeugte berechtigte Verbitterung untergrub die Kampffreudigkeit der Truppen.

Der Fürst darf den Vorwurf der Grausamkeit nicht scheuen. „Durch sehr wenige abschreckende Beispiele wird er mitleidiger sein als die, welche durch zuviel Mitleid die Unordnung überhandnehmen lassen, so daß Raub und Mord entsteht. Denn hierdurch wird gewöhnlich ein ganzes Gemeinwesen geschädigt, während die vom Fürsten ausgehenden Hinrichtungen nur einzelne treffen.“ Am besten: der Fürst ist geliebt und gefürchtet. Kann er aber nur eins von beiden sein, dann ist Furcht besser als Liebe. Nur den Haß muß er meiden, indem er weder die Weiber noch die Habe der Bürger antastet. „Denn die Menschen vergessen eher den Tod ihres Vaters als den Verlust ihres Erbes.“ „Da die Menschen lieben, wenn sie wollen, aber fürchten, wenn der Fürst will, so muß ein weiser Fürst sich auf das verlassen, was von ihm abhängt, nicht auf das, was von anderen abhängt.“ Darum tut er gut, Belohnungen selbst, Strafen aber durch andere zuteilen zu lassen.

„Ein kluger Herrscher kann weder noch soll er sein Wort halten, wenn ihm dies Nachteil bringt und wenn die Gründe, die ihn zum Versprechen bewogen hatten, nicht mehr bestehen . . . Scheine mitleidig, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich und sei es; bleibe aber stets bereit, zum Gegenteil überzugehen, wenn es nötig wird . . . (Der Fürst) scheine, wenn man ihn hört, ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Gottesfurcht. Nichts ist nötiger, als sich diesen Anschein zu geben . . . Jedermann sieht, was du scheinst, wenige durchschauen, was du bist, und diese wenigen wagen es nicht, sich der Meinung der vielen zu wider-

setzen . . . Bei den Handlungen aller Menschen, und besonders der Fürsten . . . sieht man auf den Erfolg. Ein Fürst trage daher Sorge, zu siegen und den Thron zu behaupten, die Mittel werden immer für ehrenvoll gehalten und von jedermann gelobt werden; denn der Pöbel läßt sich immer vom Schein hinreißen und vom Ausgang der Sache. Auf der Welt aber gibt es nichts als Pöbel.“ In der Politik denken — oder reden — wir heute anders. Im Kriege aber ist kein Mittel zu skrupellos und grausam, wenn es nur Erfolg verspricht, als daß es verworfen würde.

Man muß in den Handlungen eines Fürsten Größe, Mut, Umsicht und Festigkeit erkennen. Hat er gute Waffen, dann findet er auch gute Verbündete nach Belieben. Aber nicht nur grimmiger Löwe sondern im Bedarfsfalle auch verschlagener Fuchs muß er sein können, dann fürchtet und achtet ihn das Volk bestimmt, vielleicht liebt es ihn sogar, und er ist sicher vor Verschwörungen. Vor allem darf der neue Fürst niemals seine Untertanen entwaffnen, sondern muß vielmehr ein Nationalheer errichten, was ihm auch mit dem Scheine der Gerechtigkeit die Möglichkeit gewährt, brauchbare Leute zu begünstigen. Nur neueroberte Gebiete muß man entwaffnen. Ganz falsch ist es, sich durch Spaltung der Untertanen zu behaupten, da dann der äußere Feind sich auf eine Partei im Lande stützen kann. Zweckmäßig ist es aber bisweilen, durch Schlaueit sich eine feindliche Partei im Lande zu schaffen, um durch deren Unterdrückung an Ansehen zu wachsen.

Festungen gegen die eigenen Untertanen sind in der Regel nicht zweckmäßig. „Die beste Festung, die es gibt, ist, nicht vom Volke gehaßt zu sein.“

Am meisten Ansehen gewinnt ein Fürst durch großartige Unternehmungen, die die Phantasie seiner Untertanen beschäftigen. So soll er auch so strafen und belohnen, daß man lange davon spricht. Bei allen Unternehmungen muß er sich in den Ruf eines hochsinnigen ausgezeichneten Mannes zu setzen verstehen. Geachtet wird er auch nur als wahrer Freund oder wahrer Feind, darum soll er es vermeiden, zu schwanken oder neutral zu bleiben, wenn zwei Nachbarmächte Krieg führen. Aber er soll sich vor Bündnissen mit einem Mächtigeren, als er selbst ist, hüten. Denn nach dem Siege hängt er von dessen Gnade ab.

Endlich soll der Fürst die Tüchtigen in jedem Berufe auszeichnen und das Volk durch Feste zerstreuen.

Von größtem Werte ist die Auswahl tüchtiger Minister. Diese dürfen niemals an sich, sondern nur an den Fürsten denken, der sie dafür mit Geld und Ehren überhäufen soll. Dann wird sich der Minister nicht an der Habe der Bürger vergreifen und alles aufbieten, dem Fürsten zu nützen.

Vor allem muß sich der Fürst vor Schmeichlern schützen. Das kann er aber nur dadurch, daß er die Wahrheit verträgt. Da nun aber die Ehrfurcht fehlen würde, wenn jedermann dem Fürsten offen seine Meinung sagen dürfte, so muß dies ein Vorrecht der Minister bleiben. „Nur diesen darf er erlauben, ihm die Wahrheit zu sagen, und nur über die Dinge, über die er sie befragt, sonst über nichts. Allein er muß sie über alles befragen und ihre Meinung hören, dann aber allein nach eigenem Gutdünken beschließen.“ „Ein Fürst soll sich also immer Ratschläge erteilen lassen, jedoch nur, wann er will, nicht, wenn andere wollen; ja er soll jedermann den Mut nehmen, ihn in irgendetwas unbefragt zu beraten. Wohl aber soll er ein großer Frager sein und über das Gefragte die Wahrheit geduldig anhören, ja es soll ihn aufbringen, wenn er bemerkt, daß ihm aus irgendwelchen Rücksichten die Wahrheit verschwiegen wird.“

Nur ein weiser Fürst kann gut beraten werden. Darum ist ein guter Rat, wer ihn auch erteilt haben mag, stets ein Beweis für die Klugheit des Fürsten.

„Nur die Verteidigungsmittel sind gut, die von dir selbst und deiner eigenen Kraft abhängen.“

Machiavelli schließt den „Principe“, den er Lorenzo von Medici, dem Herzog von Urbino, widmet, mit der Mahnung, nunmehr Italien von den „Barbaren“ zu befreien. Keine Zeit sei günstiger als die gegenwärtige, einen neuen Fürsten mit dieser großen Aufgabe erstehen zu lassen. Lorenzo sei der Mann dazu. Er möge den Krieg beginnen: „Denn der Krieg ist gerecht, der notwendig ist, und die Waffen sind fromm, die die einzige und letzte Hoffnung sind.“ Die Glieder Italiens seien gut, nur das Haupt habe bisher nichts getaugt. Darum habe jedes nur aus Italienern bestehende Heer versagt. Übrigens ist das heute noch so: Italien wurde immer besiegt, wo es noch auftrat, erreichte aber trotzdem dank seiner



Lorenzo von Medici, Herzog von Urbino

überlegenen Staatskunst am Schlusse stets sein Ziel. Machiavelli ermahnt daher den Herzog, ein nationales Heer zu errichten.

So weit der Inhalt des berühmtesten Werkes, das jemals über Staatskunst geschrieben wurde.

Vielleicht ist es nicht unzweckmäßig, daß wir noch einige Erfahrungsregeln der Geschichte den Ausführungen des großen Staatsmannes hinzufügen, da wir uns in Deutschland in einer der damaligen Lage Italiens nicht unähnlichen befinden und der in einigen Jahren auftretende Diktator etwa die gleiche Bedeutung erlangen wird, die Machiavelli für seinen „Fürsten“ vorschwebte.

Wie Machiavelli dem Fürsten zwar Leutseligkeit empfiehlt, aber darauf bedacht ist, daß er seiner Würde nichts vergibt, so müssen wir feststellen, daß Monarchen, die sich schlicht und bürger-

lich geben, keineswegs dadurch an Popularität gewinnen. Das Volk will den König als höheres Wesen betrachten. Ein Märchenkönig wie Ludwig II. von Bayern imponiert ihm, wenn er nachts durch den beschneiten Wald mit Fackelträgern und feurigen Rappen dahinfährt, aber ein „Bürgerkönig“ Louis Philipp mit Regenschirm und Börsengeschäften erregt seine Geringschätzung. Die Quintessenz lautet: Distanz! Das öffentliche Auftreten des Landesherren muß prunkvoll sein. Das sind Circenses, mit denen man Auge und Phantasie beschäftigt und Macht ausübt.

Peinlich zu verhüten sind Gesetze und Erlässe, die zu erzwingen die Macht fehlt. Die Untergrabung unserer Staatsautorität ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß im Kriege Tausende von Strafbestimmungen für alle möglichen und unmöglichen Delikte ergingen. Niemand kannte sie alle, niemand kümmerte sich mehr um sie, weil es nicht möglich war, auch bei bestem Willen, alle zu befolgen. Eine Autorität, die aber nicht die Macht hat, sich jederzeit und in allem durchzusetzen, ist keine Autorität sondern nur ein Theatergott.

Anknüpfend an Machiavellis Ratschlag, auch Erzwungenes als freiwillige Gabe hinzustellen, sei ein wesentlicher Unterschied der preußischen von der englischen Regierungsweise erwähnt. Dort handelt man von Forderungen des Volkes möglichst viel ab und hält die Verweigerung für Beweise der Staatsautorität. Im bewunderungswürdig staatsklugen England gibt man im ersten Augenblicke etwas mehr, als das Volk wünscht — selbstredend unter Nichtberücksichtigung der Radikalen —, wodurch man nicht nur die Autorität wahrt und die Petenten spaltet, sondern auch zugleich auf lange hinaus Wünsche zum Schweigen bringt.

Die Regierung ist die beste, von der man am wenigsten merkt, die Staatskunst die größte, die den Staatszwecken gerecht zu werden versteht unter gleichzeitiger größtmöglicher Aufrechterhaltung der persönlichen Freiheit. Nach dieser Richtung stehen wir in Mitteleuropa noch in den Kinderschuhen. Bei uns wird viel zu viel regiert, viel zu viel in die Privatangelegenheiten der Staatsbürger eingegriffen, auch wo das Gemeinwohl es weder fordert noch rechtfertigt. Das züchtet aber Heuchler oder Rebellen.

Wie ein nicht erzwingbares Gesetz ein Anreiz zu Gesetzesverletzungen ist, so ist jede Ungerechtigkeit gegen einen eine Drohung und Gefahr für alle.

Angesichts der großen bevorstehenden Revolution in Deutschland scheint es angezeigt, die Frage zu prüfen, ob es für die siegreiche Partei zweckmäßig sei, Rache zu nehmen? Das kann nach zwei Richtungen in Frage kommen: gegen die Umstürzler von 1918 und gegen die eigenen Parteigänger, die damals versagten. Der berechtigte Haß gegen diese sei durchaus nicht verkannt: Ein gräflicher Wachoffizier der Münchner Residenzwache, der in feiger Weise ohne Widerstand sich entwaffnen läßt; ein Obersteremonienmeister, der am Todestage seiner Königin einen großen Ball gibt, zu dem die Hofgesellschaft in hellen Scharen erscheint; ein Graf Zedlitz-Trützschler — es ist der dritte Graf in dieser Reihe! —, der seinem Kaiser zwölf Jahre als Hofmarschall dient, um ihn nachträglich in einem Buche zu verunglimpfen, sind so eklatante Fälle von Felonie, daß sie jeden Rechtlichdenkenden ohne jede Rücksicht auf seine Parteizugehörigkeit mit Empörung erfüllen. Vergleichen wir damit den Heldenkampf der letzten Hohenstauffen, die ihren Thron nur zugleich mit dem Leben verloren, ihrer tapferen Gefolgsmannen, die wetteiferten, sich für die verlorene Sache zu opfern; werfen wir einen Blick nach Frankreich, wo die republikanischen, landesfremden Schweizer sich bis zum letzten Mann für Ludwig XVI. töten ließen, dann ist der Kontrast nur desto beschämender.

Soll man Rache üben? Das Gefühl bejaht die Frage, aber Politik macht man mit dem Verstande! Und dieser sagt, daß sich das Glücksrad schnell drehen kann, daß man mit dem mildesten wirksamen Mittel operieren muß — das wäre hier die soziale Ächtung —, so daß selbst der Gegner bekenne, er würde in gleicher Lage vermutlich rücksichtsloser gewesen sein. Haß wird nicht durch Haß sondern durch Nichthaß besiegt, wie Buddha lehrt. Die scheinbare Schwäche, ein Resultat der gegen uns aufgewandten Energie, lohnt sich stets in der Folge.

Dazu ist zu beachten, daß jeder, der ein schlechtes Gewissen hat, zum heimlichen Feinde der siegreichen Partei wird. Statt also über jeden Mitläufer froh zu sein, stößt sie viele von sich ins feindliche Lager.

Das ist um so unklüger, wenn das Kräfteverhältnis der Parteien einigermaßen sich die Wage hält, und es daher nicht möglich ist, den Gegner mit Rumpf und Stumpf auszurotten.

Selbstredend ist auch dem Gegner gegenüber diese Milde angezeigt. Man vergesse nie, auch nicht im blutigsten Bürgerkriege, daß es sich um Volksgenossen handelt, und daß es kein todeswürdiges oder gar ehrloses Verbrechen ist, andere Mittel für sein Vaterland für zweckmäßiger zu halten als man selbst sie wählen würde. Da ich in meinem „Kausalgesetz“ auf diese Dinge ausführlich eingehe, mögen diese kurzen Ergänzungen zum „Principe“ hier genügen.

## ZWÖLFTES KAPITEL

### KRITIK DER „DISCORSI“ UND DES „PRINCIPE“. POLITIK UND ETHIK

Was wollte Machiavelli mit seinen „Discorsi“, in denen er die republikanische Staatsform feiert, und mit seinem „Principe“ bezwecken, in dem er einem Fürsten die Mittel an die Hand gibt, den Einheitsstaat zusammenzuschweißen, ein genialer Traum, der erst nach dreieinhalb Jahrhunderten in Erfüllung gehen sollte? Der scheinbare Widerspruch ist sehr einfach lösbar: ist auch die Republik die beste Verfassungsform nach dem Urteile des großen Staatsmannes, so kann doch nur ein einzelner die Grundlagen für eine solche schaffen.

Übrigens ist die Frage nach der „besten“ Regierungsform so wenig lösbar wie die nach dem besten Anzuge. So gut dieser passen muß, so muß auch jede Regierungsform dem Volke, seinen nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Zuständen angemessen sein. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß der Parlamentarismus eine ausgesprochen schlechte Regierungsform ist. So unentbehrlich das Volk, bzw. seine parlamentarische Vertretung, zur Kontrolle der Regierungshandlungen und zur Vorbringung von Wünschen ist, so gänzlich ungeeignet ist es zur Ausübung der Regierung selbst.

Die Entwicklung der nächsten Jahre — ich behandle sie im Einklang mit Stromer eingehend in meinem Schriftchen „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft“ — wird die sein, daß nach einem kurzen Siege der Rechtsparteien der Linksradikalismus die Gewalt an sich reißen wird. Aus dieser Partei wird der neue Diktator hervorgehen und, die Anarchie beendigend, geordnete Zustände herbeiführen. Gleichzeitig wird er das Deutschland durch Kriege zur europäischen Vormacht machen. Da ich in meinem „Kausalgesetz“ bereits im Jahre 1913 den Weltkrieg, die

Revolutionen in Rußland und Deutschland, die Spaltung der Sozialdemokratie, die Wiedererrichtung Polens, den Zerfall Österreichs und den Ungarns u. a. m., ja sogar die in kürzester Zeit bevorstehende Auslösung aller dieser Ereignisse durch ein Attentat (auf Erzherzog Franz Ferdinand) richtig vorhergesagt, mögen auch diese Prognosen die verdiente Beachtung finden. Selbstredend gilt in den Augen der Kurzsichtigen und ewig Gestrigen, also der großen Masse, stets der Weitblickende als Phantast. Nach Eintritt der Ereignisse schreien diese aber am meisten, daß sie alles hätten kommen sehen, weil es gar nicht anders möglich war. Es ist oft schwer, sich der Masse gegenüber von der Verachtung zum Mitleid durchzuringen.

Der neue Cromwell, von mir längst vorherverkündet, von Stomer als Militärdiktator etwa auf 1935 berechnet, wird zu Beginn der vierziger Jahre der legitimen Monarchie weichen.

Am Sturze dieser trugen 1918 die Monarchen selbst weit weniger die Schuld als ihre Umgebung, besonders der Adel. Wenn Machiavelli auch mit Recht auf die Ungleichheit der Staatsbürger in Monarchien im Gegensatz zu ihrer Gleichheit in Republiken hinweist, so muß der bevorrechtete Adel sich doch in ersteren mit der Aristokratie, also den Besten des Volkes, decken. Das ist aber bei uns nicht mehr der Fall. Die streng abgeschlossene Adelskaste basiert wirtschaftlich auf dem Grundbesitz. Aber längst ging das Schwergewicht auf das mobile Kapital, auf Industrie und Handel über. Stolz auf sein angeblich reingermanisches Blut, hat sich unser Adel vielfach mit Jüdinnen und insofern mit Lohengrin verwandten Amerikanerinnen vermischt, als man nach deren Herkunft zumeist nicht fragen darf. Das hindert aber nicht, daß deren Nachkommen sich eine Überlegenheit über das Bürgertum vindizieren. Wir sehen hier ganz von Familien ab, die der Herzensirrigung einer Prinzessin oder eines Fürsten ihre Noblesse verdanken. Wo aber sind die Tüchtigsten? Wo die Führer der Industrie, des Handels, die großen Forscher, Denker und Künstler usw.? Nur in England wird immer wieder versucht, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, Aristokratie und Adel zu identifizieren, indem die Hervorragendsten auf allen Gebieten nobilitiert werden.

Wir müssen fordern, daß jeder Mensch in jeder Hinsicht — also auch sozial — ganz ausschließlich nach seinen persönlichen Eigen-

schaften geschätzt und bewertet wird. Nicht die wirklichen oder fiktiven Verdienste eines Ahnherrn — sonderbarerweise ist man umso stolzer, je weiter diese zurückliegen und je unkontrollierbarer sie daher sind, — sondern allein Erziehung, Bildung, ethische Höhe, Auftreten und Leistungen bestimmen den Wert eines Menschen, nicht das, was andere, Eltern oder Ahnen, waren. Darum muß der Adel entweder gänzlich abgeschafft oder durch ein Institut ersetzt werden, das ihn tunlichst mit der Aristokratie identifiziert. Ersteres ist unzweckmäßig, da es nur auf dem Papier steht. Für Drohnen, und Parasiten, die ihren Namen an reiche Frauen verkaufen und sich auf diese unwürdige Art erhalten lassen, statt ehrlich zu arbeiten, die, vom Dünkel abgesehen, in allem hinter dem guten Bürgertume zurückstehen, bietet unsere Zeit keinen Raum. Ihnen auch noch Vorrechte irgendwelcher Art einzuräumen, ist grotesk.

Darum muß die Erblichkeit des Adels im Prinzip auf drei Generationen beschränkt werden. Unwürdige Individuen werden ausgeschlossen; alle bisherigen Adelsfamilien werden geprüft, ob sie in den letzten drei Generationen den zu stellenden Anforderungen genügten, sonst wird ihnen der Adel genommen. Wer im Bürgertume den gleichen Anforderungen entspricht, wird gleichfalls auf drei Generationen geadelt. Nur dann kann in Zukunft eine Familie auf ihr Alter stolz sein, weil dieses dann identisch ist mit vielen Vorfahren, die sich um Staat, Wirtschaft, Heer, Kunst, Wissenschaft oder das allgemeine Beste besondere Verdienste erworben haben. Um Härten zu vermeiden, gilt in nobilitierten Familien nicht nur der Heldentod sondern auch die Verwundung vor dem Feinde den vorgenannten Verdiensten gleich. Dies nur die allgemeinen Richtlinien, die Aufstellung eines Prinzips, dessen Durchführung natürlich besonderer Anordnungen bedarf. Daß sie, wie alles, was der Staat in die Hand nimmt, recht bürokratisch ausfallen wird, ist sicher, aber besser als bisher werden die Verhältnisse doch werden. Das Volk wird eine neue Autorität verehren, denn es wird die große Masse dieses neugesiebtten Adels — in dem sich zweifellos die hervorragenden Familien unseres alten Schwert- und Beamtenadels vielfach wiederfinden werden — als wahre Führerschicht anerkennen.

Nicht die Beseitigung, wohl aber die Beschränkung des bisherigen Erbrechtes liegt, zumal soweit Latifundien in Frage stehen,

gleichfalls in der Richtung der heutigen Entwicklung. Dekadente Individuen dürfen in ihren unfähigen Händen keine Macht halten. Sich gegen diese Entwicklungstendenzen aufzulehnen, ist ein unmögliches Unterfangen. Es heißt ihnen zuvorzukommen. Das Schicksalsmäßige der Zeitströmung, das auch Machiavelli anerkennt und als die eine bestimmende Hälfte neben der Persönlichkeit gelten läßt, ist ein gewaltiger Machtfaktor.

Denn der Staatsmann, und sei es der größte, schafft nur insofern Neues, als er Sprachorgan und Vollzieher des unbewußten Willens der Besten seines Volkes wird.

Machiavelli überschätzt darum, als Renaissancemensch an kraftvolle Individualitäten gewöhnt, die Wirkungsmöglichkeit des einzelnen. Aber alles ist historischen Entwicklungsgesetzen unterworfen. Wer sie erkennt oder intuitiv fühlt, wer sich kühn an die Spitze der Lawine setzt mit der Behauptung, sie zu führen, nur weil er ihren Weg wittert, der ist der große Staatsmann.

Er bildet nur die eine Komponente in der Resultante der Geschichte und bedient sich der Zeitströmung wie der Seemann der Monsune.

Dies zeigt sich klar u. a. in Machiavellis Ziel, einen Nationalstaat zu schaffen. Zu seiner Zeit bildeten sich erst die frühesten Ansätze eines solchen, denn das Mittelalter schätzte die geistigen Verbände höher als die des Blutes. Weit entfernt, es darum zu verurteilen — zur Bestimmung dieser höchsten Menschheitswerte fehlt uns der Maßstab —, müssen wir nur feststellen, daß seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts der Gedanke des Blutsverbandes gesiegt hat und auch auf Generationen triumphieren wird. Darum war es sowohl ein Fehler *Bismarcks*, das französische Lothringen zu annektieren, wie es jetzt ein Fehler der Franzosen war, das deutsche Elsaß vom Deutschtum losreißen zu wollen. Vor zwei Jahrhunderten wäre es ohne weiteres möglich gewesen; heute ist es das nicht mehr. Darum ist zu hoffen, daß der deutsche *Cromwell* in einem Jahrzehnt nach der Niederwerfung Frankreichs genügend Einsicht und Kraft besitzen wird, diesen Fehler zu vermeiden und im Prinzip sich an die Sprachengrenze zu halten. Das kommt zudem dem Deutschtume zugute. Möge er die Kraft besitzen, der fanatischen Kurzsichtigkeit der Überpatrioten, die Weisheit und Staatskunst mit Halbheit und Schwäche verwechseln, die Spitze zu bieten. Für

niemand gilt mehr die Wahrheit des Satzes: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden!“ als für den Staatslenker. Aber nur der darf sich auch Staatsmann nennen, der stark genug ist, die eigenen Parteigänger unter seinen Willen zu beugen.

Vom heutigen Standpunkt aus beurteilt, begeht Machiavelli den Fehler, das Individuum nur als Objekt der Regierung zu betrachten. Im alten Rom, in unserem Mittelalter, aber auch noch im jüngsten Preußentume ist allerdings der einzelne nur als Steinchen im Staatsgebäude angesehen, nur insofern gewertet worden, als er hier diente und nützte.

Jedermann war ausschließlich für den Staat da. In Zukunft müssen dem Individualismus größere Konzessionen gemacht werden. Zum wenigsten ist ein Reziprozitätsverhältnis wie in England zwischen Staat und Individuum herzustellen. Dabei bleibe die Frage unerörtert, inwieweit es überstaatliche, also Menschheitswerte, gibt, und inwieweit eine Persönlichkeit, wie etwa ein Naturdenkmal, Geltung beanspruchen darf, nicht weil es nützt und dient, sondern nur weil es da ist und einen hohen Menschentypus verkörpert. Denn der Staat ist für den Menschen da und nicht umgekehrt.

Machiavelli vertritt die Meinung, daß sich die Menschen immer gleichbleiben. Darum glaubt er, seine Ratschläge besäßen, weil aus der historischen Erfahrung gewonnen, für alle Zeiten Wert. Damit widerspricht er scheinbar jeglicher historischen Entwicklung, wie sie zuerst sein großer Landsmann G. B. Vico (geb. 1668 zu Neapel, gest. 1744) formulierte und die seitdem Gemeingut der Wissenschaft wurde. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar; denn was der Florentiner allein ins Auge faßt, sind die Triebe und Leidenschaften der Menschen, der Wille zur Macht, Neid, Habsucht, Mut und Feigheit usw. Diese aber haben sich in historischen Zeiten durchaus nicht nachweisbar verändert, und darum können auch Machiavellis Erkenntnisse dauernde Gültigkeit, wenigstens im großen und ganzen, beanspruchen.

Gewiß sind seine staatswissenschaftlichen Grundsätze abstrahiert aus der antiken römischen Geschichte und der seiner Zeit. Er schildert die Wirklichkeit, die sich ihm täglich bot, mit ihren Greuelthaten und Treulosigkeiten, und aus dieser nüchtern gesehenen, psychologisch

erfaßten und mit strenger Logik erfüllten Tatsachenwelt schuf er sein System. Wer diesem aber deshalb nur zeitliche Gültigkeit zuerkennen wollte, wer aus der nicht bestreitbaren Tatsache, daß Machiavelli die Wirklichkeit seiner Zeit darstellt und darum aus den Verhältnissen heraus erklärt und gerechtfertigt werden muß, den Schluß zöge, daß sich inzwischen die Menschen wesentlich änderten; daß wir gesitteter geworden seien und uns darum voll Abscheu von vielem abwenden müßten, was er lehrt, schlosse übereilt. Es ist ja richtig, daß heute nicht mehr so viel gemordet wird wie damals. Gift und Dolch sind offiziell aus dem Arsenal der Diplomatie verschwunden; man bricht nicht mehr so häufig und unverhüllt geschlossene Verträge. Immerhin wird man gut tun, auch diese Behauptung mit einem Fragezeichen zu versehen, zumal unter Berücksichtigung des Rates Machiavellis, auch sein „Fürst“ solle seinen Wortbruch durch Motive beschönigen. Doch sei zugegeben, daß wenigstens in der inneren Politik und in normalen Zeiten sich manches gemildert hat. Nicht so in revolutionären, in denen wir heute leben. Jede Zeitung verrät uns neue politische Morde und Mordorganisationen. Was aber gar die äußere Politik betrifft, so haben wir alle auch bei schlechtem Gedächtnis für die Taten der eigenen Regierung noch genügend „machiavellistische“ der feindlichen in der Erinnerung, um gut daran zu tun, unsere sittliche Entrüstung für bessere Gelegenheiten aufzusparen.

Es ist eine gar nicht zu bestreitende Tatsache, daß alle Zeiten, auch die Gegenwart, wo es zweckmäßig und nicht mit Rücksicht auf die Entlarvung und öffentliche Meinung allzu gefährlich ist, sich ganz genau derselben Mittel bedienen und auch wohl noch in ferner Zukunft bedienen werden, wie sie der „Principe“ und die „Discorsi“ empfehlen. Es ist nicht nötig, dies aus der Zeitgeschichte zu belegen, da ja jedermann wenigstens die feindlichen Verstöße gegen die Ethik im Gedächtnis hat, während es ihm Chauvinismus oder Heuchelei verbieten, die der eigenen Regierung zuzugeben.

Jedenfalls sind wir berechtigt, auch auf Grund der jüngsten Erfahrungen mit gutem Gewissen zu betonen, daß Machiavelli, gestützt auf seine genaue Menschenkenntnis, ewige politische Wahrheiten ausspricht.

Und darum ganz allein war es ihm auch zu tun! Denn dieser geniale Begründer der Staatswissenschaft betrachtete sie mit den Augen des Naturforschers. Nicht was sein soll, sondern die nackte Wahrheit, wie sie ist.

Nun wird man mit Recht die Frage aufwerfen: war er denn ein schlechter Mensch? Oder wie hätte er anders Mittel anpreisen können, die sich zum Teil durchaus nicht mit der Ethik vertragen? Er ist doch der berühmteste Verkünder der berüchtigten Maxime: „Der Zweck heiligt die Mittel“!

Selbstredend hat das alles die Denker und Moralisten seit Jahrhunderten beschäftigt, und wir werden nicht umhin können, auch kurz ihre Ansichten zu erwähnen, wiewohl sie unseres Erachtens sämtlich einseitig oder falsch sind und das Problem nicht lösen.

Daß Machiavelli ganz und gar kein schlechter Mensch war, nicht schlechter sondern ethisch höherstehend als fast alle jene, die seine Anweisungen befolgten und noch befolgen, geht klar aus seiner ungeheuren Offenheit und Wahrheitsliebe hervor. Ferner kann ein Mann, der von solch glühendem Patriotismus beseelt ist wie er, der gleich ihm unter Aufopferung und Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit dem Vaterlande dient, ganz und gar nicht unmoralisch sein, auch wenn wir nicht jede seiner Handlungen gutheißen könnten. Endlich ist die Frage nach seiner Immoralität, abgeleitet aus seinen Werken, genau so töricht, wie etwa die, einen Arzt zu verdächtigen, weil er ekelerregende und grauenhafte Krankheitsbilder beschreibt und zur Beseitigung der Leiden Messer und Gift verordnet. Wer Heiligenlegenden untersucht, ist da freilich für blöde Augen in einer besseren Position. Denn heilen wollte Machiavelli die Nöte seines Landes und seiner Zeit. Er verabscheut den Despoten, der sich seiner Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken bedient, da sie nur dazu bestimmt sind, dem großen Reformator zu dienen, der, zum Heile seines Volkes wirkend, nach vollbrachtem Werke der republikanischen Verfassung weicht. Wenn Friedrich der Große in seinem „Antimachiavell“ das schöne Wort prägt: „Der Fürst ist der erste Diener seines Staates“, so hat er gar nichts gegen Machiavelli gesagt, sondern im Gegenteil die Quintessenz seiner Forderungen in klassischer Kürze präzisiert.

Die erste Kritik der Theorien des großen Staatsmannes fällt sein berühmter Zeitgenosse Francesco Guicciardini, ein welterfahrener Mann, glänzender Stilist und nüchterner Beobachter, in seinen „*Considerationi interno ai Discorsi del Machiavelli sulla prima Deca die Tito Livio.*“ Ohne feste politische Grundsätze, aber ein Gegner des Volkes und überzeugt von der Einmaligkeit des historischen Geschehens, mildert er manches, was der Autor sagt, sucht überall, auch wo er ihm recht gibt, der „Tugend“ noch Raum zu lassen und windet sich um den Zwiespalt zwischen privater und öffentlicher Moral herum, so gut oder vielmehr so schlecht es eben gehen mag. So gibt er z. B. zu, daß in gewissen Fällen Betrug, List und Gewalt zweckmäßig seien, weigert sich aber, daraus Folgerungen zu ziehen; oder er wünscht, daß Brutus keine Söhne habe, damit sie nicht getötet werden müßten! Immerhin räumt er ein, daß auch ein lasterhafter Fürst ein großer Regent sein könne, da die Herrscherklugheit etwas anderes als die private Moral sei. Das ist zweifellos richtig, wenn auch gerade in demokratisch verwalteten Staatswesen diese Scheidung weniger gemacht wird, wie noch in allerletzter Zeit der Sturz eines bayerischen Ministerpräsidenten aus familiären Gründen bewies.

In summa kommt Guicciardini zwar an Genialität Machiavelli keineswegs gleich, noch besitzt er den Blick für die großen Linien der historischen Entwicklung, der ja nur den allerwenigsten gegeben ist, hat dafür aber eine große handwerkliche Geschäftsroutine. Übrigens nahm weder er noch ein anderer Zeitgenosse an Machiavellis Schriften, die zu seinen Lebzeiten nur handschriftliche Verbreitung fanden, Anstoß. Erst der Nachwelt blieb die sittliche Entrüstung vorbehalten, erst sie verwechselte amoralisch mit antimoralisch.

Selbstredend übergehen wir aus der ungeheuren Literatur das nichtssagende Gewäsch über Regententugenden, das sich seit der Antike wie eine ewige Krankheit und im Geiste von „Herzblättchens Zeitvertreib“ als Stilübung lebensfremder Moralpauker forterbt, aber geflissentlich gegenüber den unangenehmen Tatsachen der Politik und des realen Lebens die Augen schließt. Hieran gemessen war und blieb allerdings Machiavelli ein Abgesandter des Höllenfürsten.



Francesco Guicciardini

Die ersten ernstesten Gegner waren die Jesuiten der Gegenreformation, die eifrig danach strebten, den Staat wieder der Kirche zu unterwerfen, und damit zu Todfeinden des großen Florentiners werden mußten. Je mehr sie nun selbst sich in der Praxis seiner Mittel bedienten, desto eifriger verdamnten sie diese theoretisch, nach dem bewährten Diebsprinzip „Haltet ihn!“ rufend. Paul IV. setzte seine Werke 1559 auf den Index, was das Tridentiner Konzil 1564 bestätigte. Das hinderte keineswegs, daß Karl V. nicht nur den „Principe“ eifrig studierte, sondern daß man ohne Übertreibung behaupten kann, daß kein Staatsmann und Regent nicht aus diesem ersten praktischen Handbuch der Politik reiche Belehrung geschöpft hat.

Da man fast nur den „Principe“, nicht aber die „Discorsi“ kannte, also nur das Buch, das den Absolutismus lehrt, da zudem die Ge-

wissensfreiheit, nunmehr das dringendste Bedürfnis, nicht erwähnt war, so wurden mit dem ausgehenden 16. Jahrhundert die Protestanten die grimmigsten Feinde Machiavellis, führten sie doch sogar die Bartholomäusnacht des Jahres 1572 auf ihn zurück. So wurde die Stellung zu ihm zur Gewissenssache. An die Stelle einer wissenschaftlichen, sachlichen Kritik trat die Gesinnungstüchtigkeit.

Aber auch die absoluten Fürsten des 18. Jahrhunderts, die es ohne den „Principe“ wohl niemals geworden wären, und ihre Minister rückten von Machiavelli, den Karl V., Heinrich IV., Richelieu u. a. m. so sehr bewundert hatten, ab. Christine von Schweden ist schon schwankend, wenn sie auch vieles billigt, wie die Randnoten ihres Handexemplars beweisen. Das ist aber keineswegs auf eine plötzliche sittliche Erneuerung der Fürsten zurückzuführen, sondern auf die veränderten Verhältnisse. Die Kronen waren erblich und sicher geworden, und es war darum durchaus nicht mehr nötig, ein Reich zu schaffen, wie dies der „Principe“ zur Voraussetzung hat. So konnten die Monarchen ihren eigenen Untertanen gegenüber zu wahren Landesvätern werden. Am berühmtesten ist Friedrichs des Großen Jugendwerk, in dem er allerdings weniger dem wahren Machiavelli als einem fiktiven zu Leibe rückt. Daß seine politischen Handlungen durchaus nicht im Einklang mit seiner moralischen Entrüstung standen, ist nicht weiter verwunderlich. Erstaunlicher sind allerdings seine Bekenntnisse in einem dem Neffen hinterlassenen Quasi-Testament, in dem er, ohne Machiavelli zu nennen, seine Anweisungen sich zum guten Teile zu eigen macht. Die ehrliche Abneigung gegen den Florentiner entsprang vor allem dem Mißverständnis, der Fürst dürfe alle Verstöße gegen die Moral aus brutalem Egoismus begehen: Machiavelli hingegen räumt ihm diese nur ein, insofern er ein Werkzeug der Wohlfahrt seines Volkes ist, was der große König in jeder Beziehung sein wollte und auch war.

Bei Napoleon I. lagen die Verhältnisse ganz ähnlich, wie sie sich Machiavelli für seinen Fürsten denkt. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß der große Korsch ihn verehrt und seinen Ratschlägen Folge leistet. Fast mit dessen Worten sagt er vom Staatsmanne: „Seine Handlungen, die, nur an sich betrachtet, von

der Welt so oft getadelt werden, bilden einen integrierenden Teil des großen Werkes, das später bewundert wird und nach dem allein man ihn beurteilen kann.“

Metternich, ein Feind Machiavellis, betont in seinen Memoiren stets die unlösliche Einheit der Moral mit der wahren Staatskunst. Ihm liegt daran, vor der Nachwelt mit reiner Weste dazustehen, daher diese Verbeugung vor der Ethik, die er sich in der Praxis keineswegs immer zur Richtschnur nahm. Aber auch theoretisch, bei seinem Urteile über Napoleon, verstößt er gegen seine eigene These, da er es ganz unzweideutig abhängig sein läßt von dessen Werk und seiner Dauer.

Von den zahllosen Stimmen über den großen Florentiner, der ebenso kritiklos verhimmelt wie kritiklos verdammt wurde, interessiert uns besonders die Leopolds von Ranke, weil er rückhaltlos den Patriotismus Machiavellis anerkennt, doch irrt er in der Annahme, der „Principe“ sei nur für den unwürdigen Lorenzo geschrieben, besäße also keinen allgemeinen wissenschaftlichen Wert. Erst Heinrich Leo erkennt — neben manchen Irrtümern — richtig den „Principe“ als ein geschichtlich notwendiges Ergebnis der Renaissance an. Der Fürst, wie er beschrieben wird, war in diesen Zeiten nicht anders möglich und dadurch auch gerechtfertigt. Schließen wir diese Übersicht mit der Feststellung, daß bei weitem das Beste, Gerechteste und Geistreichste, was über Machiavelli geschrieben wurde, sich in der umfangreichen Biographie Villaris findet, die wir unserer Studie ja zugrunde legten.

Aber auch dieser tiefeschürfende und vorurteilslose Gelehrte läßt uns eine wichtige Frage unbeantwortet: die Divergenz zwischen privater und staatlicher Moral. Auch er schlägt keine Brücke zwischen der christlichen Ethik und den amoralischen (nicht antimoralischen!), nur dem Zwecke dienenden Lehren Machiavellis und verurteilt den Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ bedingungslos.

Und doch hat es noch nie einen klugen und anständigen Menschen gegeben, der ihn sich nicht zur Richtschnur genommen hätte! Wenn ich jemandem mit dem Messer den Bauch aufschneide, so wird jedermann, zumal wenn das Opfer daran stirbt, mich verdammen. Anders beim Operateur, der den Blinddarm entfernen und mir da-

durch das Leben retten will. Warum? weil sein guter Zweck der Lebensrettung das an sich verwerfliche, aber mildeste wirksame Mittel des Bauchaufschneidens, trotz der damit verbundenen Todesgefahr, rechtfertigt.

Mit anderen Worten: je reiner und edler der Zweck, zu desto stärkeren Mitteln dürfen wir greifen. Denn sie werden dadurch geheiligt. Da nun das Wohl der Gesamtheit, zumal der sittlich und intellektuell Höchststehenden, ein ganz zweifellos sehr hoher sittlicher Wert ist, so haben sich diesem auch die Mittel anzupassen und werden durch ihn geheiligt.

Wer seinen Gegner erschlägt, ist ein Mörder. Der Staat opfert Hunderttausende seiner Söhne, von den Feinden ganz zu schweigen, auf den Schlachtfeldern, und kein Verständiger wird ihn verdammen, vorausgesetzt, daß es in einem gerechten Kriege geschah. Warum? Weil der Staat ein höherer sittlicher Wert ist als der einzelne. Zu dessen Rettung dürfen deshalb auch viel höhere Werte — vorausgesetzt, daß sich dies im Rahmen des mildesten wirksamen Mittels bewegt — zerstört werden als um des einzelnen willen. Die ethische Skala der Werte bestimmt also auch die Zulässigkeit der Mittel.

Das ist alles sehr einfach, aber einer mußte es einmal als erster sagen. In meinem „Kausalgesetz“ führe ich diese Gedanken mit der erforderlichen Breite aus. Hier genüge die Feststellung, daß wir die Brücke zwischen Individual- und Staatsmoral geschlagen haben.

Wenn Machiavelli ohne jede Berücksichtigung der Ethik allein vom Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit aus die Politik und ihre Mittel einer Prüfung unterzog, war das ein großes Verdienst, ein ungeheurer Fortschritt gegenüber dem völlig versagenden salbungsvollen Tugendgerede der christlichen Moralisten, an das sich niemand weniger hielt als die Kirche selbst. Die christliche Ethik ist, an sich schon widerspruchsvoll, auf die der Staaten gänzlich unanwendbar. Wohin käme ein Staat, der immer edel und verzeihend wäre? Oder die eine Backe hält, wenn die andere geschlagen wird? Der den abstrakten Idealen, den Erzeugnissen unserer Phantasie, wie Wahrheit, Treue usw., diene, statt den Menschen? Wir wollen hier die Frage der Abweichung, ja Umkehrung der Ethik Christi in der Kirche nicht erörtern, da wir sie an der angegebenen Stelle eingehend prüften. Desto stärker aber müssen wir das gewonnene Re-

sultat unterstreichen: den Schiffbruch dieser Moral in ihrer Anwendung auf die Politik. Dies aber ganz unzweideutig und systematisch bewiesen zu haben, ist ein unsterbliches Verdienst des großen Florentiners. Die Tugendlehren der Moralisten haben kaum jemals irgendeinen Einfluß auf die Geschichte ausgeübt, weil sie, für Wolkenkuckuksheim bestimmt, in die Welt der harten Tatsachen nicht passen. Der „Principe“ aber hat, wie kein anderes staatswissenschaftliches Buch, das Angesicht der Welt verändert, auf dem Umwege über den Absolutismus das neue Europa geschaffen. Damit wurde er zu einer Weltmacht.

Heißen wir also eine un- oder gar antiethische Politik gut? Nein, im Gegenteil, nur muß die Ethik eine solche sein, daß man auch im Einklang mit ihr leben und handeln kann. Das ist aber nur die folgende: „Suche mit dem mildesten wirksamen Mittel zu operieren und ordne deine Mittel der Reinheit der Zwecke und der Höhe der sittlichen Werte unter!“ Die machiavellistische Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit ist also sittlicher Faktor anerkannt, aber er ist nicht der einzige.

Es ist besser gefangen zu nehmen als zu verwunden, besser zu verwunden als zu töten, besser einen zu töten als viele, besser ein antisoziales Individuum als ein hochwertiges zu vernichten usw. Diese Skala der Mittel hat der Privatmann so gut zu beachten wie der Staatsmann, nur daß letzterer im Hinblick auf die zu schützenden sittlichen Werte mehr opfern darf als der einzelne. Darum darf auch die Großmacht stärkere Mittel anwenden als der Kleinstaat, aber auch sie darf nicht die Axt an die Wurzel des Menschheitsbaumes legen. Besser ein verlorener Krieg als den Haß und die Verachtung der Kulturmenschheit auf sich zu laden.

Nun wird man einwenden können, daß dieser neue ethische Maßstab die praktische Politik gleichfalls lähmen würde, wenn auch gewiß nicht im gleichen Grade wie der des Spießbürgers. Aber das ist ein Irrtum.

Wenn das Individuum stirbt, dann endet mit dessen Tode auch das Verpflichtende seiner Handlungen. War der Fürst ein Verräter oder Mörder, so ist mit seinem Tode auch die Nachwirkung seines Tuns so gut wie beendet. Anders bei großen Völkern. Diese sterben nicht und haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis, nicht für Guttaten,

wohl aber für Übeltaten, die ihnen von anderen Völkern zugefügt wurden. Der Vertragsbruch eines verbündeten Staates erschüttert seine Bündnisfähigkeit auf Generationen, der eines Feindes warnt davor, ihm wieder zu trauen. Aber die Völker und Staaten sind auf diesem Planeten auf ein Zusammenleben angewiesen. So haben sich die Verhältnisse in einem wesentlichen Punkte geändert gegenüber den Zeiten Machiavellis, als nur absolute und sterbliche Fürsten auf der Bühne agierten. Diese kann man durch Mord endgültig beseitigen, ein ganzes Volk aber nicht!

Wie ich im „Kausalgesetz“ ausführe, ist fast alles das, was man gemeinhin als Tugend bezeichnet, von hohem praktischem, energieersparendem Werte. Mit Machiavellis Mitteln erzielt man zweifellos Augenblickserfolge, viele von ihnen werden immer unentbehrlich sein, aber auf die Dauer bedarf der Staat so gut des Vertrauens wie der Privatmann.

Als daher im Banne der Kriegspsychose — um nur ein Beispiel herauszugreifen — die kriegführenden Staaten sich weigerten, ihre in feindlichen Händen befindlichen Anleihen zu verzinsen, handelten sie nicht nur gegen Treu und Glauben den Geldgebern gegenüber, sondern auch kurzsichtig, wie stets schmutziger Egoismus und kleinliche Rachsucht. Allein Japan verzinst weiter wie im Frieden. Es wird sich bald zeigen, daß dies ebenso anständig wie klug war, da man dem Inselreiche in Zukunft sein Geld anvertrauen wird, das man den anderen Staaten im Hinblick auf evtl. kriegerische Verwicklungen vorenthält. Dasselbe gilt von der Gefangennahme harmloser Privatpersonen, die vom Kriege im Feindesland überrascht wurden, von der Konfiskation des Privateigentums und anderen unwirksamen und darum barbarischen Mitteln einer kurzsichtigen Kriegsführung.

Je „demokratischer“ und „parlamentarischer“ die Zeiten werden, d. h. je schneller der leitende Staatsmann wechselt, desto mehr wird man dessen Volk bis zu Kindeskindern und Urenkeln für seine Handlung haftbar machen. Deshalb gebietet die praktische Klugheit die Vermeidung von moralischen Angriffspunkten.

So war es nicht nur eine himmelschreiende Heuchelei, sondern eine erstaunliche Dummheit, Deutschland allein für den Krieg moralisch haftbar zu machen. Zunächst ist ein Krieg an sich so wenig unmoralisch wie der Frieden, sondern alles hängt von den näheren

Umständen ab. Dann wird, wenn nicht ungewöhnliche Weisheit und Selbstüberwindung die künftigen Staatsmänner leitet, dieses weltgeschichtliche Novum Schule machen, d. h. man wird den besiegten Gegner auch sittlich belasten. Das verbittert ganz unnötig den Daseinskampf, der nur dann zweckmäßig geführt wird, wenn man jede unnötige Wertvernichtung, jede vermeidbare Demütigung oder Verärgerung erspart.

Wie das Sonnenspektrum in Farben zerfällt, so die Menschheit in Nationen. Ergeben nur alle vereint das weiße Licht, so auch nur alle Völker die Menschheit. Fehlt auch nur ein einziges, so ist sie ein Torso. Wenn der Staatsmann, der Eroberer dies im Auge behält, dann wird ihm nie der ebenso barbarische wie törichte Gedanke eines Vernichtungskrieges kommen. Wie man in primitiven Zeiten den privaten Gegner erschlug, heute aber verklagt und damit ebenso gut oder schlecht zu seinem Rechte kommt, so gilt es, immer mildere wirksame Mittel auch im Konflikt zwischen Staaten anzuwenden. Wie sehr hat sich doch 1866 Bismarcks maßvolles Verhalten gegen Österreich bewährt!

Aber heute noch ist die Politik, wie mir einmal ein Staatsmann sagte, eine elegante Dame mit schmutzigen Dessous. Noch heute werden sehr oft auch die verwerflichen Mittel des „Principe“ angewandt, selbst wo der hohe sittliche Gedanke des Gemeinwohls krassem Egoismus weichen muß. Doch hat sich inzwischen im Weltgewissen etwas Neues entwickelt. Zwar ist es noch recht schwach und unvollkommen, schwankend zwischen Spießbürgermoral, die stets die Hände ringt, und brutalster Skrupellosigkeit, aber es ist immerhin vorhanden. Durchgekämpft wird es sich aber erst haben, wenn es nach Anlegung meines ethischen Maßstabes erkannt haben wird, daß erhebliche Verstöße des berechtigten Egoismus der Nationen und Staaten gegen das menschliche Solidaritätsgefühl wie der Bumerang auf den Schleuderer zurückkehren, um ihn niederzuschmettern. Denn der gründliche Kenner der Geschichte weiß, daß auch im erbittertsten Daseinskampfe der Völker nicht Schlaueheit, Verrat, Falschheit, List, Treubruch, Grausamkeit und Heuchelei, sondern auf die Dauer allein das Gute siegt, d. h. die Kraft des Körpers, des Geistes und Willens, die sittliche Tüchtigkeit und die Fähigkeit, sich für hohe Ideale zu opfern.

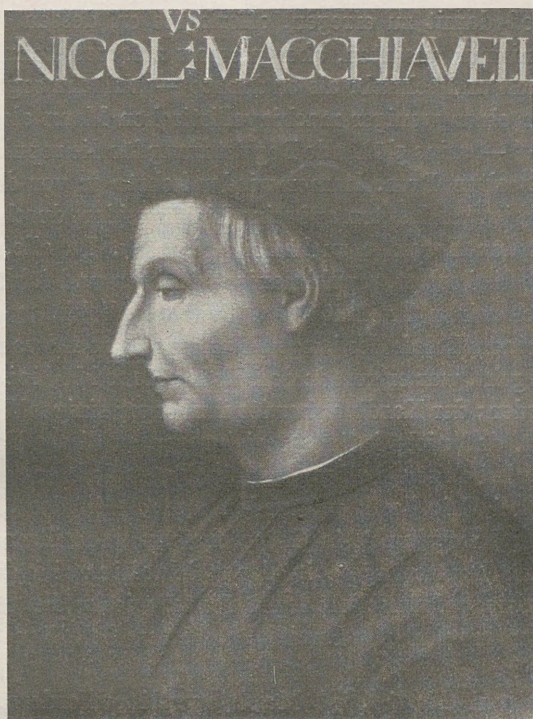
## DREIZEHNTES KAPITEL

### DIE KRIEGSKUNST, GESCHICHTE VON FLORENZ, KOMÖDIEN UND KLEINERE SCHRIFTEN

In diesen Jahren lebte Machiavelli, ungeachtet er noch in Florenz ein Haus besaß, nahezu ununterbrochen auf seinem kleinen Landsitze im Kreise seiner Familie. Daß er von seiner Frau geliebt war und sie, trotz mancher Abenteuer, bis ans Lebensende liebte, geht aus der Korrespondenz hervor. Mit seinen Kindern hatte er wenig Glück, doch soll uns das hier nicht weiter beschäftigen. Dagegen stand er in herzlichstem Briefwechsel mit seinem Neffen Giovanni Vernacci, dem Sohn seiner Schwester, der in Pera lebte. Ihn hatte er erzogen, und beide hingen aneinander in zärtlicher Liebe. Im übrigen saß er fast immer unter den Bäumen seines Wäldchens an einem Brunnen, beschäftigt mit der Lektüre italienischer und lateinischer Autoren — den „Rasenden Roland“ des Ariosto bewunderte er aufrichtig —, trauerte dem früheren Leben und dem Verluste der Vaterstadt nach und entfaltete eine rege literarische Tätigkeit, deren wichtigste Erzeugnisse wir, soweit nicht schon geschehen, gleich betrachten werden.

Erst das Jahr 1518 brachte wieder etwas Bewegung in sein Leben. Im April war er in Geschäften in Genua gewesen, besuchte nunmehr auch häufiger Florenz, wo er noch immer einige treue Freunde hatte. Vor allem wurde er nunmehr in die „*Orti Oricellarii*“, den Garten der Rucellai, aufgenommen, unter dessen herrlichen Bäumen sich die geistige Elite der Stadt versammelte.

In die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts fällt die Blüte des italienischen Schrifttums; die literarischen Interessen waren damals allgemein verbreitet. Gab es schon früher eine Platonische Akademie am Arno, begründet von Marsilio Ficino, die aber mit dessen Tode (1499) einging, so war jetzt unter den vielen litera-



Bildnis Machiavellis  
Von einem unbekanntem Florentiner Meister

rischen Vereinigungen jener Zeit die von Rucellai ins Leben gerufene die bedeutendste.

Hier trafen sich unter dem Protektorate der Brüder des 1514 verstorbenen Gründers und Erbauers des wundervollen Palastes, Bernardo Rucellais, die beiden jungen Freunde Machiavellis; Zanobi Buondelmonti und Luigi di Piero Alamanni, ferner Jacopo Nardi, Filippo dei Nerli u. a., fast alles Freunde der Medici, dazu, was sich an prominenten Gelehrten in Florenz gerade aufhielt. Alle hochgebildet, begeistert für das klassische Altertum und das neue Schrifttum Italiens.

Hier las Machiavelli seine „Discorsi“ vor und beteiligte sich am regen Gedankenaustausch über dieses grundlegende Werk.

Ohne Anstoß damit zu erregen, offenbarte er, dessen Wahrheitsliebe in Zynismus ausarten, aber niemals zulassen konnte, daß er anders sprach und schrieb, als er dachte — Villari sagt treffend: „Es gab nie einen weniger machiavellistischen Mann als Machiavelli selbst“ —, seine glühende Begeisterung für die republikanische Freiheit des alten Rom. Immer wieder kehrte er vor den ihn bewundernden jungen Leuten auf seine Lieblingsidee, durch eine Miliz Italien von den Fremden zu befreien, zurück. Da alle, angeblich auch die Medici selbst, republikanisch dachten und fühlten, so zog er sich durch seinen Freimut keine Unannehmlichkeiten zu.

Wie aus einem Briefe des jungen Filippo Strozzi vom 17. März 1519 hervorgeht, war er gerade damals ins Haus Medici selbst eingeführt worden; der Kardinal bewies ihm sogar einiges Wohlwollen. Das beweist, daß nicht intime Beziehungen zu dieser Familie, wie manche irrig behaupteten, den „Principe“ veranlaßt haben konnten.

In den Orti Oricellarii entstanden nun die in der „*Arte della Guerra*“, der Kriegskunst, in Gesprächsform noch ihren Ursprung festhaltenden Erörterungen, in denen Machiavelli das Fundament der Kriegswissenschaft legen sollte, wie er die Staatskunst schon früher in den uns bereits bekannten Schriften begründet hatte.

Der Kardinal Giulio ließ Machiavelli auffordern, ein Gutachten über die Regierung von Florenz zu schreiben und dieses direkt an deren tatsächlichen Herren, Papst Leo X., zu richten. In gleicher Weise wurden wiederholt bedeutende Persönlichkeiten veranlaßt, ihr Urteil über Reformen abzugeben; denn die Stadt war stets unruhig, sie zu regieren keineswegs leicht, da die Medici zweifellos die Mehrzahl der Bevölkerung gegen sich hatten.

Guicciardini hatte bereits drei einschlägige Abhandlungen verfaßt, in denen er Machiavellis im „Principe“ geäußerte Gedanken ablehnte, sich gegen die Gründung eines neuen Staatswesens in Norditalien wandte und den Medici, die er liebte, riet, sich durch Gunstbezeugungen Freunde zu erwerben und Florenz sparsam zu verwalten, aber unter keinen Umständen sich sichtbar der absoluten Herrschaft zu bemächtigen. Das war schon 1516 gewesen.

Ganz anders lautete Machiavellis Rat, den er im „*Discorso sopra il riformare lo stato di Firenze*“ niederlegte. Er will nicht mehr

und nicht weniger, als Florenz wieder zur wirklichen Republik machen, eine bittere Pille, die nur dadurch versüßt wird, daß die beiden Medici zu Lebzeiten das absolute Protektorat behalten sollten. Da beide, Papst und Kardinal, ohne legitime Nachkommen und Verwandte waren, so hätte sie das befriedigen können. Denn ihnen allein sollte die Wahl aller Behörden anvertraut sein, die automatisch nach ihrem Tode an die Allgemeinheit zurückgefallen wäre. Blieben die Reformvorschläge auch praktisch bedeutungslos, so beweisen sie doch wiederum Machiavellis leidenschaftliche Freiheitsliebe und schöne Offenheit, die die erste Gelegenheit benutzt, an maßgebender Stelle nicht für sich, sondern für sein geliebtes Vaterland Vorteile zu erstreben. Es erforderte Mut, die Ausführungen folgendermaßen zu schließen: „Ich glaube, daß die höchsten Ehren, die einem Menschen zuteil werden können, diejenigen sind, die ihnen ihr Vaterland freiwillig darreicht, und ich glaube, daß das höchste Gute, das man tun kann, und das Gott wohlgefälligste das ist, was man seinem Vaterlande erweist.“ Ein Streber hätte anders gesprochen.

Tatsächlich war es den Medici weit weniger um Reformen zu tun als darum, stets Hoffnungen auf solche wach zu halten, indem sie die Meinung darüber von allen Seiten einholten. Es war ein Mittel, die Geister zu beruhigen.

Der Kardinal Giulio zeigte Anzeichen von Huld Machiavelli gegenüber, indem er ihm persönlich einige sehr artige Briefe schrieb und seine Entsendung nach Lucca veranlaßte, wo er die Interessen einiger florentinischer Kaufleute vertreten sollte. Den mehrmonatigen Aufenthalt benutzte Machiavelli zu Studien und Beobachtungen, die er in dem „*Sommario della cose della città di Lucca*“ niederlegte. Interessanter als diese ziemlich unbedeutende Arbeit, die nur wiederum dafür Zeugnis ablegt, daß der große Staatsmann keine Gelegenheit vorübergehen läßt, seinen Gesichtskreis zu erweitern, ist das gleichfalls in Lucca abgefaßte Leben des Castruccio Castracani („*Vita di Castruccio Castracani*“), mehr Roman als Lebensbeschreibung des Condottiere und nachmaligen Herren von Lucca (geb. 1281, gest. 1328). Zweck der politisch-militärischen Dichtung ist, die Überlegenheit der Infanterie über die Kavallerie im Kriege zu beweisen. Das war eine der Lieblingstheorien Machiavelli.

vellis, die er bereits in den „Discorsi“ ausspricht und in der „*Arte della guerra*“ eingehend beweist. Der erdichtete Held, reich ausgestattet mit Erinnerungen aus der Kyropädie des Xenophon, Plutarch, Diodorus und anderen klassischen Autoren, aber dargestellt mit Machiavellis stilistischer Meisterschaft und Anschaulichkeit, wird zur Verkörperung seiner Lehren.

Diese werden, soweit sie militärischer Art sind, eingehend in sieben Büchern in der vorgenannten „Kriegskunst“ (*Arte della guerra*) entwickelt. Gewidmet Lorenzo di Filippo Strozzi und gedacht als Gespräche, die 1516 in den Orti Oricellarii mit mehreren Freunden geführt wurden, sind sie erst mehrere Jahre später entstanden, wahrscheinlich 1520 vollendet, im folgenden Jahre gedruckt.

Haben die „Discorsi“ ausgeführt, wie der Staat als Republik einzurichten ist, der „Principe“ gezeigt, wie eine neue absolute Regierung mit dem Ziele, ganz Italien zu befreien und unter einen Hut zu bringen, begründet werden kann, so entwickelt die „*Arte della Guerra*“, wie das Volk zur Verteidigung der Freiheit und Unabhängigkeit bewaffnet werden soll. So bilden die drei Werke zusammen eine geistige Einheit.

Während bis zum 15. Jahrhundert die Schlachten von schwergepanzerten Reitern, die dem Fußvolke bedingungslos überlegen waren, entschieden wurden, hatte von da an die Infanterie der Schweizer, nur mit Kürass und sehr langen Lanzen bewaffnet, aber in dichten Haufen wohl einexerziert, sich den Ruf der ersten Soldaten der Welt erworben. Keine Schlacht schien mehr ohne sie denkbar. Später folgten die deutschen Landsknechte und die Fußtruppen Spaniens ihrem Beispiel und ihrem Ruhme. So sprach nunmehr die Infanterie in den Schlachten das große Wort. Die Zeit der Condottieri und Ritter war vorüber, wenn auch gewiß da und dort noch Jahrhunderte später die Reiterei den Ausschlag geben konnte.

Machiavelli formulierte diese Erfahrungen zur These, daß die wahre und unüberwindliche Kraft eines Staates nur auf seinem „Volk in Waffen“, der nationalen, aus Fußtruppen bestehenden Armee beruhe, deren unübertreffliches Vorbild die römische Legion sei. Das ist ein durchaus moderner Gedanke, bewundernswürdig vor allem in Anbetracht dessen, daß ihn ein Mann aussprach, der niemals das Soldatenhandwerk erlernt hatte. Man kann Machia-

velli kühn als Vater der allgemeinen Wehrpflicht, die zuerst von Preußen eingeführt wurde, bezeichnen. Er sollte auch noch zum Reformator des Militärwesens seiner Zeit werden. Und zwar hatte er hier schnelleren und sichtbareren Erfolg als bei dem genialen Gedanken des Volksheeres. Ist es doch das Schicksal aller großen und neuen Ideen, desto weniger erfaßt und desto später verwirklicht zu werden, je grandioser sie sind. Das Gesetz der Trägheit will nicht gestatten, daß mehr als Nebendinge, wo nicht Druckfehler und Mißverständnisse, von den Zeitgenossen begriffen und in die Tat umgesetzt werden.

Verzeichnen wir zunächst einen Irrtum des großen Mannes, der allerdings durch die technische Unzulänglichkeit der Gewehre und Kanonen zu seiner Zeit nur allzu begreiflich wird: er hält nichts von den Feuerwaffen, wenigstens nicht in der offenen Feldschlacht, wo sogar die Kanonen vorgeblich nicht viel mehr als Pulverdampf erzeugten. Daß er das Gewehr, dessen man sich nur bei trockenem Wetter bedienen konnte, und das viel langsamer funktionierte als Bogen und Armbrust, hinter diesen zurücksetzt, kann ihm kein Kenner der Verhältnisse verübeln. Wohl aber verleugnet er seinen Scharfblick gegenüber der Artillerie. Denn bei Ravenna 1512, bei Novara im folgenden Jahre und bei Marignano 1515 hatte diese Waffe sich glänzend bewährt und schien sogar dem Fußvolke das Feld streitig machen zu können. Aber dies hatte er alles nicht mit eigenen Augen gesehen; denn solange er vor Pisa stand, wo er doch allein Beobachtungen sammeln konnte, war die Waffentechnik noch unentwickelter.

Aber von diesem Versäumnis abgesehen, war er der erste, der seiner Gewohnheit gemäß durch Beobachtungen, Studien und Vergleiche zu einer Theorie der Taktik seiner Zeit vordrang. Und diese hat zum guten Teil hohen Wert. „Den ersten modernen militärischen Klassiker“ nennt ihn darum Jähns, der bekannte Verfasser der Geschichte der Kriegswissenschaften.

Ein Staat, der Söldner halte, sei gezwungen, sie entweder nutzlos zu bezahlen oder fortwährend Krieg zu führen, wenn man nicht ewig in Gefahr schweben wolle, von ihnen der Macht beraubt zu werden. Deshalb gehe ein solcher Staat stets früher oder später zugrunde, im Gegensatz zu dem, der seine Bürger bewaffne. Diese

sind treu und rechtschaffen, gottesfürchtig und tüchtig, sie trügen am schwersten die Last des Krieges und seien deshalb friedfertig und keine Feinde des bürgerlichen Lebens wie die Söldner. Da Disziplin mehr Wert besitze als die Naturanlage, kann man aus jedem Lande tüchtige Soldaten ausbilden. Der Mißerfolg der Florentiner Miliz beweise nur, daß man sie in Zukunft besser einrichten müsse, aber nichts gegen die Richtigkeit der Institution als solcher. Alle gesunden Männer müßten sich vom 17. bis zum 40. Lebensjahre an bestimmten Tagen im Waffengebrauch üben. Hätte Venedig mit eigenen Söhnen seine Landschlachten geschlagen, wie es damit seine Schiffe bemannte, dann wäre es ein Weltreich geworden.

Wie vom einfachen Manne, so wird auch vom Führer Tugendhaftigkeit, Frömmigkeit und Opferwilligkeit gefordert. Das höchste Gesetz für alle ist die Wohlfahrt des Vaterlandes, ihr hat jedermann seine persönlichen Interessen zu opfern.

Das 2. Buch behandelt die Bewaffnung und Ausbildung im wesentlichen nach römischem Vorbilde. Er verlangt viel Exerzieren, auch in größeren Verbänden, und große Beweglichkeit im Gelände, ganz moderne Gedanken. Jedenfalls ist sein Bataillon eine Verbesserung der damaligen Heerhaufen der Schweizer. Das 3. Buch handelt vom Heer in Schlachtordnung, das 4. und 5. von den Bewegungen des ganzen Heeres. Das Hauptgewicht legt Machiavelli immer auf die Fähigkeit, schnell jede gewünschte Formation anzunehmen. Seine Unterschätzung der Feuerwirkung hoben wir schon hervor. Bemerkenswert ist aber sein Rat, Geschütze in aufgelösten Reihen anzugreifen, um die Verluste herabzusetzen. Das 6. Buch ist der Unterbringung des Heeres gewidmet, das normalerweise die Zahl von 24000 Infanteristen und 2000 Reitern nicht übersteigen soll, also etwa unserem Armeekorps entspricht, da zu große Truppenmassen Disziplin und Ordnung gefährden.

Noch wichtiger sind seine im 7. Buche niedergelegten Ansichten über das Festungswesen, das infolge der Artillerie in ständiger Umwandlung begriffen war. Hier hatte er persönliche Erfahrungen, die ihm in der Feldschlacht ja abgingen, vor Pisa gewonnen. Er schlägt zwei vielfach gebrochene Mauerkreise vor, mit breitem Graben zwischen beiden und hohen Türmen und Kasematten, ähnlich dem System, das Albrecht Dürer in Deutschland erdacht hatte. Dazu

kommen noch eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen von Einzelheiten, die beweisen, daß ihm in hohem Maße der Blick für die Praxis gegeben war.

Der Fürst und Heerführer, der nur im Kriege absolute Macht besitzen darf, muß vor allem befähigt sein, ein Heer auszubilden; denn das sei noch rühmlicher, als mit einem guten Heere eine Schlacht zu gewinnen. Wer an der Spitze der Staaten stehe, müsse auch seinen Platz an der Spitze der Kämpfenden einnehmen, tapfer leben und tapfer sterben. Wer diese Anweisungen als erster befolgt, so schließt Machiavelli das Buch, der wird auch die Befreiung des Vaterlandes erwirken!

Hier berühren sich wieder „Arte della Guerra“, „Discorsi“ und „Principe“. Das leitende Motiv bleibt stets der Wille zur Macht, der altrömische Gedanke des Imperialismus, der je nach den Umständen durch diplomatisches Geschick oder ein scharfes Schwert verwirklicht werden soll. Zu beidem liefert der geniale und patriotische Mann das Rezept.

Die Frucht dieser rastlosen literarischen Tätigkeit sollte nun endlich reifen: Machiavelli erhielt vom Kardinal Medici als Leiter des Studio, dem auch die Verleihung der akademischen Würden oblag, den ehrenvollen Auftrag, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Das war am 20. November 1520. Dem nachmaligen Kle mens VII. widmete der Autor sein Werk, das er auch als Papst noch unterstützte, und für das er zunächst ein Jahresgehalt von einhundert Gulden gewährte. Den Rat des Exgonfaloniere Soderini, der gegen die Medici konspirierte und dem es deshalb nicht angenehm war, daß sein früherer Vertrauensmann sichtlich ihre Gunst gewonnen hatte, die Bestallung als offizieller Geschichtsschreiber abzulehnen, befolgte er nicht. Er lehnte auch das mit doppeltem Gehalte dotierte Amt als Sekretär Prospero Colonnas, der in spanischen Diensten stand, ab.

In die Vorarbeiten zum großen Geschichtswerke fällt eine Sendung zum Generalkapitel der Franziskaner in Capri, die er im Mai 1521 durch den Kardinal erhielt. Auf der Rückkehr von dieser unbedeutenden Mission verweilte er auf Geheiß seines Auftraggebers einige Tage bei Guicciardini, der dort im Namen des Papstes das Amt des Statthalters bekleidete, in Modena.

Im Briefwechsel mit diesem kongenialen Manne schüttet Machiavelli seinen beißenden Spott über Priesterschaft, Mönchswesen und Kirche aus. Wie wir schon wissen, war er aus politischen Gründen ein Feind nicht nur des Papstes, sondern auch des Christentums, da es Sanftmut über Kraft, Dulden über Handeln, Demut über den Willen zur Macht stelle, für Vaterlandsliebe und Kühnheit der Seele keinen Platz biete. Er war nicht Heide, denn er glaubte gar nichts und hielt zwar die Religion für eine Erfindung von schlaunen Priestern und Staatsmännern, aber trotzdem für jedes Staatswesen aus praktischen Gründen für unentbehrlich. Denn was dem weltlichen Arme unerreichbar bleibe, das greife noch der geistliche.

Kaum war Machiavelli nach Florenz zurückgekehrt, als der Tod Leo X. (am 1. Dezember 1521), dem glänzendsten aller Päpste, plötzlich die Augen schloß. Ein Mäzen, wie es wenige gegeben hat, ein vielseitiger Dilettant auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, in dessen Zeit das Zenith der Renaissancekultur fällt, aber ein Mann, der, selbst ein vollkommen irreligiöser Genußmensch, auch äußerlich mehr und mehr sogar die Formen des Christentums denen der heidnischen Antike opferte, in keiner Weise der Verderbtheit der Kurie Einhalt gebot und damit geradezu die Erneuerung des Christentums durch Martin Luther erzwang. Denn haben sich auch die Päpste große Verdienste um die Wiedergeburt der Antike erworben, sie waren in gleichem Grade Totengräber der Religion, aus der sie ihre Macht herleiteten, um sie maßlos zu überspannen.

Leo X. war so gut wie ausschließlich weltlicher Fürst gewesen. Als solcher hatte er zwar die Kirche an den Rand des Verderbens gebracht, aber Rom verschönt, die Franzosen aus Italien vertrieben und Parma und Piacenza dem Stuhl Petri zurückgewonnen. Eitelkeit, Ehrgeiz und Geldgier — allerdings spendete er den Reichtum mit vollen Händen an Künstler, Sänger und Literaten als einer der größten ästhetischen Epikureer, von denen Klio weiß, — ließen seine selbstsüchtige Politik chamäleongleich beständig die Farbe wechseln. Im Jahre 1515 hatte er Franz I. von Frankreich nach der furchtbaren Schlacht bei Marignano, die den Glauben an die Unbesiegbarkeit der tapferen Schweizer erschütterte und den Franzosen Mailand eintrug, zum Beschützer von Florenz und des Kirchenstaates gewonnen und durch Aufhebung der Pragmatischen

Sanktion die gallikanische Kirche in größere Abhängigkeit von Rom gebracht. Florenz hetzte er in den Krieg gegen Urbino, durch den er zwar den Herzog Francesco Maria della Rovere zur Abtretung des Landes im Herbst 1517 an den Papst zwang, aber der Stadt enorme Kosten verursachte. Die Anhänger der Rovere im Kardinalkollegium, geführt vom Kardinal Petrucci, der über des Papstes Undank und Treulosigkeit aufgebracht war, suchten ihn im gleichen Jahre durch eine Verschwörung zu beseitigen. Sie wurde noch rechtzeitig entdeckt und Petrucci erdrosselt. Im Prozeß erpreßte Leo Geld, so gut es ging, wie ihm auch ein Schub von einunddreißig Kardinälen ungeheure Summen einbrachte. Trotzdem hinterließ er nichts als riesige Schulden. G. P. Baglioni ließ er 1520 enthaupten, nachdem er durch einen unerwarteten Überfall Perugia genommen hatte. Mit Karl V., der nach Maximilians I. Tode (am 28. Juni 1519) zum Kaiser erwählt worden war, schloß er am 21. Mai 1521 ein Bündnis unter Abfall von Frankreich, mit dessen Königshause er sich vorher verschwägert hatte. Karl, Herr über Deutschland, Spanien, die Niederlande und Neapel, schien ihm bessere Aussichten zu bieten. Sofort begann der Krieg gegen Frankreich mit der Eroberung Mailands, in das die Sforza wieder eingesetzt wurden.

Der Ablaß, der, um das nötige Geld zum Bau der Peterskirche zu beschaffen, vom Papste ausgeschrieben wurde, ist jedermann bekannt. Aber das Geld kam weniger diesem herrlichen Bau als seinen üppigen Gastereien zugute, vor allem aber entflamnte es die Gemüter in Deutschland zu religiöser Tat.

Daß nach Leos Tode die vertriebenen Fürsten in ihre Länder zurückkehrten, ist fast unnötig zu bemerken.

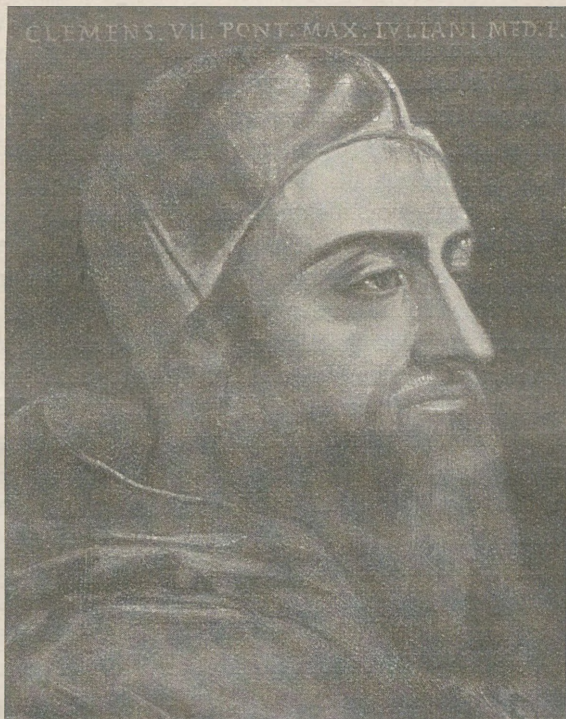
Sein Nachfolger, der Niederländer Hadrian VI., der letzte Nichtitaliener auf dem Stuhle Petri, nur aus Verlegenheitsgründen gewählt, war vom 9. Januar 1522 bis zu seinem Tode am 14. September 1523 Papst. Als Ausländer allgemein unbeliebt, dazu ohne Interessen für Kunst und Literatur, war er nur sozusagen Platzhalter des letzten legitimen Medici — Leo hatte Bruder und Neffen durch den Tod verloren —, des Kardinals Giulio, der in Florenz klug regierte. Aber von den Orti Oricellarii ausgehend, wo Machiavelli, wenn auch sicherlich unabsichtlich — Giulio entzog ihm auch nicht seine Gunst — die Jünglinge für Freiheit begeistert hatte,

und von den Soderini gefördert, ward eine Verschwörung gegen das Leben des Kardinals, der immer Reformen versprach, ohne sie je einzuführen, angezettelt. Man entdeckte sie rechtzeitig und bestrafte die Beteiligten, darunter Luigi di Tommaso Alamanni, der am 7. Juni 1522 hingerichtet wurde. Die Orti Oricellarii wurden aufgelöst, Machiavelli zog sich wieder auf das Land zurück, um die „Storie“ und seine Komödien zu schreiben.

Im Unterschiede von den Chronisten, die Jahr für Jahr die zeitgenössischen Ereignisse ohne geistige Durchdringung buchten, und von den Humanisten, die in schwungvollem Latein aus jedem kleinen Scharmützel der Florentiner eine Gigantomachie zu machen bestrebt waren, alle in der Toga, ohne jegliche lokale Färbung und Lebendigkeit, die aber immerhin, mit Flavio Biondo beginnend, historischer Kritik Bahn brachen, verläßt Machiavelli gänzlich die Einteilung nach Jahren. Aber mehr als das: er begnügt sich nicht mit der Aufzählung von Kriegstaten, wie seine Vorgänger Aretino und Bracciolini, die noch lateinisch geschrieben hatten, sondern wollte die Gründe für die Entstehung der Parteien und ihrer Kämpfe aufdecken und wird damit zum Vater der politischen und Verfassungsgeschichte.

Die acht Bücher der „*Storie Fiorentine*“ zerfallen inhaltlich in drei Teile: Das 1. Buch ist eine allgemeine Einleitung in die Geschichte des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der Anfänge der Städte bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Er beginnt mit den Barbareneinfällen, wobei er mit besonderer Liebe Theoderich den Großen behandelt, ist dieser doch ein „Principe“ nach seinem Herzen! Hier haben wir den einen Leitgedanken, dem sich oft die Tatsachen beugen müssen, während der andere die Schädlichkeit des Papsttums für die Einheit Italiens war. Wiewohl im Auftrage eines Papstes geschrieben, wiederholt das Buch fortgesetzt dieses Leitmotiv und legt damit ein glänzendes Zeugnis für die Unbestechlichkeit und wissenschaftliche Ehrlichkeit des genialen Autors ab. Ehrend aber ist es auch für Klemens VII., daß er diese offene Sprache vertrug.

Das 2. bis 4. Buch behandelt die Verfassungsgeschichte von Florenz, mit dessen Gründung beginnend bis zum Jahre 1434, d. h. bis zur Rückkehr Cosimos. Wenn er auch als erster erkennt, daß



Papst Klemens VII.

der Kampf des Volkes gegen den Adel gleichbedeutend ist mit dem des Lateinertums gegen die Eroberer germanischen Blutes, so führt er doch sonst konsequent alles auf die Initiative starker Persönlichkeiten zurück. In diesem Sinne trübt er die Quellen, so sehr er sie sonst benutzen mag. Nicht objektive Wahrheit sondern Beweise für seine Theorien, besonders die vom gewaltigen Befreier Italiens zu finden, ist das Ziel, das er sich setzt. Immer ist es die Führerpersönlichkeit, die das Volk, auf dessen Seite aber trotzdem seine Sympathien stehen, fortreißt und ihm ihren Stempel aufdrückt. Diesem Zweck dienen auch alle Rasonnements dieses ebenso geistreichen, ja genialen wie tendenziösen Werkes, das eine Fülle treffender Beobachtungen und — Machiavellis Veranlagung entsprechend, aus diesen zu allgemeinen Schlüssen zu gelangen — wert-

volle politische Erfahrungsregeln birgt. Daß die Verachtung der Söldner drastischen Ausdruck findet, bedarf kaum der Erwähnung.

Den 3. Teil, die Bücher 5—8, nimmt die neuere Geschichte (1434 bis 1492) bis zum Tode Lorenzos il Magnifico ein, also die Herrschaft der Medici. Zu verfolgen, wie diese Familie allmählich die von ihm so glühend geliebte Freiheit zerstört, ist ihm peinlich. Darum zieht er es hier vor, die äußeren Kriege der Republik zu beschreiben, statt wie bisher die Verfassungskämpfe darzustellen. Er mochte es wohl doch nicht wagen, dem hohen Auftraggeber hier unumwunden seine Meinung zu sagen.

Seine Anschauung über Aufstieg und Verfall der Nationen basiert auf der Erfahrungstatsache, daß nichts still steht und darum auf die höchste Vollkommenheit und staatliche Ordnung der Niedergang folgen müsse und umgekehrt. „So sinkt man stets vom Guten zum Schlechten und steigt vom Schlechten zum Guten. Denn die Tapferkeit gibt Ruhe, die Ruhe Müßiggang, der Müßiggang Unordnung, die Unordnung Verfall. Ebenso entsteht aus dem Verfall Ordnung, aus der Ordnung Tapferkeit, hieraus Ruhm und Glück. Es haben daher die Klugen beobachtet, daß die Wissenschaften nach den Waffen kommen, und daß in den Ländern und Republiken die Feldherren vor den Philosophen entstehen. Wenn gute Waffen Siege davon getragen haben und die Siege Ruhe, so kann die Kraft kriegerischer Gemüter durch keinen ehrbareren Müßiggang verdorben werden als den der Wissenschaften.“ Nur in Italien war es insofern anders, als zwar auch hier Kriege geführt wurden, die aber „ohne Furcht begonnen, ohne Gefahr geführt, ohne Schaden beendet wurden. Und so wurde die kriegerische Tüchtigkeit, die anderswo durch lange Friedenszeiten erlischt, durch dergleichen Kriege erstickt . . . Und wenn ich . . . weder etwas von Tapferkeit der Soldaten noch von Tüchtigkeit der Führer oder Liebe der Bürger zum Vaterlande zu erzählen habe, so wird man dagegen sehen, mit welchen Betrügereien, Listen und Ränken Fürsten, Soldaten und Häupter der Republik regierten, um sich einen guten Ruf zu schaffen, den sie keineswegs verdienten“. So beginnt das 5. Buch der „Storie“. In diesem Geiste ist alles weitere, das uns die Zeitgeschichte erzählt, gehalten, meisterhaft geschrieben, funkelnd von Geist und Lebendigkeit, aber kaltblütig die Wahrheit verge-

waltigend, wo es gilt, die Niedertracht und Feigheit der Kriegsführung zu illustrieren. Handelt es sich um einen Condottiere, der die Freiheit einer Republik raubt, wie etwa Sforza, so wird er zum Scheusal, gilt es aber, einen Mann zu schildern, der die sogenannte Freiheit verteidigt, dem idealen „Principe“ auch nur von ferne ähnelt, dann wird er mit allen Farben seiner Palette leuchtend gemalt. Sogar Dokumente werden der Tendenz zuliebe umgedichtet. Alles ist durchglüht von patriotischer Begeisterung, Liebe zum Volke und zur Freiheit, denn Machiavelli hatte eine große Seele, die Kältherzigkeit Guicciardinis, der ja schon früher eine, Machiavelli allerdings unbekannte, Geschichte von Florenz geschrieben hatte, war ihm fern. War das auch ein Fehler des objektiven Historikers, so doch ein Vorzug des Menschen, dem in erster Linie zuzuschreiben ist, wenn Machiavelli unbestritten der beste Prosaist Italiens genannt wird.

Aber auch als Dichter schuf er ganz unzweifelhaft eines der besten Werke der ganzen Literatur seines Volkes. Denn während die anderen im Banne der Antike bei Lustspielen zumeist in dem des Terenz und Plautus blieben, auch Ariost, der seine Komödien in Versen schrieb, zwar zuerst ins Volksleben griff, aber sich trotzdem nicht von den klassischen Vorbildern ganz befreite, auch der erfolgreiche Bibbiena, der, zuerst in toskanischer Prosa dichtend, zwar volkstümlich war, aber den Stoff der „*Calandria*“ dem Plautus entnahm, griff Machiavelli direkt ins Leben. Seine „*Mandragola*“ (Alraunwurzel) beweist nicht nur seinen satirischen Geist und Humor, den wir schon aus seinen Briefen kennen, sondern vor allem seine Meisterschaft in der Schilderung der Menschen seiner Zeit. Er knüpft an ein wahres Vorkömmnis an: Eine tugendhafte Frau wird durch die Hilfe eines Mönches zum Ehebruch verleitet. Die Darstellung ist höchst komisch, der Dialog glänzend wie die Charakterschilderung, alles atmet wirkliches Leben. Aber was für eines! Eine verderbte, leichtfertige, überaus sinnliche, gewissenlose Gesellschaft, die mit dem Heiligsten Spott treibt, eine Geistlichkeit, die dazu die Hand bietet und in Sophistik und leerem Formeldienst erstickt. Mutter, Gatte, Beichtvater, alle haben sich verschworen, der einzig anständigen Person des ganzen Stückes den Ehebruch anzuempfehlen, ja sie geradezu dazu zu zwingen. Nie-

mand ist sich der Schändlichkeit der Tat bewußt, am wenigsten der Beichtvater, der die Messe liest, betet, Beichte hört, die Kirchenväter studiert, die Kirche schmückt, über den Mangel an Frömmigkeit seiner Zeitgenossen klagt, um zum Schlusse alle in der Kirche zu segnen! Sehr lustig, aber eine Lustigkeit, hinter der die Tränen lauern, die fast mehr die Seele aufrührt als die Tragik des blutigen „Principe“, eine Gesellschaftssatire von erschütternder Realistik. Der Psychologe fühlt es nur zu gut: die Tränen, die der Zuschauer lacht, hat der Autor vorher geweint über den Verfall seines Volkes, über die Verworfenheit seiner Kirche und ihrer Diener. Die Meisterschaft der Charakterschilderung und des Aufbaues, die Kraft, Frische und Prägnanz der Sprache, die Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit aller Handlungen stempeln die „Mandragola“ zu einem der besten Lustspiele, die es überhaupt in irgendeiner Literatur gibt — trotz der Unwahrscheinlichkeit des reuelosen Überganges des Guten zum Bösen bei allen Handelnden — und sichern ihr noch heute Bühnenwirkung.

Das gilt nicht von Machiavellis zweiter Komödie „Clizia“, einer Nachahmung des Plautus, mit dem Leitgedanken, daß die Menschen überall und zu allen Zeiten dieselben seien, in Athen daher dasselbe von ihnen gälte wie in Florenz. Sie wurde dort zuerst 1525 aufgeführt. So schuf er zwar ein poetisches Meisterwerk in inspirierten Stunden, war aber zu sehr Rationalist, als daß man ihn zu den großen Dichtern zählen dürfte.

## VIERZEHNTE KAPITEL

### MACHIAVELLIS LETZTE LEBENSJAHRE UND SEIN TOD

Nach Hadrians VI. Tode entbrannte ein heftiger Kampf um die Tiara zwischen den Kandidaten der rivalisierenden Mächte Frankreich und Spanien. Endlich, am 19. November 1523, ging der Mediceerbastard Giulio mit Spaniens Unterstützung als Sieger hervor. Damit war auch der Würfel über Italiens Schicksal gefallen.

Der neue Papst Klemens VII. (geb. 1478) — stand im Rufe eines sittenstrengen, frommen, sehr schlaunen und rastlos tätigen Mannes, der seinem Vetter Leo X. — dieser war ein Sohn Lorenzo des Prächtigen, Klemens aber ein Bastard von dessen jüngerem 1478 ermordeten Bruder Giuliano — wertvolle Ratschläge erteilt, ja ihn geradezu geleitet habe. Das war ein Irrtum, denn so brauchbar er sich als Berichterstatter und ausführendes Organ erwiesen hatte, so ungeeignet war er als Oberhaupt. Denn Klemens fehlte jegliche Entschlußfähigkeit und Charakterfestigkeit. Daraus folgte das Unheil, das sein Pontifikat über Florenz, Italien und die Kirche brachte.

Im Oktober 1524 war Franz I. in Mailand eingezogen und hatte den tapferen Spanier Antonio de Leyva in Pavia belagert. Das spanische Entsatzheer unter Pescara und Georg von Frundsberg erzwang am 24. Februar 1525 die Schlacht, die auf Jahrhunderte über Italiens Schicksal entschied. Franz I. wurde gefangen genommen — er schrieb damals die berühmten Worte: „Alles ist verloren außer der Ehre und dem Leben“ —, Karl V. war zum mächtigsten Herrscher Europas geworden. Die Schlacht bei Pavia kostete Italien seine Unabhängigkeit. Das war zum guten Teil eine Schuld der letzten Päpste, die, den historischen Augenblick nicht begreifend und erfassend, statt für die Freiheit der Halbinsel ein-

zutreten, wozu vor allem Machiavelli fortgesetzt trieb, unentschlossen hin und her schwankten.

Denn die vom Papste angezettelte sogenannte „Verschwörung des Morone“, die im Bunde mit Frankreich, Venedig, kleineren italienischen Staaten und Pescara den Kaiser wieder vertreiben sollte, war zum Scheitern verurteilt. Die Verschwörer mißtrauten einander gegenseitig und verrieten, jeder für sich, um im Falle des Mißlingens gedeckt zu sein, Karl V. den ganzen Plan. Vor der Entscheidungsschlacht von Pavia hätte der Papst Einfluß ausüben können; nun war es zu spät, zumal Frankreich nur Beistand versprach, aber nicht hielt. Übrigens wurde Morone, der schlaue Kanzler Francesco Sforzas, zwar im Oktober 1525 verhaftet, aber auf des sterbenden Pescara Bitten, der gleichfalls ein doppeltes Spiel getrieben hatte, nach fünfvierteljähriger Gefangenschaft freigelassen und sogar zum Generalkommissär der kaiserlichen Armee ernannt. In einer Zeit, in der, von Machiavelli abgesehen, niemand an das Vaterland, jedermann nur an seinen eigenen Vorteil dachte, jeder den anderen betrog, man ohne Zögern die Fahnen wechseln und unter dem neuen Herren — wie etwa der Konnetabel von Bourbon — es zu Ruhm und Ansehen bringen konnte, nahm man den Treubruch nicht so ernst. Hatte doch sogar der Papst, die Seele dieses geplanten nationalen Krieges, um sich für den Fall eines Rückschlages zu decken, dem Kaiser einen Wink gegeben, auf seine italienischen Hauptleute aufzupassen! Vaterlandsverrat war ein Begriff, der nicht existierte. Man kannte nur Vasallentreue, ein persönliches Verhältnis zum Herren, das man aber auch keineswegs immer sehr gewissenhaft nahm. Übrigens handelten auch deutsche Fürsten noch im 18. Jahrhundert Kaiser und Reich gegenüber ebenso.

Tatsächlich beweist die Verschwörung die allgemeine Verhaßtheit der Fremden in Italien, die ein energischer, tapferer, patriotischer Mann sehr wohl zur Befreiung des Vaterlandes hätte ausnutzen können. Der „Principe“ war also keine Utopie; aber der große Mann fehlte, der seine Rolle gespielt hätte, mehr noch: niemand besaß jene edle patriotische Begeisterung, weder für sein engeres Vaterland noch gar für ganz Italien, die dazu unerläßliche Vorbedingung gewesen wäre, und die Machiavelli auf jeder Seite fordert.



Machiavelli-Kopf aus der Gesamtausgabe seiner Werke (1550)

Anfangs 1525 war er nach Abschluß des 8. Buches seiner „Storie“ nach Rom gereist, um das Werk dem Papste selbst zu überreichen. Er wurde zwar huldvoll empfangen, erhielt auch wieder 100 Gulden, aber eine Anstellung, die er in diesen für Italien so verhängnisvollen Zeitläuften doppelt heiß ersehnte, blieb zunächst wieder aus. Dafür aber gelang es seinen begeisternden Reden, Clemens VII. von der Zweckmäßigkeit der Errichtung einer Miliz in der Romagna zu überzeugen.

Hier regierte Guicciardini als Präsident, im Unterschiede zu Machiavelli ein nüchterner, kluger Gegenwartsmensch, nicht ohne politischen Instinkt für die nähere Zukunft, aber ohne genialen Seherblick und seelischen Schwung, stets in hohen Ämtern und Würden als Liebling des Glückes, nicht als dessen Stiefsohn wie dieser. Da das päpstliche Regiment in der Romagna unbeliebt war, ein Volksheer aber von der Liebe der Untertanen getragen sein muß, lehnte Guicciardini das Projekt nach eingehender Prüfung ab. In diesem von Parteien zerklüfteten Lande mit einer gewalttätigen und unruhigen Bevölkerung scheute man vor einer allgemeinen Bewaffnung zurück. So verliefen die Unterredungen Machiavellis mit dem Generalstatthalter erfolglos, und er kehrte betrübt und enttäuscht nach Florenz zurück. Übrigens setzte er den Briefwechsel mit dem Freunde noch fort, oft in forcierter Lustig-

keit, über die Mandragola, Karnevalslustbarkeiten usw. Humor ist ein Kind des Kummers, ein Ventil der Seele, das sie vor dem Zerspringen bewahrt, und so ein Bruder der Hoffnung. Und doch erwarteten beide schmerz erfüllten Herzens die heran nahende Katastrophe, wie die wichtigen politischen Erörterungen beweisen.

Da es Machiavelli gelungen war, den Papst von der Notwendigkeit Florenz neu zu befestigen zu überzeugen, studierte er dieses Projekt mit dem größten Eifer. Endlich erhielt er im Mai 1526 ein neues Amt: er wurde zum Kanzler und Bevollmächtigten der Prokuratoren der Festungswerke ernannt. Aber die Unschlüssigkeit und Knauserie des Papstes verzögerte die Ausführung der so notwendigen Arbeiten, bis es zu spät sein sollte.

Denn der Kaiser hatte inzwischen Franz I. unter schweren Bedingungen, die dieser, wie Machiavelli richtig vorhergesehen hatte, nicht willens war einzuhalten, in Freiheit gesetzt. Frankreich rüstete sofort zum Kriege, Karl V. aber, der zwar ein gutes Heer, aber kein Geld hatte, zudem in Italien unbeliebt war, wollte sich des Papstes versichern. Der Kardinal Colonna überfiel im Einverständnis mit dem Kaiser, während das päpstliche Heer in Norditalien stand, Rom, wo er zwar den Vatikan, St. Peter und die Häuser der Kardinäle plünderte, aber den Papst nicht in die Hand bekam. Ein Waffenstillstand mit dem Kaiser war das Ergebnis dieser Expedition; weitere Mißgeschicke und Demütigungen für Klemens VII. folgten. Ein päpstliches Heer wurde von den Sienesen, ohne auch nur den Kampf versucht zu haben, schmachlich in die Flucht geschlagen. Machiavelli erhielt den Auftrag, sich im September 1526 im Lager von Cremona selbst nach dem traurigen Stande der Dinge umzusehen. Zwar fiel diese Stadt, aber eine Erhebung Mailands gegen die Kaiserlichen wurde unterdrückt, das verbündete Heer war disziplinos, und endlich ging auch noch Klemens auf einen Waffenstillstand ein, der ihn zwang, das Heer wieder über den Po zurückzuführen. Schlimmer noch war, daß Georg von Frundsberg vom Norden her mit einem Einmarsch in Italien drohte, und der Papst Alfonso von Ferrara, den einzigen, der erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, beleidigt und ins gegnerische Lager getrieben hatte. Da auch der Oberstkommandierende des verbündeten Heeres,

der Herzog von Urbino, aus Feigheit oder auf Grund geheimer Instruktionen von Venedig nichts unternahm, rückte die kaiserliche Armee nach Ablauf des Waffenstillstandes gegen Bologna vor, bedrohte Florenz, das nahezu wehrlos war, und schien gar gegen Rom ziehen zu wollen. Es befand sich allerdings in trauriger Verfassung, war disziplinlos und ohne Geld. Eine Revolte am 16. März 1527 gegen den tapferen Georg von Frundsberg, von dem die Landsknechte unter Drohungen Geld forderten, erregte den alten Haudegen so, daß er einem Schlaganfall erlag. Selbst diesen Moment der Verwirrung ließen die Päpstlichen unbenutzt. So mußte das Verhängnis nahen. Klemens VII. schloß wiederum einen Waffenstillstand und entließ aus Geiz fast alle seine Truppen. Nun war Rom völlig schutzlos.

Guicciardini und Machiavelli sahen vorher, daß der Oberstkommandierende, der Konnetabel von Bourbon, unter Vorwänden den Vertrag annullieren würde und es deshalb höchste Zeit sei, an Verteidigung zu denken. Denn sie vermuteten mit Recht, daß man um Summen feilsche, aber die Absicht habe, bei besserer Witterung vorzugehen. Die Lage war so bedrohlich, daß die Familie Machiavellis während dessen Abwesenheit das Landhaus schon geräumt hatte. In Florenz aber entstand ein Aufruhr gegen den unbeliebten und bedingungslos unfähigen Regenten, Kardinal Passerini. Die Medici wurden für abgesetzt erklärt; aber bald endete auch dieser Tumult wie das Hornberger Schießen mit der Wahl einer neuen Signorie und allgemeiner Amnestie.

Inzwischen hatte das kaiserliche Heer seinen Vormarsch auf Rom fortgesetzt, in respektvoller Entfernung gefolgt vom starken und gut ausgerüsteten der Verbündeten, das es vorzog, im befreundeten Lande zu plündern, als eine Schlacht sogar unter günstigen Umständen zu liefern. So war es möglich, daß nach einem Kampfe von wenigen Stunden Rom erobert und in grauensvoller Weise geplündert, der Papst in der Engelsburg eingeschlossen wurde. Das war Anfangs Mai 1527. Guicciardinis Mahnung an den Herzog von Urbino, wenigstens jetzt einzugreifen, blieb fruchtlos, ebenso die Bitte um Hilfe an den kläglichen Passerini. Daß das deutschspanische Heer Florenz auf dem Rückmarsch einnehmen würde, konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

Nun war alles einig, Passerini zu stürzen. Am 16. Mai mußte er Florenz mit den beiden jungen Medici, Ippolito und Alessandro, verlassen. Die Republik wurde proklamiert, als Gonfaloniere Niccolò Capponi erwählt, die Verteidigung mit Feuereifer durch die Bürger in die Hand genommen. Die Festungswerke wurden nach Michelangelos Plan neu erbaut.

Die Revolution und der Regierungswechsel hatten Machiavelli, der in der letzten Zeit trotz Alter und Krankheit überall hingesandt worden war, um Informationen einzuziehen, seine Stellung wiederum gekostet. Sein letzter Brief datiert vom 22. Mai 1527 aus Civitavecchia, wo er den päpstlichen Admiral Doria vergeblich um Beistand und Verproviantierung des Heeres gebeten hatte. So kehrte er nach Florenz in unglücklichster Stimmung zurück. Denn dieser leidenschaftliche Freund der Republik war doch zuletzt, wenn auch nur zwei Jahre lang, im Dienste der Medici gestanden und wurde nun von jedermann entweder geflissentlich übersehen oder mit Mißtrauen betrachtet. Die tiefe Tragik seines an Unglück und Mißerfolgen in seiner zweiten Hälfte gewiß überreichen Lebens blieb ihm bis zum Schlusse treu. Am tiefsten schmerzte ihn, daß am 10. Juni zum Kanzler der wiedererstandenen „Zehn“ nicht er, der viele Jahre lang mit rastlosem Fleiße und glänzendem Erfolge dieses Amt verwaltet hatte, sondern ein gänzlich Unbekannter ernannt wurde. Was er zeitlebens ersehnt, der Freiheitskampf, war zur Wirklichkeit geworden, aber niemand hatte seiner gedacht. Sein Stern war erloschen.

Hatte bisher der eiserne Wille, beflügelt von der Liebe zum Vaterlande, das in tiefster Not seiner doppelt zu bedürfen schien, den kranken Körper aufrecht erhalten, so brach nunmehr die furchtbare Enttäuschung und völlige Hoffnungslosigkeit seine letzte Lebenskraft. Am 22. Juni 1527 hauchte er, umgeben von seiner Familie, und nachdem er einem Mönch gebeichtet hatte, seine große Seele aus.

In Santa Croce in der den Machiavellis gehörigen Kapelle wurde, was an ihm sterblich war, beigesetzt. Seine Familie, die er in Armut hinterlassen hatte, starb mit seinen Enkeln bald aus. Sein Name wurde vergessen oder nur mit Abscheu genannt, das Grab verfiel.

Erst im 18. Jahrhundert sollte dem Begründer der neueren Geschichtsschreibung und Verfassungsgeschichte, dem Vater der theoretischen Kriegs- und Staatswissenschaft sowie der Geschichtsberechnung, dem Dichter der besten modernen Komödie und dem glänzendsten Stilisten seines Volkes, einem der größten Söhne der Arnostadt, Italiens, ja der Kulturwelt, der eine die Zeiten überdauernde Weltmacht wurde, späte Gerechtigkeit widerfahren. Im Jahre 1782 wurden seine sämtlichen Werke in sechs Quartbänden herausgegeben, Lord Cowper aber ließ ihm durch öffentliche Sammlung ein Denkmal errichten mit der Inschrift:

Tanto nomini nullum par elogium.  
Einem solchen Namen wird kein Lob gerecht.



Machiavellis Grabmal in Santa Croce

## LITERATURNACHWEIS

Ausgaben der Werke Machiavellis sind zahlreich, die besten die 8bändige, Florenz 1813, und die unvollendete in 6 Bänden vorliegende von Passerini und Milanesi, Florenz 1873 ff. Tausende seiner Briefe sind noch ungedruckt.

Deutsche Übersetzung von Ziegler, Karlsruhe 1832—1841, 8 Bände, und von Hanns Flörke, München 1925, 5 Bde.

Von den zahlreichen Biographien legen wir die dreibändige von Pasquale Villari „*Niccolò Machiavelli e i suoi tempi*“, Mailand 1877, 2. Aufl. ebenda 1894—96, deutsch: Rudolstadt, 2. Aufl. 1882—83, zugrunde.

Die ungeheure Literatur über Machiavelli ist bei Mohl, „Die Machiavelli-Literatur“ bis 1858, zusammengetragen.

Nicht wegen des Wertes der Arbeit, sondern sozusagen aus Gründen der Kuriosität sei meine Dissertation „Die Charakteristik bei Machiavelli“, Leipzig 1902, genannt.

Benutzt wurden ferner:

F. Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. 8 Bände.

Ludwig Pastor, „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance“.

Jakob Burckhardt, „Kultur der Renaissance in Italien“.

Casimir v. Chledowski, „Rom“, München 1913.

Ludwig Gumplowicz, „Geschichte der Staatstheorien“, Innsbruck 1905.

B. Wiese und E. Percopo, „Geschichte der italienischen Literatur“, Leipzig 1920.

## PERSONENVERZEICHNIS

- Adriani, Marcello Virgilio 23, 26, 28.  
 Alamanni, Luigi die Piero 175.  
 Alamanni, Luigi di Tommaso 184.  
 Alberti, Leon Battista 14f., 53, 127.  
 Albertus Magnus 11.  
 Albizzi, Luca degli 30.  
 Alexander VI., Papst 36, 42, 54f.,  
 58ff., 64ff., 69ff., 76ff., 86, 90, 95f.,  
 98, 147.  
 Alfons I. von Aragonien, König v.  
 Neapel 43f., 52.  
 Alfons II. von Aragonien, König v.  
 Neapel 44, 65.  
 Alfonso, Fürst von Bisceglia 65.  
 Alviano, Bartolommeo d' 97, 110, 114.  
 Aretino, Leonardo 23, 184.  
 Ariosto, Lodovico 77, 128, 130, 174,  
 187.  
 Aristoteles 126, 130ff., 138.  
 Astorre Manfredi v. Faenza 65.  
  
 Bacon, Roger 11.  
 Baglioni, Atalanta 95.  
 Baglioni, Carlo 96.  
 Baglioni, Gentile 96.  
 Baglioni, Giovanni Paolo 86f., 94ff.,  
 99, 183.  
 Bajazet II., Sultan 58.  
 Bartoloni 27.  
 Bayard, Pierre du Terrail, Chevalier  
 de 118.  
 Beaumont 31.  
 Bella, Gian della 34.  
 Bembo, Pietro 112, 125, 128.  
 Benizzi, Bartolommeas. Machiavelli B.  
 Benizzi, Niccolo 20.  
 Bibbiena, Bernardo Dovizi v. 187.  
 Biondo, Flavio 184.  
 Bismarck, Otto v. 85, 133, 162, 173.  
 Boccaccio, Giovanni 10, 127, 137.  
  
 Bojardo, Matteo Maria 128, 130.  
 Bonifazius VIII., Papst 144.  
 Borgia, Alfonso de, s. Calixtus III.,  
 Papst.  
 Borgia, Angioia 130.  
 Borgia, Cesare 32, 59ff., 64ff., 86ff.,  
 96f., 101, 147f.  
 Borgia, Giovanni, Kardinal 80, 95.  
 Borgia, Jofré 59.  
 Borgia, Juan, Herzog v. Gandia 59,  
 61.  
 Borgia, Lukrezia 59, 61, 65f., 77f.,  
 128.  
 Borgia, Rodrigo Lenzuoli s. Alexan-  
 der VI., Papst.  
 Boscoli, Pietro Paolo 122.  
 Bourbon, Connétable v. 190, 193.  
 Braccesi, Alessandro 26.  
 Bracciolini, Poggio 23, 184.  
 Bramante s. Lazzari Donato.  
 Brandolini 40.  
 Brunelleschi, Filippo 18.  
 Brutus 138.  
 Buddha 14, 157.  
 Buonaccorsi, Biagio 26, 29, 69, 122.  
 Buonarrotti, Michelangelo 17, 100,  
 194.  
 Buondelmonti, Zanobi 137, 175.  
 Burckhardt, Jakob 11, 19.  
  
 Cäsar, Julius 138.  
 Calixtus III., Papst 54f., 58f.  
 Capponi, Niccolo 122, 194.  
 Cardona, Raimund v. 118f.  
 Carmagnola, Francesco di Bartolom-  
 meo Bussone, Graf v. Castelnuovo,  
 gen. 47.  
 Carvajal 118.  
 Casa, Francesco della 31.  
 Castracani, Castruccio 177.

Christine Auguste, Königin v. Schweden 168.  
Christus 14.  
Cibò, Franceschetto 57.  
Clemens VII., Papst, s. Medici Giulio.  
Colonna, Lorenzo 56.  
Colonna, Marcantonio 99.  
Colonna, Oddo, s. Martin V., Papst.  
Colonna, Pompeo, Kardinal 192.  
Colonna, Prospero 181.  
Comines, Philipp v. 44.  
Cordova y Aguilar, Gonsalvo Fernandez de 90f., 98.  
Coriglia, Don Michele 68, 80f., 90, 102ff., 106.  
Corneto, Adriano de, Kardinal 81.  
Corno, Donato del 124.  
Corsini, Lodovico 69.  
Corsini, Marietta, s. Machiavelli Marietta.  
Cowper, Lord 195.  
Czernin, Ottokar Graf 150.

Dante Alighieri 10, 13, 106.  
Diodorus 178.  
Dioskorides 23.  
Djemal Pascha 75.  
Doria, Andrea 194.  
Dschem 58, 77.  
Dürer, Albrecht 180.

Este, Alphonso I. von, Herzog v. Ferrara 77, 117, 128ff., 192.  
Este, Alphonso II. von 130.  
Este, Ercole I. von 28.  
Este, Don Giulio von 130.  
Este, Ippolito von, Kardinal 130.  
Eugen IV., Papst 52.

Ferdinand (Ferrante) I. von Aragonien, König v. Neapel 37, 40ff., 44, 55, 57, 60.  
Ferdinand II., der Katholische 90, 124, 126.  
Ferrante v. Aragonien 44.  
Ferrante 130.  
Ficino, Marsilio 174.  
Foix, Gaston de 116f.  
Foscari, Francesco, Doge 47f.

Franz I., König v. Frankreich 182, 189, 192.  
Franz v. Assisi 11.  
Franz Ferdinand, Erzherzog 160.  
Franz Joseph I., Kaiser v. Österreich 150.  
Friedrich II., Kaiser 11.  
Friedrich III., Kaiser 55.  
Friedrich d. Große 165, 168.  
Frundsberg, Georg v. 189, 192f.

Gandia, Juan, Herzog v., s. Borgia Juan.  
Gervinus, Georg Gottfried 107.  
Giacomini 97f.  
Giustinian, Antonio 78ff., 87f., 114.  
Gonsalvo Fernandez de Cordova, s. d. Gonzaga, Isabella 69.  
Gravina, Herzog v. 75f.  
Grimaldi, Luciano, v. Monaco 116.  
Guicciardini, Francesco 37, 54, 107, 128, 137, 166, 176, 184, 187, 191, 193.

Hadrian VI., Papst 183, 189.  
Heinrich IV. von Frankreich 168.  
Heinrich VIII. von England 118.

İbn Chaldun 130.  
Innocenz VIII., Papst 41, 57ff.  
Isabella v. Aragonien 41.  
Isabella v. Spanien 105.  
Iwan der Schreckliche, Zar 41.

Jacopo da Santa Croce, Kardinal 79.  
Jähns, Max 179.  
Johann, König v. Navarra 90.  
Johanna II., 52.  
Julius II., Papst 10, 38, 53, 83f., 87ff., 98ff., 111f., 114ff., 122, 148.

Karl V., Kaiser 167f., 183, 189f., 192.  
Karl VIII., König v. Frankreich 37, 41ff., 60, 62, 113.  
Klemens VII., Papst, s. Medici Giulio.  
Kolumbus, Christoforus 11, 60.  
Kopernikus, Nikolaus 11.

La Trémouille, Ludwig de 124.  
Lazzari, Donato 100.  
Leo X., Papst, s. Medici, Giovanni.

Leo, Heinrich 169.  
 Leyva, Antonio de 189.  
 Lionardo da Vinci 15ff.  
 Livius, Titus 138, 140.  
 Lodovico il Moro, Herzog v. Mailand  
 17, 41 f., 60, 64, 108.  
 Lorenzo il Magnifico 22, 36 f., 41, 56 f.,  
 128, 186, 189.  
 Louis Philipp, König v. Frankreich 156.  
 Ludwig II., König v. Bayern 156.  
 Ludwig XII., König v. Frankreich 27,  
 31 f., 37, 43, 62, 80, 85 f., 92, 105 f.,  
 108, 112, 114 ff., 124.  
 Ludwig XVI., König v. Frankreich  
 157.  
 Ludwig v. Anjou 52.  
 Luther, Martin 140, 182.  
  
 Machiavelli, Bartolommea 20, 22 f.  
 Machiavelli, Bernardo di Niccolo 20,  
 22, 31.  
 Machiavelli, Marietta 69, 174.  
 Malatesta, Isotta 11.  
 Malatesta, Pandolfo 65.  
 Malatesta, Sismondo 11.  
 Marsilio von Padua 136.  
 Martin V., Papst 51 f.  
 Masuccio de Guardati 127.  
 Matarozzo 96.  
 Maximilian I., Kaiser 42, 80, 95, 105 ff.,  
 109 ff., 114 f., 117 f., 122, 183.  
 Medici, Alessandro de 194.  
 Medici, Cosimo de 35 f., 184.  
 Medici, Giovanni de 10, 53, 57, 100,  
 116 ff., 122 ff., 177, 182 f., 189.  
 Medici, Giuliano de 36.  
 Medici, Giuliano de, Herzog v. Namour  
 120, 189.  
 Medici, Giulio de 176 f., 181, 183 f.,  
 189 ff.  
 Medici, Ippolito de 194.  
 Medici, Lorenzo de, s. Lorenzo il Ma-  
 gnifico.  
 Medici, Lorenzo de, Herzog v. Urbino  
 154 f., 169, 193.  
 Medici, Piero de 36.  
 Medici, Piero II. de 37, 42, 91, 116.  
 Metternich, Clemens Wenzel Lothar  
 Fürst v. 169.

Michelangelo s. Buonarotti Michel-  
 angelo.  
 Micheletto, Don, s. Coriglia.  
 Michelozzo, Niccolo 123.  
 Michiel, Kardinal 79.  
 Mocenigo, Doge v. Venedig 46 f.  
 Mohammed II., Sultan 56.  
 Morone 190.  
 Moses 11.  
  
 Napoleon I. 74. 150 f., 168 f.  
 Nardi, Jacopo 113, 175.  
 Nelli, Bartolommea, s. Machiavelli  
 Bartolommea.  
 Nelli, Stefano dei 20.  
 Nerli, Filippo dei 175.  
 Nicolaus V., Papst 10, 36, 52 f., 55.  
 Nietzsche, Friedrich 73.  
  
 Oliverotto da Fermo 75.  
 Orsini, Kardinal 76, 78 f.  
 Orsini, Paolo 75 f.  
 Ostwald, Wilhelm 133.  
  
 Panormita 137.  
 Parentucelli, Tommaso, s. Nicolaus V.,  
 Papst.  
 Passerini, Kardinal 193 f.  
 Paul II., Papst 56.  
 Paul IV., Papst 167.  
 Pazzi, Francesco de 36.  
 Pescara, Fernando Francesco d'Ava-  
 los, Marchese de 189 f.  
 Petrarca, Francesco 10, 18, 127.  
 Petrucci, Kardinal 183.  
 Petrucci, Tyrann v. Siena 76, 86, 97,  
 116.  
 Piccinini, Jacopo 40, 55.  
 Piccolomini, Aeneas Silvio 10, 55 f.,  
 58, 82, 108.  
 Piccolomini, Todeschini de, s. Pius III.,  
 Papst.  
 Pius II., Papst, s. Piccolomini, Aeneas  
 Silvio.  
 Pius III., Papst 82, 86.  
 Platina 56, 137.  
 Platon 131.  
 Plautus 187 f.  
 Plutarch 74, 178.  
 Poliziano, Angelo 128.

Polybius 131, 133f., 140.  
Porcaro, Stefano 55.  
Pulci, Luigi 128.  
  
Raffael, Santi 95, 100.  
Ramiro (Rimino) 74.  
Ranke, Leopold v. 169.  
René II. von Lothringen 57.  
Richelieu, Armand Jean Duplessis,  
Herzog v. 168.  
Romolino 60.  
Romulus 141.  
Rovere, Francesco Maria della 84, 183.  
Rucellai, Bernardo 175.  
Rucellai, Cosimo 137.  
  
Sadoletto 122.  
Salviati, Erzbischof 36.  
San Gallo, Antonio 112.  
Sannazaro, Jacopo 128.  
Sansovino, Andrea Contucci, gen. 100.  
Savonarola, Girolamo 12, 23, 38, 77.  
Scala, Bartolommeo 23.  
Scarampo, Prälät 52.  
Sforza, Bianca 39.  
Sforza, Caterina, Gräfin 29, 64.  
Sforza, Francesco 16, 36, 39f., 147,  
187, 190.  
Sforza, Galeazzo Maria 40f.  
Sforza, Giovan Galeazzo 41f., 60.  
Sforza, Giovanni, v. Pesaro 59f., 65.  
Sforza, Lodovico il Moro, s. Lodovico  
il Moro.  
Sforza, Muzio Attendolo 39.  
Sixtus IV., Papst 36, 56f., 84, 99.  
Smith, Adam 140.  
Soderini, Kardinal 86, 144.  
Soderini, Piero 38, 85, 92, 94, 98, 101ff.,  
106f., 113, 116, 118f., 121, 181, 184.

Soderini, Vittorio 80.  
Stromer-Reichenbach, Friedr. Frh. v.  
137, 159f.  
Strozzi, Ercole 128.  
Strozzi, Filippo 176.  
Strozzi, Lorenzo di Filippo 178.  
  
Tacitus 107.  
Terenz 187.  
Theoderich der Große 184.  
Thomas v. Aquino 134ff.  
Torello, Barbara 128.  
Trivulzio 42, 64, 114, 116.  
Troccio 79.  
  
Urbino, Guidobald, Herzog v. 74, 90.  
  
Valla, Laurentius 10f., 44, 52.  
Valori, Niccolo 92.  
Vanozza de Cataneis 59.  
Vernacci, Giovanni 174.  
Verrochio 16.  
Vettori, Francesco 107, 123ff.  
Vico, G. B. 163.  
Villari, Pasquale 39, 69, 107, 136, 169,  
176.  
Visconti, Bianca, s. Sforza, Bianca.  
Visconti, Gian Galeazzo 39.  
Visconti, Filippo Maria 39f., 47.  
Vitelleschi 52.  
Vitelli, Paolo 27f., 30, 68.  
Vitelli, Vitellozo 68, 75.  
Vitruv 14.  
  
Wallenstein, Albrecht W. E. v. 151.  
Wilhelm I., Kaiser 150.  
Xenophon 178.  
Zedlitz-Trützschler, Graf 157.

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Bildnis Machiavellis von unbekanntem zeitgenössischen Florentiner Meister (fälschlich Santi di Tito zugeschrieben). London, Sammlung Langton Douglas . . . . .	Titelbild
Jugendbildnis Machiavellis. Ölgemälde eines unbekanntenen zeitgenössischen Meisters. Wien, Palais Lanckoronski . . . . .	21
Florenz um das Jahr 1490. Anon. Holzschnitt. Berlin, Kupferstichkabinett	24/25
König Ludwig XII. von Frankreich. Anon. Holzschnitt d. Zt. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . .	29
Terrakottabüste Machiavellis. Aus: Revue archéologique, III. Serie, Bd. IX. Paris 1887 . . . . .	43
Machiavellis Landhaus Sant' Andrea in Percussina (San Casciano). Nach einer Photographie gezeichnet von O. Schulz. Aus: Wiese und Percopo, Geschichte der italienischen Literatur. Leipzig, Bibliographisches Institut . . . . .	53
Cesare Borgia. Zeitgenössisches anon. Gemälde. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	63
Marmorbüste Machiavellis (Cinquecento). Wien, Palais Lanckoronski . . . . .	71
Papst Julius II. Gemälde von Raffael. Florenz, Palazzo Pitti. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	83
Der Gonfaloniere Piero Soderini. Zeitgenössisches anon. Gemälde. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	93
Kaiser Maximilian I. Anon. Holzschnitt d. Zt. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . .	105
Giuliano von Medici, Herzog von Namour. Gemälde von Bronzino. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	121
Papst Leo X. Zu seiner Rechten der Kardinal Giulio von Medici. Gemälde von Raffael. Florenz, Palazzo Pitti, Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	125
Alfonso I. von Ferrara. Gemälde von Tizian. Madrid, Prado-Museum. Nach einer Photographie . . . . .	129
Faksimile eines Briefes Machiavellis an seinen Schwager Francesco Nigro. Aus: Charavay, Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet. Paris 1885. S. 439 . . . . .	139
Lorenzo von Medici, Herzog von Urbino. Gemälde von Bronzino. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	155
Francesco Guicciardini. Holzschnitt von Salmincio. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . .	167
Altersbild Machiavellis. Zeitgenössisches anon. Gemälde. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	175
Papst Klemens VII. Gemälde von Bronzino. Florenz, Uffizien. Photo Gebr. Alinari, Florenz . . . . .	185
Machiavelli-Kopf aus „Tutti le opere“. S. I. 1550 . . . . .	191
Machiavellis Grabmal in Santa Croce, Florenz. Photo Gebr. Alinari, Florenz	195

# I N H A L T

---

VORWORT . . . . .	7
ERSTES KAPITEL: DER MENSCH DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE . . . . .	9
ZWEITES KAPITEL: MACHIAVELLIS LEBEN UND WIRKEN BIS ZUR BEGEGNUNG MIT CESARE BORGIA . . . . .	20
DRITTES KAPITEL: DIE POLITISCHE LAGE ITALIENS UM DIE WENDE DES XV. JAHRHUNDERTS . . . . .	33
VIERTES KAPITEL: ROM UND DIE BORGIA . . . . .	50
FÜNFTES KAPITEL: MACHIAVELLI BEI CESARE BORGIA IN DER ROMAGNA . . . . .	67
SECHSTES KAPITEL: DAS ENDE DER BORGIA UND MACHIAVELLIS GESANDTSCHAFT NACH ROM . . . . .	77
SIEBENTES KAPITEL: MEHRERE GESANDTSCHAFTEN MACHIAVELLIS UND DIE ERRICHTUNG DER MILIZ . . . . .	92
ACHTES KAPITEL: MACHIAVELLIS TÄTIGKEIT BIS ZUR RÜCKKEHR DER MEDICI NACH FLORENZ . . . . .	104
NEUNTES KAPITEL: MACHIAVELLI WIRD SEINES AMTES ENTSETZT UND WENDET SICH DER SCHRIFTSTELLEREI ZU . . . . .	120
ZEHNTES KAPITEL: DIE STAATSWISSENSCHAFT VOR MACHIAVELLI UND SEINE „DISCORSI“ . . . . .	131
ELFTES KAPITEL: DER „PRINCIPE“ . . . . .	146
ZWÖLFTES KAPITEL: KRITIK DER „DISCORSI“ UND DES „PRINCIPE“, POLITIK UND ETHIK . . . . .	159
DREIZEHNTE KAPITEL: DIE KRIEGSKUNST, GESCHICHTE VON FLORENZ, KOMÖDIEN UND KLEINERE SCHRIFTEN . . . . .	174
VIERZEHNTE KAPITEL: MACHIAVELLIS LETZTE LEBENSJAHRE UND SEIN TOD . . . . .	189
LITERATURNACHWEIS . . . . .	196
PERSONENVERZEICHNIS . . . . .	197
VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN . . . . .	201

*Von Dr. Max Kemmerich erschienen folgende Bücher:*

---

DIE FRÜHMITTELALTERLICHE PORTRÄTMALEREI  
IN DEUTSCHLAND

Vergriffen

DIE FRÜHMITTELALTERLICHE PORTRÄTPLASTIK  
IN DEUTSCHLAND

Vergriffen

DIE LEBENSDAUER UND DIE TODESURSACHEN INNER-  
HALB DER DEUTSCHEN KAISER- UND KÖNIGSFAMILIEN

Vergriffen

DIE DEUTSCHEN KAISER UND KÖNIGE IM BILDE

Ein Ergänzungsbuch zum deutschen Geschichtsunterricht

Klinkhardt und Biermann, Leipzig

(Die erste authentische Ikonographie der deutschen Herrscher seit Karl d. Gr.)

*Im Verlage Albert Langen, München*

KULTUR-KURIOSA

1. Band 18. Auflage, 2. Band 12. Auflage

DINGE, DIE MAN NICHT SAGT

12. Auflage

AUS DER GESCHICHTE DER MENSCHLICHEN  
DUMMHEIT

8. Auflage

PROPHEZEIUNGEN

Alter Aberglaube oder neue Wahrheit? 4. Auflage, 9. und 10. Tausend

*Im Verlage Lhotzky, Ludwigshafen am Bodensee*

DAS KAUSALGESETZ DER WELTGESCHICHTE

2. verbesserte und vermehrte Auflage

GESPENSTER UND SPUK

5. Tausend

*Im Verlage Jos. C. Huber, Diessen am Ammersee*

DIE BERECHNUNG DER GESCHICHTE  
UND DEUTSCHLANDS ZUKUNFT

15. Tausend

*Im Verlage Ges. für Bildungs- und Lebensreform,  
Kempten i. Allgäu*

WUNDERBARE TATSACHEN AUS DEM REICHE  
DES ÜBERSINNLICHEN

*In Vorbereitung: Stein-Verlag, Wien*

DAS WELTBILD DES MYSTIKERS



# MENSCHEN VÖLKER / ZEITEN

EINE KULTURGESCHICHTE IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

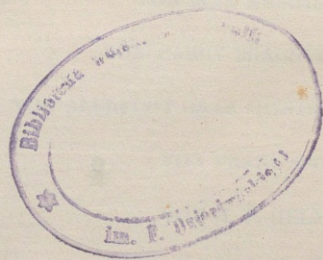
MAX KEMMERICH

---

- BAND I: HOMER UND SEINE ZEIT . . . VON THASSILO VON SCHEFFER
- BAND II: FREIHERR VOM STEIN . . . . . VON RICARDA HUCH
- BAND III: MACHIAVELLI . . . . . VON MAX KEMMERICH
- BAND IV: ROBESPIERRE . . . . . VON CARRY BRACHVOGEL
- BAND V: LINCOLN . . . . . VON ALBRECHT GRAF MONTGELAS
- BAND VI: PARACELTUS . . . . . VON FRANZ SPUNDA
- BAND VII: FRIEDRICH DER GROSSE . . . . . VON H. F. HELMOLT
- BAND VIII: LEIBNIZ . . . . . VON ALFRED BRUNSWIG
- BAND IX: JULIUS CÄSAR . . . . . VON GUGLIELMO FERRERO

---

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG





38943/

2